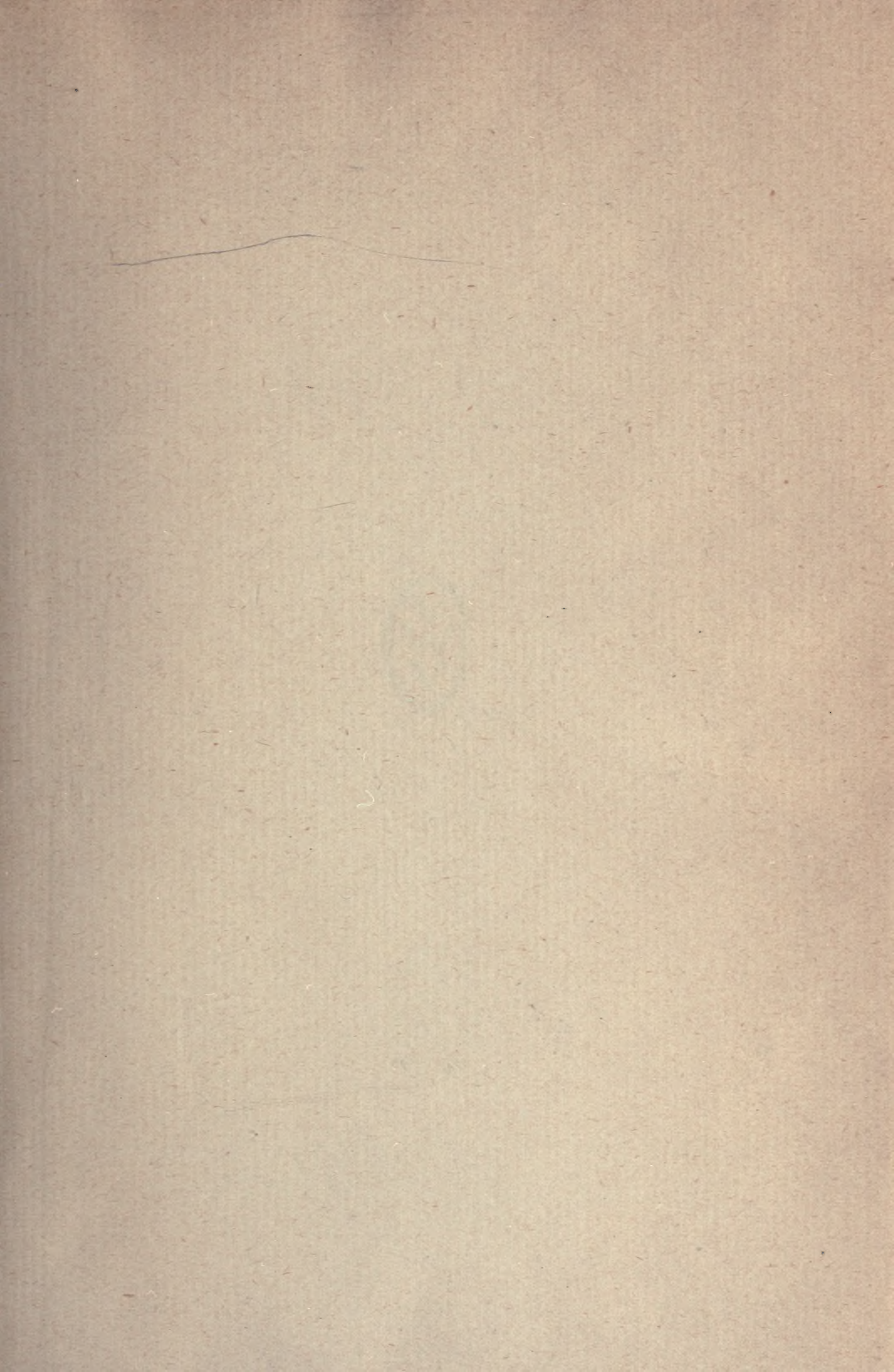
A. HAUFFEN

JOHANN FISCHART






VWV

Schriften des wissenschaftlichen Instituts
der Elsaß-Lothringer im Reich

Johann Fischart

von

Adolf Hauffen

Erster Band



Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, Georg Reimer, Karl J. Trübner, Veit & Comp.
Berlin und Leipzig 1921

Johann Fischart

Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation

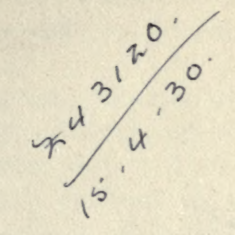
dargestellt von

Dr. Adolf Hauffen

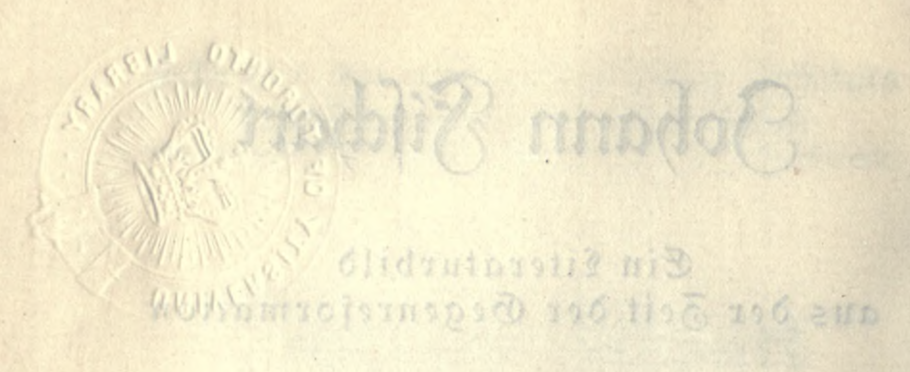
o. ö. Professor an der deutschen Universität in Prag

Erster Band

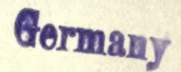




Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, Georg Reimer, Karl J. Trübner, Veit & Comp.
Berlin und Leipzig 1921



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.



Herrn

Dr. August Sauer

o. ö. Professor an der deutschen Universität in Prag

dem Lehrer und Freunde

in aufrichtiger Dankbarkeit

gewidmet

Vorwort.

Seit mehr als dreißig Jahren beschäftige ich mich mit Fischart. Nicht die Schwierigkeit dieses Stoffes allein, von dem Vilmar schon 1854 (Göttinger gelehrte Anzeigen S. 1359) erklärt hat: „Mit Fischart läßt sich nicht eilfertig verfahren“, auch sonstige Arbeiten, Verpflichtungeu und äußere Hemmnisse, zuletzt der Weltkrieg mit seinen Folgen verschuldeten es, daß mein Werk erst jetzt erscheint. Zunächst arbeitete ich auch nicht an diesem Buche, sondern an einer Auswahl von Fischarts Werken (Deutsche National-Literatur 18. Band I—III), die 1892—1895 erschien. Außerdem mußte ich, da für eine Fischart-Monographie damals durchaus nicht genug Vorarbeiten vorhanden waren und auch bis zur Gegenwart nur wenige erschienen, zahlreiche Untersuchungen über viele seiner Werke, über sein Leben und seinen Kreis ausführen, die von 1889 ab in verschiedenen Zeitschriften, zumeist im Euphorion veröffentlicht wurden und noch werden sollen. Ich konnte mein Buch dadurch wesentlich entlasten, so daß hier nur die Ergebnisse in zusammenhängender, lesbarer Darstellung vorgeführt werden.

Mehr Zeit erforderte die Vollendung meines Buches auch darum, weil ich mich bald entschließen mußte, die breiten Grundlagen, aus denen Fischarts Schriften hervorgingen, ausführlich klarzulegen. Dies war durchaus notwendig bei einer so ungemein eigenartigen, vielseitigen und fruchtbaren Persönlichkeit wie Fischart, der mit seiner schriftstellerischen Wirksamkeit in viele Wissensgebiete, auch in die Astrologie und Alchemie eingriff, der nicht nur Polyhistor wie viele andere Männer seiner Zeit war, sondern auch ein verständnisvoller Freund der Musik und der

bildenden Kunst, der auch als politischer Dichter und Journalist auftrat und als literarischer Vertreter des Protestantismus mitten im heißen konfessionellen Kampfe stand, der kein engherziger Stubengelehrter, sondern ein genauer Kenner der breiten Schichten seines Volkes und ihrer geistigen Äußerungen war, dessen Schrifttum also das vielgestaltige, an Widersprüchen reiche deutsche Geistesleben jener Zeit deutlich wiederspiegelt.

Bei dieser eingehenden Schilderung der Umwelt und des Hintergrundes von Fischarts Wirksamkeit durfte aber die Würdigung seiner zahlreichen Schriften nicht zu kurz kommen, besonders nicht bei der Geschichtklitterung, die in Form und Gehalt als ein kennzeichnendes Abbild der Vorzüge und Schwächen von Fischarts Art und von verwandten Dichtungen seiner Zeit gelten kann. Da mein Werk nicht nur für Literarhistoriker, sondern auch für Gelehrte anderer Wissenszweige, hauptsächlich für Geschichtsschreiber und Kulturhistoriker, auch für Schriftsteller und weitere gebildete Kreise berechnet ist, können meine Darlegungen manchen, die aus bestimmten Gründen einen Einblick in Fischarts Schrifttum und das seiner Zeit gewinnen wollen, das zeitraubende und für Fernerstehende nicht sehr angenehme Lesen seiner zahlreichen, oft sehr umfänglichen Schriften ersparen.

Noch eine große Schwierigkeit erwuchs mir bei der Durchführung dieser Aufgabe. Fischarts Leben ist große Strecken lang ganz in Dunkel gehüllt. Briefe von ihm und an ihn sind nicht erhalten. Sein ziemlich reichhaltiger handschriftlicher Nachlaß bringt verschwindend wenig Belege zu seinem Leben und seiner Abstammung. Vor allem sind in Straßburg durch den Brand der Kanzlei 1686, durch die Plünderung des Rathauses 1789, durch die Beschießung der Stadt 1871 viele Urkunden vernichtet worden. Aber auch sonst waltet ein Unstern über ihn betreffende urkundlichen Belege. Kurze Zeit nach Fischarts Geburt, erst von 1551 ab begannen in Straßburg die Eintragungen in die Taufbücher. Die Matrikeln der Straßburger Akademie sind erst von 1621 ab erhalten. Wenige Jahre nach seinem Studium in Siena, erst von 1573 ab wird die Matrikel der deutschen Nation daselbst eröffnet, während die Eintragungen bei den deutschen Studenten der benachbarten italienischen Universitäten viel früher

begannen. Vom Liber procuratorum der deutschen Nation in Paris ist weit mehr erhalten als bei den übrigen Nationen, aber gerade die für Fischart in Betracht kommenden Jahre 1553—1612 fehlen. Eine einzige akademische Urkunde, die seiner Promotion zum Doktor beider Rechte in Basel im Jahre 1574, ist erhalten, aber die fortlaufende Sammlung der dort gedruckten juristischen Dissertationen beginnt erst mit 1576. Für Michael Braun, den Vorgänger Fischarts als Amtmann in Forbach sind mehr Belege seiner Wirksamkeit vorhanden, als für Fischart selbst.

Um nun den Lebens- und Bildungsgang Fischarts zu beleben und abzurunden, mußte ich trachten, die klaffenden Lücken auszufüllen und die wenigen Urkunden und Belege sowie die spärlichen Aussprüche Fischarts zu ergänzen. Beides durch Beweisgründe, die ich aus der Erforschung des Lehrzieles und des Unterrichtsbetriebes an der Straßburger Akademie, an den Universitäten in Paris, Siena und Basel, sowie der damaligen Verhältnisse in seiner Heimatstadt, in den genannten Universitätsstädten, am Reichskammergericht in Speyer und in der Amthauptmannschaft Forbach gewann. So geriet ich allerdings auf den gefährlichen Abweg der Vermutungen und Kombinationen. Doch ging ich hierbei überaus vorsichtig vor, und seit der Veröffentlichung meiner betreffenden Studien (1912—1914), die eine Vorarbeit zu dem ersten Buch meines Werkes darstellen, machte mir niemand den Vorwurf einer dabei betätigten allzu großen Einbildungskraft. Alle übrigen neun Bücher meines Werkes enthalten eine auf streng wissenschaftlicher Forschung aufgebaute, rein sachliche Darstellung.

So bemühte ich mich auch, Fischart als Menschen und Dichter möglichst sachlich und gerecht aufzufassen und zu würdigen. Gelegentlich hat J. Zeidler ausgesprochen: „Man kann nur als Protestant Fischarts Persönlichkeit voll würdigen." Diese Behauptung hoffe ich als Katholik durch mein Werk zu widerlegen. Freilich hat der bekannte katholische Geschichtsschreiber Johannes Janssen in dem 6. Bande seiner „Geschichte des deutschen Volkes" Fischart überaus ungerecht behandelt, hauptsächlich durch Verschweigen seiner besondern Vorzüge und seiner besten Dichtungen, während die Schweizer Protestanten Heinrich

Kurz und Wilhelm Wackernagel Fischart als Religionsverwandten gelegentlich überschätzt haben.

Wo ich Beispiele aus Fischarts Dichtungen wiedergebe, habe ich der leichteren Lesbarkeit wegen die damalige Rechtschreibung gemildert und die heutige Setzung der Satzzeichen durchgeführt. Ähnlich ging M. H. Jellinek in seiner „Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik" vor und zwar mit einer guten Begründung (2. Band, S. VI f.). Folgerichtigkeit ist dabei freilich schwer einzuhalten.

Vor mehreren Jahren hatte ich einen Vertrag mit einem angesehenen süddeutschen Verlage abgeschlossen. Aus durchaus verständlichen Gründen konnte er mir noch im Sommer 1919 keine bestimmte Frist für den Druckbeginn in Aussicht stellen. Durch gütige Vermittlung des Geheimen Studienrates Prof. Dr. Johannes Bolte, des Leiters der vom Verlage Karl J. Trübner in Straßburg (jetzt zur Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. gehörend) vorbereiteten kritischen Gesamtausgabe von Fischarts Werken, erscheint nun mein Werk als Einführung in die Fischart-Ausgabe, außerdem an der Spitze der Schriften des wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich.

Die Anmerkungen, die hauptsächlich die Belege für meine Darstellung und die Titel der von mir benützten umfänglichen Literatur sowie ein Register enthalten werden, bringt der zweite Band.

Aufrichtigen Dank schulde ich noch den Herren Bolte und Sauer, welche die Korrektur mitlasen, für mehrere von mir gern verwertete Winke und Ratschläge.

Prag, September 1921.

Adolf Hauffen.

Erstes Buch.

Heimat, Leben und Bildungsgang.

1. Das Elsaß und Straßburg im 16. Jahrhundert.

Unter den vielen Ländern des weiten, im 16. Jahrhundert so heillos zersplitterten römischen Reichs deutscher Nation ragt das Elsaß als ein Gipfel an Wohlstand und Kultur empor. Den langwährenden Versuchen der Habsburger, die auch Landgrafen des Oberelsaß waren, und der Bischöfe von Straßburg, eine landeshoheitliche Gewalt über das Land zu erringen, setzten hier Äbte, Grafen und Herren, besonders aber die im 12. und 13. Jahrhundert von geistlicher und weltlicher Herrschaft freigewordenen, dichter als anderwärts beisammen liegenden Reichsstädte stärkeren und dauernden Widerstand entgegen. So hat sich das Elsaß das köstliche, doch nicht gefahrlose Gut der Reichsunmittelbarkeit allmählich erworben und stand jederzeit treu zu Kaiser und Reich.

Trotzdem dieses blühende Land in zahllose kleinere und größere, einander befehdende Gebiete zerfiel, erwies es doch an der Schwelle des 16. Jahrhunders mit seinen scharfen natürlichen und geschichtlichen Grenzen und durch die kräftige Stammesart der Elsässer in Geblüt und geistiger Betätigung einen allen gemeinsamen, auch die alten Unterschiede zwischen Nord- und Sundgau überbrückenden Zug deutlich hervortretender Zusammengehörigkeit. In den kurzen Pausen des Friedens rang sich das fruchtbare, dichtbevölkerte, gewerbs- und verkehrsreiche Elsaß immer wieder zu blühendem Wohlstand empor und so auch zu reichster Pflege von Kunst, Dichtung und Wissenschaft. Im 16. Jahrhundert wurde es vollends ein Vorbild für das ganze Reich und für die gesamte deutsche Geisteswelt.

Den Brennpunkt dieser aufstrebenden Bewegung bildete der früh über die Grenzen dieses Landes einflußreiche Vorort. Auf den Trümmern des römischen Argentoratum erstanden, eines der ältesten Gemeinwesen Deutschlands, trägt dieser Ort seit dem 6. Jahrhundert den bezeichnenden Namen Straßburg. Von Norden nach Süden bot der Rhein, von Osten nach Westen seine Nebenflüsse den bequemsten Zugang. Wo sich überdies noch einige Straßen kreuzten, mußte früh Handel und Gewerbe erwachsen, die Bevölkerung sich mehren und geistiges Leben erstarken. Seit 1262 wurde die Stadt völlig unabhängig vom Bistum Straßburg und mit der Zeit, ohne ein bestimmtes Privileg, von den Kaisern als freie Reichsstadt anerkannt. Groß an bürgerlicher Tugend, erstrahlte das „silberne Straßburg" in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im hellsten reichsstädtischen Glanze, eine erlesene Pflegestätte deutscher Wissenschaft und Kunst, eine eherne Veste religiöser und politischer Freiheit.

Die Stadtverfassung, welche durch den Schwörbrief von 1482 ihre feste Gestalt erhielt, zeigt eine gerechte Beteiligung der 20 Zünfte und des Patriziats (in Straßburg Konstofler von constabularii = Stallgenossen) genannt. Die Zünfte wählten 300 Mitglieder für die Schöffenversammlung und 20 Ratsherren für den Magistrat, denen noch 10 Konstofler beitraten. Die eigentlichen Träger der Staatsgewalt waren der Rat und die Behörde der Einundzwanziger, aus älteren Räten bestehend. Aus ihren Mitgliedern wurden noch die kleinen Kammern der Fünfzehner für Finanz-, Bausachen und Zunftwesen und der Dreizehner, der obersten Behörde bewährter Räte, für Kriegszwecke und auswärtige Politik gewählt. Von den zünftigen Ratsherren wurde der Ammeister (aus Amtsmeister entstanden, in lateinischen Erlässen als consul bezeichnet) auf ein Jahr gewählt, welchem man vier adelige Städtmeister (praetores) beiordnete.

In rühmlichem Wetteifer wirkten Adel und Zünfte für das Gemeinwesen. Ständige Körperschaften mit lebenslänglichen Mitgliedern und regelmäßig wechselnde Vertretungen der Bürgerschaft ergänzten einander, um der Verwaltung Stätigkeit zu verleihen, stürmische Auftritte zu vermeiden und doch den Volkswillen maßvoll zu berücksichtigen.

Diese von Humanisten und Rechtsgelehrten gepriesene Verfassung ermöglichte es auch, dem richtigen Mann auf lange die Führung anzuvertrauen. In der schlimmsten Zeit hat Straßburg seinen Helden gefunden: Jakob Sturm von Sturmeck, der den größten Teil seines Lebens von 1524 bis zu seinem Tod 1556 als Rat, Städtmeister und Dreizehner seiner Vaterstadt diente. Ein Mann von reinster Gesinnung, umfassender Bildung und weitestem Blick, gründlichster Sachkenntnis und höchster politischer Begabung.

Auch die Rechtspflege lag ganz in den Händen der Stadt. Das Richteramt übten noch während des ganzen 16. Jahrhunderts Laien aus. Doch bei der allmählichen Einbürgerung des römischen Rechts in Deutschland mußte der Rat auch Rechtsgelehrte anstellen. Die Reihe der Straßburger Stadtschreiber eröffnete Sebastian Brant (1501—1521). Der wachsende Anteil der Stadt an der Reichspolitik führte aber bald zu ständiger Vermehrung rechtskundiger Stadtadvokaten.

Da die freigewordenen Stellen der Ratsbehörden nicht von der gesamten Bürgerschaft, sondern von den Schöffen und Räten durch Zuwahl ergänzt wurden, so kam es um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu einer Art Oligarchie wohlhabender Familien, wobei weniger auf Tüchtigkeit als auf Verwandtschaft und Freundschaft gesehen wurde, so daß bei den breiten Schichten das Mißtrauen gegen die Behörden wuchs und gegen Schluß dieses Jahrhunderts einige Abänderungen an der Verfassung vorgenommen werden mußten.

Lange vor 1500 wurde Straßburg tonangebend in der neuen Kunst des Buchdruckes durch zahlreiche glänzende Veröffentlichungen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wird es zwar durch Basel überflügelt, erreicht aber im letzten Drittel durch die Zahl und Tüchtigkeit seiner Verleger die früher behauptete Stellung wieder. Mächtig gefördert wurden hier durch die älteren Drucker die heimischen Humanisten, welche die Wiederbelebung der antiken Dichtung und Wissenschaft, nicht nur wie anderwärts in Deutschland für die Schulbildung fruchtbar verwerteten, sondern dieser neuen Geistesbelebung auch deutsches Wesen einflößten und sie dadurch volkstümlich machten. Auch die außerordentlich reiche

Geschichtsschreibung des Elsaß war vom heimatlichen und völkischen Geist beseelt.

Die religiösen Umwälzungen wurden hier durch die Straßburger Mystiker des 14. Jahrhunderts langsam vorbereitet, doch um 1500 stärker gefördert durch die Predigten Geilers und die satirischen Dichtungen Brants und Murners, welche die Schäden der katholischen Kirche offen aufdeckten. Die Reformation selbst wurde in Straßburg bis 1529 durch kluge Männer rasch, doch vorsichtig und maßvoll durchgeführt, so daß es hier zu keinen Ausschreitungen kam. Eine Art Staatskirche wurde ohne starrköpfige Rechtgläubigkeit auf dem Evangelium der Liebe aufgebaut. Darum wurde auch in den nächsten Jahrzehnten diese gastliche Stadt eine Zufluchtsstätte zahlreicher vertriebener Schwärmer und Wiedertäufer, Hugenotten und anderer Ketzer.

Durch die Reformation wurden zahlreiche Kirchenlieder und hier gedruckte Sammlungen religiöser Gesänge veranlaßt, an denen sich auch Fischart beteiligte. Einen grellen Gegensatz dazu bilden die Buhl- und Trinklieder, auch lüsterne Schwänke, aus denen im Elsaß mehrere Sammlungen zusammengestellt wurden. Diese Erzeugnisse wuchsen aus dem üppigen Nährboden einer überschwenglichen Genußsucht und leichtsinnigen Verschwendung empor, und wurden auch gern aus der Fremde übernommen und verbreitet. Doch dank der innern Tüchtigkeit des Stammes blieb die elsässische Dichtung, ihren alten guten Überlieferungen getreu, nicht im Niedern und Rohen stecken. Auch hier erklangen Hunderte von innigen und frischen Volksliedern, welche in Straßburg auf losen Blättern und in Sammlungen verlegt wurden, die auch Fischart reichlich benutzte. Der Meistergesang gedieh in mehreren Städten des Elsaß. Auch die größern Formen des Romans und des Dramas wurden hier gepflegt mit Verwertung heimischer Zustände und mit erzieherischen Zwecken.

Gleichen Schritt ging damit vornehmlich in Straßburg das Aufblühen der bildenden Kunst, in jeglicher Gestalt, in prächtigen Bauten, Gemälden, Glasbildern und Statuen, in den neu aufgenommenen Künsten des Holzschnittes und des Kupferstiches, die auch mit erlesenem Buchschmuck und geschmackvollen Einbänden

die Straßburger Drucke zierten. Auch das Kunsthandwerk fand hier in der Tat einen goldenen Boden.

Straßburg hatte um 1580 innerhalb der Mauern 3618 Häuser, einen Umkreis von 3900 Klaftern, mit den drei Vorstädten 600 Straßen und Gassen, rund 25000, mit seinem Landgebiet 40000 Einwohner. So bot es mit seinen uralten ehrwürdigen Kirchen, seinen stolzen öffentlichen Gebäuden, den mächtigen Türmen und Mauern, den belebten Plätzen und Wasserläufen, den schmucken Patrizier-Häusern, darin Fürsten wohnen könnten, wie Enea Silvius ausrief, das Bild einer „wunderschönen" Stadt, so wie mit seinen bewährten städtischen Einrichtungen und der Rührigkeit seiner tüchtigen und gebildeten Bürger, mit seiner bedeutsamen politischen Stellung das Muster einer deutschen Reichsstadt. Fürwahr, „wenn man unter Kultur die allseitige, gleichmäßige Ausbildung menschlischer Kräfte versteht, so hat im Deutschland des 16. Jahrunderts das Elsaß und Straßburg die höchste Kultur!"

Das ist die Welt, in der Fischart geboren und aufgewachsen ist. Hier hat er den größten Teil seines Lebens verbracht. Aus diesem fruchtbaren Boden ist die reiche Ernte seiner schriftstellerischen Tätigkeit aufgesprossen. Welch eine günstige Fügung für diesen begabten Mann, daß gerade Straßburg seine Heimat war. Hier wurde er von Kindheit an in ein bewegtes, geistig belebtes, an Anregungen reiches Leben gestellt. Hier konnte er sich schon in jungen Jahren gründliche Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens erwerben, ein echter Polyhistor und auch ein Freund der bildenden Kunst und Musik werden. Hier wurde ihm bürgerliche Tüchtigkeit, eine freiheitliche und volksfreundliche Gesinnung, ein warmes Gefühl für Heimat und Vaterland, eine milde und gerechte Auffassung des evangelischen Bekenntnisses eingepflanzt, die sein ganzes Schrifttum durchleuchten.

In Straßburg, wo die Blicke auf das ganze Reich gelenkt waren, wehte keine kleinstädtische dumpfe Luft. Hier herrschte ein kräftiger Geist unablässigen Wirkens. An vielen geistigen Bestrebungen seiner Vaterstadt konnte er schaffend teilnehmen. Hier lernte er die bedeutendsten Männer seiner Zeit kennen, Gelehrte, Politiker, Reformatoren, hier mit Bürgern verkehren, die durch Handelsbeziehungen oder durch diplomatische Tätigkeit weit in

der Welt herumgekommen waren. Hier an den Grenzen Frankreichs, wo auch Franzosen das Gastrecht genossen, wurde er früh mit französischem Wesen vertraut.

Nie hätte Fischart in einer anderen Stadt, in andern Verhältnissen aufgewachsen der bedeutendste, vielseitigste, fruchtbarste Schriftsteller am Ausgang des 16. Jahrhunderts werden können, dessen Schriften ein Spiegelbild des gesamten geistigen Lebens der Zeit wiedergeben. Nirgend anders hätte er solch ein Kämpe für religiöse und politische Freiheit und solch ein begeisterter Lobredner deutscher Größe werden können und doch auch gleichzeitig ein literarischer Vermittler schweizerischer, holländischer und besonders französischer Dichtung, Kultur und Zeitgeschichte!

Die wesentlichen Charakterzüge der älteren großen Dichter des Elsaß finden sich bei ihm. Allerdings seinem Blute nach war er kein reiner Elsässer. Sein Vater stammte aus Mainz, sein mütterlicher Großvater aus einer alten kölnischen Familie; vermählte sich aber mit einer Straßburgerin. Mit der Warmblütigkeit der übersprudelnden Fröhlichkeit, der Freude an Wortspielen des Elsässers verband er den klaren Verstand, den beweglichen Geist, die reiche und sichere Sprachbeherrschung, die dem Stamm der Franken eigen ist. Vielleicht aber verschuldete diese Mischung auch die Widersprüche in seiner Persönlichkeit und seinem Schrifttum, wie die Unarten seines Stils. Seine Abstammung und auch sein über die Grenzen der engern Heimat hinausgreifendes Wirken war abgesehen von dem Studium an fremdländischen Universitäten und einer größeren Bildungsreise an den Lauf des heimischen Stroms gebunden. Er lebte außer in Straßburg einige Jahre in den Rheinstädten Worms, Basel und Speyer und verbrachte den Schluß seines Lebens, unweit des Rheins, zu Forbach in Lothringen. Die deutschen Stämme, denen er neben seinen engeren Landsleuten den wärmsten Anteil entgegenbrachte und deren geschichtlichen und religiösen Ereignissen er seine Feder lieh, sind ihm durch den Rhein verbunden: die Schweizer, in deren Land der deutsche Strom entspringt, die Niederländer, an deren Küste er sich in das Meer ergießt. Trotz seiner ausgesprochen kräftigen Individualität ist dieses „rechte Straßburger Kind" durch alle Fasern seines Wesens und Wirkens mit seiner Heimat ver-

wachsen, und niemand hat so schöne und wirksame Worte für den Preis Straßburgs gefunden wie Fischart!

2. Familie, Kindheit und Schulzeit.

In einer der belebtesten Straßen des alten Straßburg, in den Erbslauben, betrieb Hans Fischer, genannt Mentzer, der Vater Fischarts, ein Würzgeschäft. Die von der Pfalz, dem alten Rathaus, über den Barfüßerplatz zum Hohen Steg laufenden Erbslauben bestanden aus hohen, mit der Giebelseite der Straße zugekehrten, im Untergeschoß mit Lauben versehenen Häusern, in denen ein lebhafter Handel mit den verschiedensten Waren betrieben wurde. Ihren Namen führte die Straße davon, daß hier der Markt stattfand für Erbsen und andere Hülsenfrüchte, welche vor der Einführung der Kartoffel das wichtigste Nahrungsmittel der niederen Bevölkerung waren. Erst später kam die unrichtige Bezeichnung Gewerbslauben auf. Im Jahre 1527 kam Hans Fischer von Trier nach Straßburg, kaufte sich eine Woche nach dem Ostermontag das Bürgerrecht und trat der Zunft zum Spiegel bei, in welcher sich Gewürzkrämer und sonstige Kaufleute mit größeren Betrieben befanden. Die ältesten Urkunden legen seinem Namen die Bezeichnung von Trier bei. Seinem Zunamen Mentzer zufolge aber muß er oder doch seine Eltern aus Mainz stammen. Zur Fastenzeit 1529 kaufte er mit seiner ersten Frau Elisabeth von Bensheim — nach ihrer Abstammung aus Bensheim an der Bergstraße so benannt —, einer verwitweten Herxheimerin, das „orthuß gegen der großen Erbslouben" um 100 Gulden. In diesem Eckhause zur Kleinen Predigergasse (heute in völlig umgebauten Zustand Nr. 39) betrieb er sein Geschäft und wohnte daselbst bis zu seinem Tode. Im Besitze seiner Nachkommenschaft verblieb es bis 1589.

Die erste Frau Fischers starb vor dem August 1544 und vermachte ihrem Mann das Drittel der zwei, beiden gemeinsamen Häuser (neben dem Eckhaus noch ein anstoßendes Haus in der Predigergasse), weiters 200 Gulden und ihren Anteil am Geschäft, „da die Waren im Gewerb nit füglich voneinander zu zertrennen und zu verteilen wären". Doch auf Verlangen ihrer

Kinder und des Vormundes ihrer verwaisten Enkel aus ihrer ersten Ehe ließ Fischer sein Haus schätzen und schloß mit ihnen einen Vergleich vom 4. August 1544 ab, wonach er ihnen sofort 1100 Gulden ausbezahlte und so in den alleinigen Besitz beider Häuser gelangte.

Fischer war demnach ein wohlhabender Mann und hat sich auch durch sein Geschäft — die Gewürze standen damals hoch im Preise — viel Geld verdient, denn er kaufte 1554 das andere Nachbarhaus „Zum grünen Baum" (Nr. 37), außerdem noch eines am Staden und vier im grünen Bruch, besaß also im Ganzen acht Häuser. Da er aus der ersten Ehe keine Kinder hatte und schon ein Vierziger sein mußte, entschloß er sich bald zu einer neuen Heirat, die frühestens anfangs 1545 stattfand. Seine zweite Frau, Barbara Kürmännin entstammte nach einer Angabe Fischarts einer alten Kölner Familie, die später nach Werden a. d. Ruhr auswanderte. Ihr Vater, Johann Kürmann, kam im Jahre 1520 aus Werden nach Straßburg und erwarb das Bürgerrecht durch seine Vermählung mit der verwitweten Frau Anna Meyer. Auch er war Großhändler, weil er der Zunft zum Spiegel beitrat. Barbara ist also in Straßburg geboren. Hans Fischer hatte mit ihr sechs Kinder, die alle bestimmt in Straßburg in dem genannten Wohnhaus zur Welt gekommen sind. Von den drei älteren Kindern sind die Geburtsdaten nicht festzustellen, weil die Taufmatrikeln am Münster, der Pfarre von Fischers Familie, erst 1551 anheben. Das älteste, Johann der Täufer Friedrich, wurde 1546 oder spätestens anfangs 1547, Wilhelm und Anna in den nächsten zwei bis drei Jahren geboren. Getauft wurden sie höchstwahrscheinlich von Ludwig Rabus, der 1544 dem altersschwachen Münsterpfarrer Matthias Zell beigeordnet und nach dessen Tode 1548 selbst Pfarrer wurde, dem Vater des Konvertiten Johann Jakob Rabus, gegen den Fischart seine erste konfessionell-polemische Reimdichtung „Nacht-Rab" richten sollte. Da wegen der Einführung des Interims anfangs 1550 das Münster den Katholiken eingeräumt werden mußte, wurde die Thomaskirche zur Hauptkirche der Protestanten erhoben und gleichzeitig die, lange als Magazin verwendete, Predigerkirche für den Gottesdienst hergerichtet, aber erst 1553 Pfarrkirche der

Münstergemeinde. Darum wurde das vierte Kind Barbara in der Thomaskirche am 21. April 1551 und die jüngsten Kinder David am 25. Mai 1553 und Margarethe am 13. Dezember 1556 in der Predigerkirche getauft. Nach der Abschaffung des Interims und der Wiedereinführung des evangelischen Gottesdienstes in das Münster im Mai 1561 verblieb dieses wieder dauernd die Pfarrkirche der Familie Fischer. Die Kinder Wilhelm, David und Margarete, die 1563 noch am Leben waren, dürften jung gestorben sein, weil später von ihnen nichts mehr verlautet.

Von der Kindheit Fischarts ist nichts bekannt. Doch der kleine Ausschnitt aus der großen Welt, der sich dem Knaben in den Erbslauben darbot, war nicht ohne Bedeutung für sein künftiges Wirken. Hier in dem Mittelpunkt des städtischen Handels konnte er früh die verschiedensten Waren und Handwerke, das Gehaben und die Redeweise der niederen städtischen Bevölkerung und der Landleute, die aus dem ganzen Umkreis zu Markte kamen, genau beobachten. An jedem Freitag fand hier überdies der „Gimpelmarkt" statt, wo nicht nur Trödel, sondern auch alte Bücher feilgeboten wurden. (Dieses „selzam Gerümpel" hat Fischart im „Flöhhaz" prächtig wiedergegeben.) Hier konnte der Knabe mit seinen leuchtenden klugen Augen seine Beobachtungsgabe schärfen, die er später in seinen ungemein anschaulichen Schilderungen bewährte. Hier ging er jedenfalls schon so vor, wie er es in der Geschichtklitterung ausdrückt: „ich thu, wie die griechischen Philosophi, die zogen auf alle Kirchweihen, Messen und Märkte, nicht daß sie kauften, sondern alles, wie es zugieng, begafften, waren Gaffleut für Kaufleut." (In den Waren der „Specereiläden„ und der „Wurzkräm" zeigt er sich in langen Aufzählungen des gleichen Werkes sehr bewandert.)

Die anziehenden Schilderungen, die Fischart in jungen Jahren von der innigen Zuneigung der Eheleute zueinander, von ihrer herzlichen Liebe zu den Kindern, von dem Segen einer sorgsamen christlichen Erziehung, von dem beglückenden Walten einer braven Hausfrau entwirft, seine tiefinnerliche Auffassung des Familienglücks, sein begeistertes Lob des Ehestandes erweisen es deutlich, daß ihm selbst eine warme Fürsorge liebevoller Eltern und ein behagliches Heim beschieden war. Nur aus einer solchen glück-

lichen Kinderzeit kann ein, trotz aller Schicksalschläge, dauernd fröhliches Gemüt und eine optimistische Weltanschauung erblühen, wie sie uns aus Fischarts Schriften entgegenleuchtet.

In seinem Prolog zum „Eulenspiegel Reimensweiß" erwähnt er, daß ihn sein Vater vor falschen Freunden gewarnt habe. Da Hans Fischer um 1561 starb, konnte er auf den damals ungefähr vierzehnjährigen Sohn Johann gewiß geistig einwirken. Er muß ein gebildeter Mann gewesen sein, wie aus seinem Umgang hervorgeht. Von großer Wichtigkeit für die religiöse Überzeugung des Ältesten ist es, daß der Vater den alten Straßburger Überlieferungen getreu, durchaus nicht engherzig in seiner konfessionellen Anschauung war. Gerade in den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Straßburg lebten hier Vertreter verschiedenster Sekten, die so milde behandelt wurden, daß ihr Treiben den Frieden der Stadt und das Ansehen der Obrigkeit bedrohte. Der Kürschner Peter Desch, der Taufpate seiner Tochter Barbara gehörte vor seiner Ankunft in Straßburg den Wiedertäufern an. Ferner war Hans Fischer um 1540 mit den Verlegern Kraft Müller und Hans Preuß Trauzeuge bei der insgeheim vollzogenen zweiten Vermählung Sebastian Francks, der wegen seines mystischen Spiritualismus und seiner Lehre von einer allen Völkern gemeinsamen rein geistigen Kirche 1531 aus Straßburg und 1539 aus Ulm ausgewiesen worden war. Hans Fischer hatte auch noch Gelegenheit, da er die große Begabung seines Ältesten früh erkennen mußte, für diesen eine gelehrte Laufbahn anzustreben und zu veranlassen daß er in das Gymnasium eintrat. Dies konnte er um so leichter, weil er sich in günstigen Verhältnissen befand und für die Übernahme seines Geschäftes noch zwei Söhne hatte.

Den früh verwaisten Kindern verordnete der Rat zum Vogt (Vormund) den Ratsherrn und Mitglied der Kammer der Fünfzehner Michael Liechtensteiger, einen angesehenen Mann, welcher der Zunft der Maurer und Steinmetzer angehörte, später in den Jahren 1569, 1575, 1581 und 1587 Ammeister wurde und der also auch in der Lage war, den Lebensweg Fischarts und zunächst seine Studienzeit zu betreuen.

Das Straßburger Gymnasium ist für immer mit dem

Namen des berühmten Pädagogen Johannes Sturm verbunden. Zu Schleiden in der Eifel geboren, also ein engerer Landsmann von Sleidanus, genoß Sturm eine gründliche humanistische Bildung an dem hochentwickelten achtklassigen Hieronymitanum zu Lüttich und an dem Collegium regium zu Löwen, kam 1529 nach Paris, wo er nach Fortsetzung seiner Studien an dem von Franz I. gegründeten Collegium regium Vorlesungen über Dialektik und über die Schriften von Cicero und Demosthenes hielt, die ihm wegen ihrer Gediegenheit und des musterhaften Lateins einen großen Ruf und die Gunst des Königs eintrugen. Da er sich aber schon hier dem evangelischen Glauben zuwandte und mit deutschen Protestanten unterhandelte, nahm er gern die Berufung nach Straßburg an, wo er anfangs 1537 ankam, um Vorlesungen an der theologischen Schule zu halten. Auf Wunsch des Städtmeisters Jakob von Sturmeck hat er diese Anstalt und die drei bestehenden Lateinschulen zu einer einheitlichen großartigen Akademie umgewandelt. Angeregt von den pädagogischen Schriften der großen niederländischen Humanisten Rudolf Agricola, Hegius, Erasmus Roterodamus und des in Löwen lehrenden Spaniers Ludwig Vives hat er, den besonderen Erfordernissen Straßburgs entsprechend, doch etwas Neues geschaffen. Michaelis 1538 wurde dieses Gymnasium eröffnet und Ostern 1539 in das inzwischen umgebaute Predigerkloster verlegt. Johannes Sturm wurde von der Stadt zum Rektor, Petrus Dasypodius zum Konrektor ernannt, der Sturm bei dessen häufigen Reisen in diplomatischen und konfessionellen Angelegenheiten vertreten mußte. Die Lehrer und Professoren der älteren Schulen traten an die neue Anstalt über, fremde Gelehrte wurden berufen und alle von der Stadt aus den Einnahmen der aufgelassenen Klöster und den Pfründen des evangelisch gewordenen Thomasstiftes besoldet. Sturm las an den höheren Kursen Dialektik und Rhetorik, erteilte aber am Gymnasium, dessen geistiger Leiter er vier Jahrzehnte bleiben sollte, keinen Unterricht. In mehreren Gutachten und Programmen hat Sturm seine pädagogischen Grundsätze genau formuliert, später, da er seine hochgespannten Forderungen nicht alle durchsetzen konnte, etwas gemildert, doch sich immer im Zusammenwirken mit dem Städtmeister bemüht, die Leistungen und Erfolge,

sowie auch das Ansehen und den Besuch dieser Anstalt weit über Straßburg hinaus zu mehren. Drei Forderungen sollten hier erfüllt werden: Pietas, Erkenntnis Gottes durch Luthers Katechismus und die heilige Schrift, durch Gebete, Gesang- und Musikübungen, die Erziehung zu sittlicher Tüchtigkeit, wobei Sturm auf die Mitwirkung der Eltern und Kostgeber, zu denen auch die meisten Lehrer und der Rektor selbst gehörten, sicher rechnete. Zweitens Sapientia, also Sachkenntnis, bei Sturm hauptsächlich klassische Philologie, und Eloquentia, also Beredsamkeit im Latein, worauf von Anfang an das Schwergewicht gelegt wurde. Sturm beseitigte die veralteten Lehrbücher und ersetzte sie durch neue, zum großen Teil von ihm verfaßte tüchtige Handbücher, Chrestomathien und Wörterbücher.

Im sechsten Lebensjahre ungefähr traten die Knaben in diese Anstalt ein, um acht, später zehn Klassen zu durchlaufen und im sechzehnten Lebensjahr in den fünfjährigen Kurs, lectiones publicae aufzusteigen. In der Dezima und Nona, einer Vorschule, lernte man deutsch lesen und schreiben, den Katechismus, doch auch schon die Elemente des Lateinischen. In den weiteren vier Klassen, wo das Lateinische vollends Unterrichtssprache war, wurde die lateinische Form- und Satzlehre nach Melanchthons Grammatik durchgenommen, die Briefe Ciceros, die Dialoge der Neanisci, Vergil, auch einige mittelalterliche Schriftsteller und Stücke aus den Kirchenvätern verdeutscht und Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische vorgenommen. Die copia verborum wurde ständig, auch mit vielen Ausdrücken aus dem täglichen Leben vermehrt, so daß am Schluß der Quinta die bedauernswerten Straßburger Gymnasiasten 21000 Vokabeln auswendig wissen und die pura et dilucida elocutio beherrschen mußten, während in den Oberklassen die ornata elocutio errungen wurde. Von der Quarta bis zur Prima wurde die Prosodik, Stilistik und Poetik durchgenommen. Doch wird hier den Übungen im Dichten keine solche Aufmerksamkeit gewidmet wie an anderen damaligen höheren Schulen. Vergil, Horaz, Catull, Terenz werden gelesen und in freien Worten lateinisch wiedergegeben. In der Quarta setzt auch der griechische Unterricht ein nach der Grammatik von Cleonard. Einige Gesänge der Ilias, Lukians Göttergespräche,

einige Dialoge Platos, Pindars Oden, Theokrits Idyllen, die Reden von Aischines und Isokrates und die Evangelien werden verdeutscht, Demosthenes ins Lateinische und Luthers großer lateinischer Katechismus ins Griechische übertragen. Die so engherzige kleine Auswahl von Klassikern wurde noch dazu hauptsächlich vom Standpunkt der Rhetorik behandelt, in den zwei letzten Klassen auch Dialektik und Rhetorik theoretisch gelehrt und viel Zeit auf Reden und Deklamationsübungen verwendet. Um das Gedächtnis der Schüler zu stärken, mußten sie Reden von Cicero und ganze Gesänge aus der Aeneis auswendig vortragen. Die Schauspiele, die in späterer Zeit im Auditorium und von 1565 ab im Hof des Schulgebäudes von den Schülern der obersten Klassen aufgeführt wurden, auch griechische Dramen im Original oder in lateinischer Übertragung, dienten wieder hauptsächlich der Eloquentia.

Den Schülern der oberen Klassen war es streng verboten, auch außerhalb der Schule untereinander deutsch zu sprechen; „so sie das oftermals thun, sollen sie desto mehr gestraft werden". Sturm beklagte, daß seine Schüler nicht schon in der Wiege lateinisch stammeln lernten und daß dieses malum erst durch das Gymnasium behoben werden müsse. Immer blieb ihm Cicero unicum omnium literatorum exemplum; er wollte seine Schüler zu vollendeten Ciceronianern modeln, sie sollten alle seine Ausdrücke und Redewendungen befolgen; eine Rhetorenschule nach dem Muster Quintilians schwebte ihm vor. Mit Recht wurde er damals als der deutsche Cicero gepriesen, denn er war ihm geistesverwandt. Sturms Schriften zeigen weder einen weiten Gesichtskreis, noch eine tiefere Forschung, aber eine klare Durchführung leicht faßlicher Gedanken in einer glänzenden Sprache. Unbedingte Nachahmung Ciceros war darum sein höchstes Ziel. Nirgends anders wurde die Beherrschung des Latein in mündlicher und schriftlicher Darstellung so streng durchgeführt wie hier. Das war ja ganz im Sinne des Humanismus und bei den damaligen Zuständen unumgänglich notwendig. Lateinisch war nicht nur die Sprache der wissenschaftlichen Bücher und der akademischen Vorlesungen, sondern auch die Sprache der Gesandten und das internationale Verständigungsmittel aller Gebildeten. Zumal damals das Deutsche noch wenig ausgebildet, eine völlige

Ausgleichung der Schriftsprache noch nicht erfolgt war; von der Umgangssprache ganz zu geschweigen. Im Gegensatz zum Französischen, das bereits 1541 in Calvins Bekenntnisschrift Institution de la religion chrétienne eine sprachliche Schöpfung von großer Kraft, Kunst und Reinheit aufzuweisen hat. Hingegen ist Sturms deutscher Stil in Gutachten und Denkschriften sehr unbeholfen und durchsetzt von lateinischen Ausdrücken und Wendungen. Wer einen gelehrten Beruf versehen, wer vorwärts kommen wollte, mußte des Lateinischen mächtig sein. Und ein klares, gewandtes, anmutiges Latein galt damals als Zeichen höchster Bildung. Aber daß Sturm so engherzig, einseitig und selbstherrlich vorging, wurde ihm wiederholt zum Vorwurf gemacht. Allerdings gerade so ein einseitiges Vorgehen verbürgt oft einen sichern Erfolg. Seine Übertreibungen treten deutlicher hervor durch einen kurzen Vergleich mit den Anschauungen älterer Humanisten, mit Erasmus De ratione studii, Agricolas Dialektik und Melanchthons pädagogischen Schriften. Diese Männer haben ein Ideal humanistischer Pädagogik aufgestellt, das höchste, das in der damals geschichtlich bedingten und begrenzten Kultur Deutschlands möglich war. Melanchthons Rhetorik ist viel bedeutender als die Sturms, obwohl diese zwanzigmal umfänglicher ist. Sturm richtete jahrzehntelang bei seinen Vorlesungen über Rhetorik sein Augenmerk nur auf die oratorischen Vorzüge der Klassiker, sammelte Tausende von Aussprüchen und arbeitete sie mit Benützung der subtilsten Einzelbeobachtungen des Hermogenes zu einem pedantischen System aus, dessen Terminologie ins Endlose ging. Diese verwirrende Namensfülle wurde den Studenten eingetrichtert, die im Leben nichts damit anfangen konnten, während sich Melanchthon verständigerweise im Wortschatze und in den Stilmitteln der antiken Schriftsteller, auch hauptsächlich Ciceros auf das kleine Maß beschränkte, welches in seiner Zeit noch lebendig wirken konnte, auf ornamenta, die nur zu reicherem und wirksamem Ausdruck der Gedanken verwendet werden sollten. Die älteren Humanisten haben die besten Schriftsteller der römischen Literatur als Stilmuster empfohlen, Sturm hingegen immer wieder Cicero, obwohl im öffentlichen Leben, schon der vielen neuen Begriffe

wegen keine rein ciceronischen Reden gehalten werden konnten. Melanchthon wies bei der Erklärung der alten Geschichtsschreiber auf die politische Einsicht, Klugheit und Charakterstärke der Griechen und Römer hin; Sturm schloß die Historiker aus dem Gymnasialunterricht grundsätzlich aus. Nach einem allgemein befolgten Vorschlag von Erasmus sollte aus den Klassikern auch die cognitio rerum, die Sachkenntnis, geschöpft werden. Sturm aber ließ die wenigen Schriftsteller nur vom formalrhetorischen Standpunkt aus behandeln. Seine Schüler lernten in dem ganzen Jahrzehnt nicht einmal Rechnen. Dem Trivium, Grammatik, Dialektik und Rhetorik, wurde damals in Klosterschulen und evangelischen Gymnasien das Quadrivium hinzugefügt, während in Straßburg Mathematik und Astronomie den öffentlichen Vorlesungen vorbehalten blieben. Hingegen trat Sturm, wohl als der erste Pädagoge, für körperliche Übungen und für Jugendspiele im Freien ein, wobei freilich die Schüler unter der Aufsicht von Moderatoren wiederum lateinisch sprechen mußten. Doch es muß in Betracht gezogen werden, daß diese einseitige Erziehung nur als Vorbereitung für die fachwissenschaftlichen Studien der mit dem Gymnasium verbundenen öffentlichen Vorlesungen galt und daß nirgends anders die Schüler so sorgfältig herangebildet und geistig wie sittlich erzogen wurden wie hier. Sturm selbst, ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und Bestrebungen, ging im persönlichen Verkehr seinen Amtsgenossen und Schülern mit seinem reichen Wissen an die Hand. Darum wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo Sturm als Praeceptor Germaniae galt, das Straßburger System weit und breit nachgeahmt. Einige Gymnasien wurden von Sturm oder von seinen Schülern ausgestaltet, andern half er mit Rat und Tat. Ja sogar die erste Jesuiten-Akademie zu Dillingen und die spätern höheren Schulen dieses Ordens weisen in ihrer ratio studiorum zwei Kennzeichen des Straßburger Vorbildes auf, den formalistischen Betrieb und die Aufführung lateinischer Schauspiele. Dem großen Rufe entsprechend war das Straßburger Gymnasium sehr stark besucht. Schon im Gründungsjahr fanden sich 300, später 600 und auch in ungünstigen Jahren nicht unter 400 Schüler ein.

Am Straßburger Gymnasium war es auch Brauch, daß je ein Lehrer (Praeceptor) mit wenigen Ausnahmen alle Gegenstände in seiner Klasse unterrichtete und daß er nach dem Tode oder Abgang des Lehrers in den höheren Klassen mit der Zeit von der Decima bis zur Prima vorrückte, was meist in großen Zwischenräumen vor sich ging. Darum könnten alle Lehrer dieses Gymnasiums zwischen 1553 und 1565 auch Lehrer Fischarts gewesen sein. Darunter befanden sich Theophil Golius, ein tüchtiger Pädagoge und vorzüglicher Charakter, ebenso wie Peter Dasypodius, bekannt durch sein umfängliches lateinisch-deutsches Wörterbuch (1537), welches später Fischart fleißig benutzte. Ferner der vortreffliche Grammatiker Gerhard Sevenus, besonders bewandert in der Erklärung griechischer Schriftsteller, der bei seinen Schülern auf einen guten Stil achtete und den Deklamationsübungen vorstand, und Johann Bitner, Übersetzer lateinischer Dramen. Außerdem leitete hier Laurentius Englerus in allen Klassen den Musik- und Gesangsunterricht. Fischart konnte also hier nach jeder Richtung in Wissen und Charakter gediegen herausgebildet werden.

Hat nun Fischart dieses Gymnasium besucht? Die Belege fehlen. Es ist aber eigentlich selbverständlich, weil es damals die einzige Lateinschule seiner Heimatstadt war. Zweien Erscheinungen seiner Schriften merkt man den nachhaltigen Einfluß dieses Gymnasiums an. Was man hier vornehmlich lernen konnte: eine gründliche humanistische Bildung und ein fließendes, geschmackvolles Latein, das finden wir bei Fischart tatsächlich wieder. Seine umfängliche Einführung in die Disputatio von Minus Celsus, seine Vorrede zu dem Onomasticon von Paracelsus, sowie wohlklingende Distichen zeigen ciceronische Ausdrücke, Wendungen und Stilmittel. Natürlich nicht durchaus, denn für die behandelten Gegenstände bedarf er vieler theologischer und sonstiger neuer Ausdrücke. Beeinflußt zeigt er sich auch von der Sprache der Kirchenväter, von denen einige Abschnitte im Straßburger Gymnasium gelesen wurden und mit denen er sich später eingehend beschäftigte. Daß Fischart auch lateinisch dachte, zeigen seine zahlreichen handschriftlichen Randbemerkungen zu dem Text der ihm gehörigen lateinischen Bücher. Sein Stil macht den

Eindruck, als ob er sich absichtlich Cicero nicht ganz hingeben wollte. Diesen selbständigen von Sturms Auffassung abweichenden Standpunkt weisen auch Fischarts pädagogische Anschauungen auf. Wiederholt hat Fischart die Erziehungsweise der Jesuiten, diesen engherzigen, die Persönlichkeit vernichtenden, in ausschließlich lateinischer Sprache vorgenommenen Unterricht aufs Heftigste bekämpft und damit teilweise auch Sturm getroffen. Doch erwähnt er mit Rücksicht auf seine persönliche Bekanntschaft nie dessen Namen. Fischarts Polemik geht ganz vom persönlichen Standpunkt aus und erweist seine genaue Kenntnis dieser rein formalen Unterrichtsmethode. Der Druck, den Sturm ausübte, erzeugte bei der kräftigen Individualität Fischarts einen ganz natürlichen Widerstand. Allerdings hatte Sturm die deutsche Sprache, obschon er sich oft geringschätzig über sie ausspricht, im Gymnasium nicht ganz unterdrückt. In den unteren Klassen wurden ja die lateinischen Schriften verdeutscht und in den oberen Klassen ausnahmsweise Ciceros Reden in deutschen Übersetzungen und mit erfundenen deutschen Antworten zu dramatischer Darstellung ausgebaut, aber das alles auch nur dem rhetorischen Zweck zuliebe. Während Fischart, der seine Muttersprache meisterhaft beherrschte und über alles liebte, sie auch wiederholt gegen das Übergewicht der klassischen Sprachen warm verteidigte, für ihre Ausbildung und Reinheit nachdrücklich eintrat, auch der Erste ist, der die Forderung aufgestellt hat, die deutsche Sprache sei um ihrer selbstwillen in den Schulen zu pflegen, als Unterrichtssprache einzuführen und auch in wissenschaftlichen Werken anzuwenden.

Diese kritische Betrachtung und diese Reife selbständiger Anschauung trat bei ihm natürlich viel später auf, doch hatte er früh Gelegenheit, eine andere Art von Erziehung und Ausbildung kennen zu lernen. Die Wiedervermählung seiner Mutter am 24. August 1562 mit Niklaus Schmidt aus Pruntrut, der das väterliche Geschäft übernahm, dürfte der Grund gewesen sein, den Jüngling zu seinem „lieben Herrn Vätter und Prezeptor“ Kaspar Scheit nach Worms zu senden. Da eine Blutsverwandtschaft zwischen den beiden Familien unwahrscheinlich ist und „Vätter“ damals auch Gevatter bedeutet, so ist anzunehmen, daß

Scheit Fischarts Taufpate war. Seiner Sprache nach ist Scheit ein Unterelsässer, wahrscheinlich in Hagenau, wo diese Familie in mehreren Zweigen seit langem hauste, spätestens vor 1520 geboren. Dort dürfte er die von Hieronymus Gebwiler geleitete Lateinschule besucht haben. Er muß in jüngeren Jahren auch in Straßburg gewesen sein. Mit dem streng lutherisch gesinnten Humanisten Nikolaus Gerbelius, der von 1515 an als Korrektor, später als Kurialanwalt und seit Beginn der dreißiger Jahre bis 1560 als Professor der Geschichte in Straßburg wirkte, trat er in freundschaftliche Beziehung und unterrichtete vielleicht dessen 1542 verstorbenen Sohn. In dankbarer Erinnerung an diesen Aufenthalt preist er 1553 die „veste statt, mit dem steiffen sinn" und dem hohen Münster, „die recht ein silbrin namen hat".

Vom Ausgang der vierziger Jahre hielt sich Scheit bis zu seinem Tode in Worms auf, wo er mit seinem gebildeten Verleger Gregorius Hofmann in näherer Verbindung stand. Hier erschien im Herbst 1551 sein „Grobianus", eine zu einer wahrhaft volkstümlichen deutschen Dichtung von reicher Nachwirkung umgestaltete Bearbeitung des gleichnamigen lateinischen Werkes von Friedrich Dedekind. Kurz danach widmete er seine liebenswürdige naturbeschreibende „Lobrede des Meyen" dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, an dessen kunstsinnigem Hofe damals zuerst die Vorliebe für französische Sprache und Literatur Wurzel faßte. „Mehr denn Jahresfrist" unterbrach Scheit, vom Herbst 1551 bis 1552, seinen Wormser Aufenthalt, um als Erzieher der Kinder des pfälzischen Junkers Hans Jakob von Wachenheim zu wirken. Das Andenken der in diesem Jahre verstorbenen Frau des Ritters, Anna von Erntraut, feierte er in einer anmutigen allegorischen Reimdichtung „Frölich Heimfahrt". Seine Reime zu biblischen Figuren erschienen 1554, die zu Holbeins Totentanz 1557.

Auf dem Titel seiner letzten, verlorengegangenen Schrift „Reformation, Lob und Satzung der Musika" 1561 nennt er sich „Pädagogus". Fischart sagt ausdrücklich in seiner Vorrede zum „Eulenspiegel Reimensweiß", daß Scheit in seiner Absicht, das Volksbuch vom Eulenspiegel in Versen umzudichten „von wegen Schulgeschefft vnd ernstlicherem studieren darvon abgehalten"

wurde. Während Scheit früher neben seinem Schriftstellerberuf als Hauslehrer wirkte, muß er von ungefähr 1560 an Lehrer und später Rektor der Wormser Lateinschule gewesen sein. Denn nur ein solches zeitraubendes Schulamt konnte ihn jetzt von der Ausführung geplanter Dichtungen abhalten. In dieser Zeit kam Fischart nach Worms, gewiß erst gegen 1563, weil er nur in reiferen Jünglingsjahren die reichen Anregungen seines Lehrers in so fruchtbringender Weise aufnehmen konnte.

Worms, das römische Borbetomagus, wurde vor 800 Bischoffitz und die Stätte einer königlichen Pfalz, um 1000 eine bischöfliche Stadt. Bald danach begannen die Kämpfe der Bürger gegen den Bischof; 1121 wurde Worms zur Reichsstadt erhoben, mußte aber noch jahrhundertelang gegen die dauernden Bemühungen der Bischöfe zur Unterwerfung der Stadt hartnäckig um seine Freiheit ringen. Die Streitigkeiten um die Stadtverfassung kamen in Worms erst am Anfang des 16. Jahrhunderts zur Ruhe. Im ausgehenden Mittelalter hatten alle drei Stände, der Adel, die bürgerlichen Geschlechter und die Handwerker gleichmäßigen Anteil am Regiment. Doch im 16. Jahrhundert war kein Adel mehr in der Stadt ansässig und die Zahl der Geschlechter stark zusammengeschmolzen, so daß die Zünfte, die sich auch hier wie in Straßburg zu Verwaltungskörpern entwickelt hatten, ganz überwogen. Doch bildete sich gegen die Mitte des Jahrhunderts eine Auswahl von wohlhabenden Familien, welche durch den Dreizehner-Rat regierten und die Mitglieder des gemeinen oder wechselnden Rates in wichtigen Fällen beiseite schoben, also eine demokratische Oligarchie. Worms hatte um die Zeit ungefähr 7000 Einwohner durchaus rheinfränkischen Stammes, wenig Handel und Gewerbe und nicht den geringsten politischen Einfluß. Trotzdem machte sich auch hier seit 1550 ein steigender Luxus bemerkbar.

Der erste deutsche Kirchenfürst, der für den Humanismus eintrat, war Johann von Dalberg, 1482—1503 Bischof von Worms. Er brachte die Heidelberger Universität zur Blüte und begründete daselbst die sodalitas literaria Rhenana, von der die Wormser wegen ihrer Feindschaft gegen Bischof und Klerus ausgeschlossen blieben. Trotzdem nahmen die Bürger

an der neuen Geistesrichtung teil, stellten an der städtischen Lateinschule humanistisch gebildete Lehrer an, ließen ihre Söhne studieren, besonders die Rechtswissenschaft und konnten sich so in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts heimischer Juristen bedienen.

In Worms wurde die Reformation vom Rat 1525 eingeführt, doch nicht so ruhig und vollständig wie in Straßburg. Der Dom, ein Dutzend Stiftskirchen und Kapellen verblieben dauernd den Katholiken, während sich die Protestanten auf lange hinaus mit zwei Predigern begnügten. Das Interim wurde hier mit strengster Schärfe durchgeführt. Im Jahre 1557 wurde nach dem ergebnislosen Religionsgespräch eine neue Kirchenagenda auf lutherischer Grundlage angenommen, und seit der Kurfürst Friedrich III. (1562) der Pfalz den Calvinismus aufzuzwingen begann, schlossen sich die Wormser immer mehr der streng orthodoxen lutherischen Richtung an.

Nach der Durchführung der Reformation wurde in Worms eine neue Lateinschule im lutherischen Sinn errichtet, 1527 in das aufgelassene Barfüßerkloster verlegt und die Melanchthonsche, für niedere Lateinschulen bestimmte, Ordnung eingeführt. Darnach wurden die Schüler in je drei Haufen von je einem Lehrer in ungefähr acht bis neun Jahrgängen unterrichtet. Im untersten Haufen lernte man die Anfangsgründe des Lateins und Luthers Katechismus, im zweiten wurde die lateinische Grammatik ganz durchgenommen, die Colloquia des Erasmus, lateinische Fabeln, Stücke von Terenz und Plautus verdeutscht, im obersten Haufen Vergil, Ovid und Cicero gelesen, Dialektik, Rhetorik und Metrik betrieben. Ein Unterricht im Griechischen fand nicht statt. An dieser Schule also konnte Scheit, obwohl er nicht Magister artium war und nicht Griechisch verstand, doch Lehrer und später Rektor werden, weil er des Lateinischen völlig mächtig und auch befähigt war, den vorgeschriebenen Musikunterricht zu erteilen. Neben ihm wirkten noch zwei Lehrer, Krispin Böttcher, der 1567 starb und Magister Kaspar Walter, der im gleichen Jahre verabschiedet wurde. Beide konnten noch Fischarts Lehrer gewesen sein.

Es ist begreiflich, daß Fischart in dieser Schule nicht viel Neues hinzulernen konnte. Er wird sie wahrscheinlich auch nur

kurze Zeit besucht haben. Auf jeden Fall aber berechtigte ihn die Absolvierung dieser Schule zum Eintritt in eine Artistenfakultät. Neben den schönen romanischen und gotischen Kirchen erregte bestimmt das prächtigste weltliche Gebäude der Stadt, die Münze seine Aufmerksamkeit. In der Geschichtklitterung beschreibt er Figuren an diesem Gebäude und erwähnt auch den mächtigen Neuturm am Rhein. Beide Bauwerke waren mit Fresken aus der Nibelungensage geschmückt, begreiflich in einer Stadt, wo damals die große Zeit der Burgunder Könige noch im Gedächtnis weiter lebte. Gewiß wurde Fischart hier zuerst zur Beschäftigung mit der Heldensage angeregt. Im ganzen aber wird diese Kleinstadt dem verwöhnten Straßburger wenig geistige Nahrung geboten haben. Um so größeren Gewinn zog er aus diesem Aufenthalt durch den innigen persönlichen Verkehr mit Scheit. Wie es in Straßburg üblich war, daß der Rektor und die Lehrer in ihr Haus Schüler aufnahmen, so wohnte Fischart sicher bei Scheit, mit dem er ja durch leibliche oder geistliche Verwandtschaft verbunden war. Dieser belesene, gemütvolle und fromme, als Schriftsteller und Mensch achtenswerte Pädagoge hat, nach den vielen gemeinsamen Zügen, einen überaus vielseitigen und günstigen Einfluß auf Fischarts Charakter und Schrifttum ausgeübt. Die Keime der liebevollen Saat des Lehrers schießen natürlich in den Jugenddichtungen des Schülers kräftiger zutage. Am Deutlichsten in dem ganz zum Grobianus umgewandelten „Eulenspiegel Reimensweiß" und in den nächsten satirischen Reimdichtungen, wo beide den Einfluß von Hans Sachs zeigen, so wie in der Trunkenlitanei. Doch auch später, was sich bis ins Einzelnste in Redewendungen, in der Art der Randglossen, im Bau der Verse und der Reime erweist. Dankbar preist Fischart seinen Lehrer als „Der best Reimist zu unser Zeit". Beide verwerten zahlreiche heimische und fremde Dichtungen; gehen oft von äußeren Anlässen aus, gestalten aber die Anregungen und Vorbilder zu neuen ihrer persönlichen Art entsprechenden wertvollen Dichtungen um. Wenn Scheit sich auch nicht eine solche abgerundete humanistische Bildung erworben hat wie sein Schüler, so kannte er doch die lateinischen Schriftsteller aus den Originalen, die griechischen aus den Übersetzungen und verband

diese gelehrte Richtung wie später Fischart mit der volkstümlichen. Beide sind aufs innigste vertraut mit dem Leben und den Sitten, Liedern und Schwänken, mit der Spruchweisheit und dem Wortschatz des deutschen Volkes, beide erweisen eine genauere Kenntnis der Geschichte und der Sagenwelt ihrer Heimat. Beide streben über den Kreis der Literatur hinaus. Scheit nennt Holbein, Beham und mit besonderer Verehrung Dürer. Beide verfaßten einzelne Bildergedichte und zusammenhängende Reime zu biblischen Figuren, beide schätzen und besingen die Musik. Daß sie der satirischen und ironischen Dichtung zuneigen und diese mit lehrhaften und moralisierenden Absichten verquicken, lag im Geiste der Zeit. Aber sie sind auch darin eines Sinnes, daß sie nicht die erbarmungslose Strenge und trostlose Verbitterung eines Sebastian Brant, von dem sie ausgingen, zeigen, sondern eine milde und hoffnungsfreudige Gesinnung. Und trotz der ungemeinen Derbheit ihrer grobianischen Dichtungen vermeiden sie den Zynismus und die Zoten der Schwanksammlungen jener Tage. Beide rühmen die Heiligkeit der Ehe und sind erfüllt von einer streng sittlichen und aufrichtig frommen christlichen Weltanschauung. Beide treten als Reichsstädter für politische Freiheit ein. Freilich sind bei Fischart, dem unvergleichlich bedeutenderen und vielseitigeren Geiste, die Versuche und Bestrebungen Scheits zu reichster Entfaltung gediehen und auf eine freie Höhe erhoben worden.

Ganz besonders fruchtbar aber war für Fischart der Einfluß Scheits auf dem Gebiete der französischen Sprache und Literatur. Zu Fischarts Jugendzeit war in Straßburg trotz den zahlreichen zeitweilig oder dauernd anwesenden Franzosen für einen Unterricht in dieser Sprache noch nicht vorgesorgt; auch war der literarische Einfluß Frankreichs erst in den Anfängen. Scheit aber hatte sich als Korrektor des Druckers Johann Tornesius während eines längeren Aufenthalts in Lyon, damals einem literarischen Mittelpunkte Frankreichs, eine genaue Kenntnis der französischen Sprache und der Werke der damals lebenden französischen Rhetoriker und und Renaissancedichter erworben. Der Einfluß von Clement Marot auf sein Maienlob und von Jean Lemaire und Guillaume Cretin auf seine Fröhliche Heimfahrt tritt besonders deutlich zutage.

In die Prosa des Maienlobs fügte Scheit geschickte Nachbildungen der vers communs und schwieriger französischer Versmaße ein, worin sich auch Fischart später versuchte. Scheit führte also in Worms seinen Schüler in die gleichzeitige französische Literatur ein und unterwies ihn wenigstens soweit in dem Gebrauche der französischen Sprache, daß dieser unbesorgt nach Frankreich reisen konnte. Die im Frühjahr 1565 in Worms ausgebrochene Pest wird Fischart vertrieben haben. Scheit starb daran mit Weib und Kindern, spätestens im Sommer 1565, weil sein Nachfolger, der in Worms gebürtige und in Heidelberg zum Magister artium promovierte Friedrich Zorn am 19. September 1565 zum Rektor der Wormser Lateinschule ernannt wurde. Erst Zorn hat hier (1576) den griechischen Unterricht eingeführt.

3. Bildungsreise. Studium in Paris, Straßburg und Siena.

Zwischen Fischarts Aufenthalt in Worms und dem Erscheinen seiner ersten Dichtungen, also zwischen 1565 bis 1570, hat er den Besuch fremder Universitäten mit einer größeren Bildungsreise verbunden, die seit dem Eindringen des Humanismus in das Reich bei dem deutschen Adel und dem wohlhabenden Bürgerstande, soweit höhere Bildung angestrebt wurde, allgemein in Brauch kam und auch noch zu seiner Zeit, ganz besonders im Elsaß und in Straßburg üblich war. In diesen Jahren war er sicher in den Niederlanden, dann in Paris und in London und schließlich in Italien, weil seine Andeutungen darüber in den ersten Dichtungen von 1570 bis 1573 erscheinen.

In Flandern hörte Fischart, wie er es in Dominici Leben schildert, die Predigt eines Minoriten, der gegen die Jakobiten — so nannte man die Dominikaner in Paris nach ihrem Kloster St. Jakob — loswettert, daß diese, obwohl Ketzermeister und darum den Ketzern feind, doch arg weltlich gesinnt seien und sich mit Geld und Menschenblut befleckten. In seinem reinen Orden aber, fährt dieser Quacksalber und Käseprediger fort, sei die Gerechtigkeit und das Recht und darum solle man nur ihnen opfern. Einige Verse daraus führt Fischart aus dem Gedächtnis flämisch an. Den ebenda zitierten Ausspruch: „Es Lutherano pan, ist

Lutherisch brod, sagen die Spanier in Niederland, wenn man jn bringt panobaco oder bruno schwartz Brod" kann Fischart nur in Flandern gehört haben, welches damals von spanischen Truppen besetzt war. Auf einen längeren Aufenthalt Fischarts in Holland kann man sicher schließen aus den bei ihm häufig wiederkehrenden Erwähnungen niederländischer Sitten und Bräuche, Redewendungen und Sprüche, aus seiner Beherrschung der holländischen Sprache, — man denke nur an seine Bearbeitung des Biencorf von Marnix —, und aus seiner warmen Anteilnahme an den Freiheitskämpfen der Niederländer durch seine Herausgabe holländischer Flugschriften. Vielleicht hörte er die erwähnte Predigt in Gent, der damaligen Hauptstadt Flanderns, wo sich auch ein Dominikanerkloster befand und wo er das Aufglimmen der Gärung unter der calvinistischen Bevölkerung beobachten konnte. Denn gerade Gent wurde bald ein Hauptherd der Erhebung gegen das spanische Joch. In Flandern lernte er zuerst die Niederländer kennen und auch lieben und die Spanier hassen.

Von Flandern begab sich Fischart vermutlich im Herbst 1565 nach Paris, wo er wohl bis zum Herbst 1567 verblieb. Für einen längeren Aufenthalt in Frankreich und insbesondere in Paris spricht ebenfalls seine genaue Kenntnis der französischen Sprache und Kultur. Wenn ihm auch bei seinen Verdeutschungen französischer Werke viele Schnitzer und Versehen begegnen, die größtenteils durch die Flüchtigkeit seiner Arbeitsweise und seinen Mutwillen, absichtlich scherzhafte, lächerliche oder unsinnige Übertragungen zu geben, verschuldet sind, so verdeutscht er doch andererseits die schwierigsten Ausdrücke und Redewendungen richtig und sinngemäß; ein Zeichen, daß er sich ganz in den Geist der französischen Sprache eingelebt hat.

Seine zahlreichen Angaben über Paris, besonders über die Verhältnisse der dortigen Universität entsprechen, abgesehen von den Übertreibungen des Satirikers, völlig der Wirklichkeit. Nur aus eigener Anschauung konnte er solche lebensvolle Schilderungen von dem akademischen Treiben in Paris entwerfen. In Dominici Leben beschreibt er als Zuseher eine öffentliche Disputation von jungen Klerikern in dem großen Saale der Sorbonne. Wie an hundert Mönche, insbesondere Dominikaner und Franziskaner

mit scholastischen Argumenten „in Ciceronis Latein,“ mit Zischen, Klopfen, Scharren, Poltern und häßlichen Schimpfreden einander wie Bauernköpfe heftig befehden. In seinen Erweiterungen zu zweien an den Hochschulen in Prag und Paris spielenden Historien des Eulenspiegels gibt er deutlich an der Universität Gesehenes und Erlebtes wieder. Launig spottet er hier über die haarspaltenden Spitzfindigkeiten der scholastischen Dialektik, wie sie in den „Schulzänck“ daselbst noch zu seiner Zeit im Schwange war. Er schildert die Tracht, das Gehaben und das Aussehen der Magister bis auf die rötlich leuchtenden Nasen, erwähnt die allein in Paris übliche Sitte, daß dem Rektor, der nur aus der Artisten-Fakultät gewählt wurde, die zwei Pedelle seiner Nation vorangehen. Die Drohung, daß Eulenspiegel, weil er sich bei seinen Antworten auf die quaestiones des Rektors nicht an Aristoteles gehalten, „für ketzrisch gescholten“ und mit „dem Bann Aristoteles“ belegt werde, kann nur für die Hochburg aristotelischer Scholastik, die Sorbonne, gelten, wo damals der Stagirite förmlich das Ansehen eines Heiligen genoß. Dieses Schicksal ereilte in Wirklichkeit den berühmten Pariser Gelehrten Pierre de la Ramée, der wegen seiner (1543) erschienenen Schriften, in denen er die Unzulänglichkeit der Logik des Aristoteles und ihre sophistische Behandlung durch die herrschende Schule in Paris aufdeckte, als Ketzer verdächtigt wurde. Seine Schriften wurden verdammt und dem Scheiterhaufen übergeben; ihm selbst wurde die weitere Abhaltung philosophischer Vorträge verboten. Fischart muß davon Kunde erhalten und dieses Ereignis später in seinem Eulenspiegel verwertet haben.

Das früheste Lebenszeichen von Fischart selbst sind Eintragungen seines Namens in die drei Bände des 1566 und 1567 erschienenen Werkes Histoire de nostre temps mit der französischen Form seines Taufnamens und Geburtsortes Jehan Fischaert du Straßbourg, mit drei französischen Sprüchen und dem Datum 1567. Da dieses Werk die religiösen und politischen Ereignisse während der Regentschaft der Königinmutter Katharina von Medici bis 1565 herabführt, Dekrete und Proklamationen des Hofes, der Minister und der Parlamente, Briefe und Kundgebungen von Mitgliedern des königlichen Hauses, vom hohen weltlichen und

geistigen Adel, von Führern der Hugenotten bis in die jüngste Zeit bringt, kann es nur in Paris verfaßt und verlegt worden sein. Es ist vom Standpunkt der Hugenotten aus geschrieben. Verfaßer, Verleger und Druckort sind nicht genannt, mit Rücksicht auf die strenge Zensur, welche seit dem Anheben der Reformation im Auftrage des Königs Franz I. von der Sorbonne gegen calvinistische Bücher durchgeführt worden war. Dieses Buch durfte darum nur insgeheim vertrieben werden und Fischart konnte es darum nur in Paris und aus der Hand von Hugenotten noch im Erscheinungsjahr erhalten. Es hat ihm eine tiefere Kenntnis der politischen und konfessionellen Verhältnisse Frankreichs erschlossen, die ihm für seine spätere Beteiligung an französischen Flugschriften und Zeitungen zugute kommen sollte. Gewiß verkehrte er, wie damals andere deutsche evangelische Studenten in Paris mit Hugenotten, woraus der warme aus seinem späteren Wirken zu ersehende Anteil für diese Partei entsprang.

Vom Herbst 1563 bis 1565 studierte Melchior Sebisch (Sebizius) in Paris, also kurz vor und einige Monate während Fischarts Aufenthalt daselbst, den er möglicherweise von Straßburg her schon kannte. Sebisch verkehrte freundschaftlich mit mehreren bedeutenden Männern, die größtenteils Calvinisten oder doch den Neuerungen günstig gesinnt waren. Darunter mit sechs Professoren des Collegium regium, den Hellenisten Turnèbe, Dorat, Lambin, den Medizinern Charpentier, Duret und schließlich mit dem bedeutendsten unter ihnen, Ramée.

Da die Universität am Beginn des 16. Jahrhunderts der Einführung der griechischen und der hebräischen Sprache, abgesehen von älteren schwachen Versuchen, sowie dem Humanismus überhaupt hartnäckig ihre Tore verschloß, König Franz I. aber den neuen Bestrebungen zuneigte, entschloß sich dieser 1530 im Gegensatz und unabhängig von der Universität ein Kollegium zu stiften, das viel später den Namen Collège de France erhielt. Im Anfang ein ganz bescheidenes Unternehmen, bildete doch dessen Gründung einen Markstein in der Geschichte der Wissenschaft und des Unterrichts in Frankreich. Zum erstenmal wurde hier der Grundsatz der Freiheit der Lehre, der Professoren und Stu-

denten verkörpert. Alle begabteren, ein höheres Wissen anstrebenden Studenten strömten in den nächsten Jahrzehnten zu den Vorlesungen der königlichen Professoren. Die Universität verödete und schien ihrem Ende nahe. Die Empörung auf dieser Seite war ungeheuer. Die feindseligen Vorkehrungen und Ränke, die Versuche zur Unterdrückung der Vorlesungen im Kollegium, deren Methode als temeraria, scandalosa et de Lutheranismo vehementer suspecta verurteilt wurden, folgten einander durch das ganze Jahrhundert; doch ohne Erfolg.

Die Jahre 1561 bis 1567, wo Sebisch und wahrscheinlich Fischart in Paris studierten, bildeten einen Höhepunkt in der Geschichte des Kollegiums. Zehn Lehrkanzeln für die wichtigsten Fächer waren mit tüchtigen Gelehrten besetzt. Ihr Dekan und geistiger Führer war in diesem Zeitraum Ramée, eine ehrenhafte und ungemein tatkräftige Persönlichkeit, Professor für Philosophie und Rhetorik, der aber im Laufe der Jahre das Gebiet seiner Vorlesungen und Übungen auf alle freien Wissenschaften bei einem beispiellosen Lehr-Erfolge ausdehnte. Petrus Ramus hatte noch in den dreißiger Jahren Vorlesungen Sturms am Kollegium gehört, dessen neue humanistische Methode der Dialektik er später selbst ausbaute. Wie Ramus, waren auch Sebisch und Fischart Schüler Sturms, der auch Sebisch an Ramus empfahl. So kann es auch für Fischart angenommen werden, daß er mit Professoren des Kollegiums und besonders mit Ramus persönlich verkehrte, zumal es damals allgemein üblich war, daß sich deutsche Studenten berühmten und beliebten Gelehrten in Paris vorstellten. Am Kollegium konnte Fischart außerordentlich viel lernen. Außer den genannten Professoren lehrten damals noch Forcadel und Cosel Mathematik, Duchesne lateinische Beredsamkeit und Pellerin griechische und lateinische Philosophie. Mit Ramée aber ist Fischart geistesverwandt; beide sind leidenschaftlich und tatkräftig, beide überzeugte Protestanten, beide besaßen ein vielseitiges Wissen. Uber dem Dekan stand noch eine haute direction dem Kollegium vor, welche immer von einem Vertrauensmann des Königs, damals von Jaques Amyot mit größtem Eifer versehen wurde. Dieser erlangte Berühmtheit durch seine den französischen Zuständen sich anschmiegenden, in einem anmutsvollen und natürlichen Stil ge-

haltenen Übersetzungen griechischer Schriftsteller, besonders Plutarchs, von dem die Biographien während Fischarts vermutlicher Anwesenheit, 1563, erschienen. Es ist möglich, daß dieser schon hier die Anregung zu seinen späteren Versuchen als Plutarch-Übersetzer empfing.

Fischart aber kam nach Paris nicht nur um sein Wissen zu erweitern und zu vertiefen, sondern auch um einen Grad in der Artistenfakultät zu erwerben. Da er gleich danach in Siena Rechtswissenschaft betrieb, mußte er vorher die philosophischen Grade erreichen. Das Straßburger Gymnasium erhielt aber erst 1567 nach der Erhebung zur Akademie das Recht der Promotion zu Baccalauren und Magistern artium. Da sein Name in den vollständigen Matrikeln der für ihn in Betracht kommenden deutschen Universitäten fehlt und zahlreiche Aussprüche seine Vertrautheit auch mit den akademischen Verhältnissen in Paris erweisen, so ist es höchstwahrscheinlich, daß er neben dem Besuch des Kollegiums (wie damals allgemein üblich) auch als Scholar in die Artistenfakultät eingetreten ist und einen Grad angestrebt und erworben hat. Der Liber procuratorum der deutschen Nation in Paris, der im ganzen viel besser erhalten ist als die Verzeichnisse der Graduierten der übrigen Nationen, ist für den Zeitraum von 1533 bis 1612 verloren gegangen. So fehlen auch hier die Belege.

Die im 14. und 15. Jahrhundert so berühmte Universität Paris, welche im Gegensatz zu Bologna ihren Stolz darin sah, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu pflegen, eine mächtige Körperschaft gleichberechtigt neben Kirche und Staat, von Königen und Päpsten gefördert und um Gutachten ersucht, befand sich im 16. Jahrhundert in einem allmählichen Niedergang. Die steigende Macht des Königtums minderte ihre Freiheiten. Eigensinnig hielt sie auch noch später an der in Paris aufgebrachten, früher so fruchtbaren Doktrin der philosophischen Dialektik fest, obschon diese bereits zu äußerem Formelkram verknöchert war. Die in den letzten zwei Jahrhunderten in den französischen Provinzen gegründete Universitäten, die größtenteils neue Wege beschritten, entzogen ihr Scharen von Studenten. Die Religionswirren behinderten ein ruhiges Studium, die verheerenden Bürgerkriege in

der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beraubten sie eines großen Teiles ihrer Mittel und eine noch ärgere Schwächung erfuhr sie durch die langjährigen Fehden gegen die neuen Jesuitenkollegien in Frankreich, besonders gegen das 1563 eröffnete Collegium Claromontanum in Paris. Die politische Macht und die wissenschaftliche Vorherrschaft der Universität ging schon am Beginn des 16. Jahrhunderts verloren; am Ausgang war auch ihr alter Ruhm verblichen. Mit dem äußeren Verfall ging auch der Unterrichtsbetrieb und die Forschung gleichen Schritt. Leuchten der Wissenschaft besaß die Pariser Universität in dieser Zeit nicht mehr. Die damaligen berühmten Hellenisten und Rechtsgelehrten waren nicht Professoren der Universität. Zwar sah man an dieser selbst die Notwendigkeit von Reformen ein, doch in Wirklichkeit wurden im Laufe des Jahrhunderts nur unwesentliche Neuerungen eingeführt. Im ganzen verblieb sie im Banne der Scholastik. Den Vorschlägen Heinrichs II. (1557) setzte sie einen törichten Widerstand entgegen. Des Königs Ratgeber Ramée veröffentlichte 1562 noch weiter gehende Forderungen, woraus die Rückständigkeit des Lehrbetriebes an der Universität grell hervortritt. Die Artisten insbesondere benützten damals immer noch die mittelalterlichen Quästionarien mit einseitiger und äußerlicher Bevorzugung des Aristoteles. Bei diesen trockenen und unfruchtbaren Erklärungen verblieb zu wenig Zeit für das Studium antiker Autoren. Diese Forderungen, welche Ramus hier aufstellte und die an deutschen Universitäten schon in den zwanziger Jahren erfüllt waren, konnte er nicht einmal durchsetzen, weil er bei der Pariser Bluthochzeit (1572) von seinen Scholaren grausam ermordet wurde. Die lesenden Magister und Doktoren vernachlässigten ihre Pflichten so, daß die Artistenfakultät zu einer Sekundärschule und wie die übrigen Fakultäten fast lediglich zu einer Anstalt zur Erteilung von Graden herabsank. Dabei waren die Taxen sehr hoch; an der Artistenfakultät weit niedriger als bei den übrigen, doch betrugen sie auch hier 54 livres.

Seit 1533 galt die Bestimmung, daß ein Kandidat nach einem zweijährigen Studium die Baccalarsprüfung und nach weiteren anderthalb Jahren die Prüfung zum Magister machen

konnte. Wenn also Fischart, wie anzunehmen, im Oktober 1565, wo das Wintersemester in Paris begann, daselbst eintraf, so konnte er bis zum Juni 1567, wo die Schlußprüfungen für das Baccalaureat stattfanden, diesen niedrigsten akademischen Grad erreichen. Unwahrscheinlich ist es aber, daß er in Paris auch Magister wurde. Das 21. Lebensjahr, dessen Vollendung hier Bedingung war, hatte er damals erreicht. Aber er hätte noch anderthalb Jahre in Paris ausharren müssen, wo ihm der verlotterte Studienbetrieb gewiß anwiderte und wo mit einem Male der Aufenthalt für evangelische Studenten lebensgefährlich wurde. Durch den, mitten im Religionsfrieden, erfolgten Aufstand des Prinzen von Condé am 27. September 1567 verloren die Hugenotten gänzlich die schwankende Gunst der Regentin und der öffentlichen Meinung. Sofort begann man die Protestanten aus Paris zu vertreiben. Die Universität erhielt von Karl IX. am 25. Jänner 1568 die Ermächtigung, jedes Mitglied, das sich nicht zum katholischen Glauben bekenne, auszuschließen und akatholische Studenten nicht zu graduieren. Am 9. Februar 1568 wurde eine formula catholicae fidei festgesetzt, worin die Häretiker verdammt wurden. Sämtliche Professoren, Magister und Beamten der Universität, sowie die Lehrer der zahlreichen Privatkollegien, — bis Ende Februar auch alle Studenten, — wurden zum Eid auf diese Formel herangezogen und Widerstrebende ausgewiesen. Da war natürlich für Fischart kein Bleibens mehr.

Im Jahre 1568 ward ihm auch endlich die Möglichkeit geboten, in seiner Heimat den Magistergrad zu erwerben. Während seines Aufenthaltes in Paris wurde das Straßburger Gymnasium zur Akademie erhoben. Die höheren Kurse, die schon seit den zwanziger Jahren bestanden und 1538 mit der neuen Lateinschule in engem Zusammenhang gebracht wurden, waren schon auf mehrere sonst nur Universitäten vorbehaltene Fächer ausgedehnt, vorübergehend auch auf Jus und Medizin. Neben heimischen Gelehrten hielten auch berühmte Ausländer vorübergehend Vorlesungen, so Calvin 1538 bis 1541, einige Italiener, der Mediziner Massario und der Theologe Zanchi um 1560, die französischen Rechtsgelehrten Dumoulin und Baudouin in den fünfziger Jahren und Hotoman 1556 bis 1562. Der Rat

hatte sich 1538 noch nicht entschließen können, eine Universität zu gründen, weil die Mittel dazu fehlten und weil Reichsstädte zwar das Recht hattten, Lateinschulen zu errichten, nicht aber Universitäten. Und einer so ausgesprochen protestantischen Stadt hätte Karl V. niemals ein Hochschulprivileg ausgestellt. So wurde eine Einrichtung geschaffen, welche die Schüler über das Ziel des Gymnasiums hinaus so förderte, daß sie ihre Studien an einer Universität in kurzer Zeit abschließen konnten. Der große Nachteil dieser Anstalt aber bestand darin, daß sie nicht das Recht der philosophischen Promotionen besaß. Die meisten Schüler wollten darum nicht mehr in die zwei obersten Klassen und in die öffentlichen Kurse aufsteigen und baten ihre Eltern und Verwandten, wie es in einem Gutachten Sturms heißt, daß „man sie nunmehr auch an fremde Ort uf die Universitäten verschicke"; sie wollten nicht so lang „an einem Ort in der Zucht und unter der Ruten gehalten werden"; auch hätten sie erfahren, daß „wenn sie schon lang hie bleiben und hoch kommen, so seien sie doch nicht so gut als uf den Universitäten die Studenten," sondern würden dort gezwungen, „sich wie Bachanten und Schützen allererst deponieren zu lassen". Sie begaben sich darum vor Absolvierung des Gymnasiums „hin und wieder im deutschen und wälschen Land uf die Universität", so daß die Disputationen und Deklamationen, an den obersten Klassen „an denen so merklich viel gelegen" aus Mangel an Schülern oft unterbleiben mußten.

Von Anfang an hatte Jakob von Sturmeck eine Ausgestaltung des Gymnasiums vorgesehen und der Rektor hielt mit zäher Beharrlichkeit an diesem Gedanken fest. Aber noch 1566 trug der Rat Bedenken, in eine Universität mit allen Rechten und Freiheiten, also eine von der städtischen Gerichtsbarkeit unabhängige Körperschaft einzuwilligen. Sturm mußte sich bescheiden und konnte in seiner Denkschrift nur den Plan zu einer Akademie mit dem Rechte der philosophischen Promotionen dem Rate vorlegen, damit sie dem Kaiser unterbreitet werde. Maximilian II. willfahrte auf dem Reichstag zu Augsburg dem Gesuch des Rates und unterschrieb eine in schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßte Urkunde mit der Erteilung des Privilegs am

30. Mai 1566. Sturm wurde vom Rat, da er sein Amt bisher „getreulich, fleißig und nützlich verwaltet", zum lebenslänglichen Rektor der Akademie ernannt. Sein Vertreter war der jährlich vom akademischen Konvent zu wählende Dekan, welcher die Disputationen, Prüfungen und Promotionen anzuordnen und zu leiten hatte. Von den drei Scholarchen sollte der jeweilige Adelige Kanzler sein. Der erste, Städtmeister Heinrich von Mühlenheim, eröffnete die Gründungsfeier der Akademie am 1. Mai 1567. Erst am 24. Juni 1568 verkündete man die neuen Statuten, die auf Grund von Gutachten des Lehrkörpers von Ratsherren ausgearbeitet wurden. Gegen den Antrag des Rektors blieben auch jetzt die höheren Kurse mit dem Gymnasium eng verbunden. Doch ein neuer Vorschlag in einem weiteren Memorandum Sturms, nämlich der doppelten Besetzung jedes Faches, wobei sich beide Vertreter in das Gebiet teilen sollten, wurde im ganzen angenommen. Jetzt erst führte man auch Arithmetik, Geometrie und Astronomie in die obersten Klassen ein. Diese Gegenstände wurden von Konrad Dasypodius gelehrt, der mit der antiken Literatur auf diesem Gebiet vollständig vertraut, grundlegende Handbücher verfaßte und bereits arabische Ziffern verwendet. Jetzt konnten sich die Schüler wegen der Einführung dieser Fächer gleich nach der Prima der Baccalarprüfung unterziehen. Das war natürlich erst vom Herbst 1569 an möglich.

Es ist darum ausgeschlossen, daß Fischart hier den Lorbeer erhielt, weil er sich um die Zeit bereits in Siena befand. Es ist aber wahrscheinlich, daß er von Paris als Baccalar im Herbst 1567 heimkehrte, die vorgeschriebenen Vorlesungen und Übungen besuchte und ungefähr im Herbst 1568 in Straßburg den Magistergrad erworben hat. Nach Sturms Denkschrift vom November 1566 konnte einem Baccalar, der „die lectiones oder Autores alle gehört und nun dermaßen in denen disputationibus und anderen übungen abgerichtet worden", nach anderthalb oder zwei Jahren „der Gradus magisterii publice conferiert" werden. Vielleicht ist Fischart, als Pariser Baccalar und Hörer Ramées, — der sich auch im Sommer 1568 seines alten Lehrers Sturm wegen einige Monate in Straßburg aufhielt, — eine etwas kürzere Frist zur Prüfung gewährt worden.

Jetzt fand Fischart erst Gelegenheit die Vorlesungen und Übungen Sturms über Rhetorik mitzumachen und, inzwischen reifer geworden, einen noch tieferen Einfluß von ihm zu erfahren, so daß ihm die humanistische Bildung in Fleisch und Blut überging. Auch andere Vorlesungen konnte er hier mit Nutzen hören. Johannes Wilfesheim und Ernst Regius behandelten die im Gymnasium vernachlässigten griechischen Klassiker Homer, Pindar, Hesiod, Theokrit, Sophokles in gründlicher Weise. Neben Sturm lehrte auch Valentin Erythraeus Rhetorik und außerdem Moral und Ethik, Elias Kyber das alte Testament und Hebräisch. Auch den ersten Dekan und einflußreichsten Lehrer der Akademie Michael Beuther dürfte er gehört haben. Seit 1565 Professor der Geschichte, erklärte Beuther antike Geschichtsschreiber und zog daraus die Ergebnisse für die Politik seiner Zeit, las auch einen Abriß über Universalgeschichte. Seine Verdeutschung und Fortsetzung von Sleidans großem Geschichtswerk hat Fischart später manchmal verwertet. Da Beuther einer der größten Polyhistoren seiner Zeit war, dürfte er Fischart auch im allgemeinen beeinflußt haben.

Fischart hörte gewiß auch theologische Vorlesungen. Sturm nennt ausdrücklich die daselbst zu erklärenden Kirchenväter Chrysostomos, Basilius, Cyprianus, Augustinus und Hieronymus, die Fischart oft heranzieht und in seiner lateinischen Prosa nachahmt. Daß die Artisten in Straßburg auch Theologie trieben, ersieht man aus den theologischen Fragen, welche der Dekan den Magistrandis vorlegte.

Die Magisterwürde wurde auch an der Straßburger Akademie mit umständlicher Feierlichkeit erteilt. In Gegenwart des Magistrats und der Scholarchen hielt der Dekan einen wissenschaftlichen Vortrag und promovierte dann gewöhnlich mehrere publice und privatim geprüfte Kandidaten gleichzeitig zu Magistern. Er ließ sie das Katheder besteigen, zum Zeichen, daß sie von nun an das Recht hätten, die freien Künste zu lehren. Übergab ihnen dann Bücher, damit sie nicht aus dem eigenen Kopfe, sondern aus bewährten Autoren ihre Lehren zögen. Die Bücher legte er ihnen geöffnet vor, weil nicht der Besitz, sondern der fleißige Gebrauch der Bücher gelehrt mache.

Dann setzte er ihnen Hüte auf als Zeichen der Freiheit, doch mit der Bemerkung, daß nur diejenigen frei seien, welche der Leitung der Vernunft folgten. Der goldene Ring, den er ihnen an den Finger steckte, solle sie mit der Wahrheit verloben, der sie Treue zu halten und sie „gegen Barbarei und Sophistik", also gegen die Scholastik, zu verteidigen hätten. Die brennende Kerze, die er ihnen in die Hand gab, deute an, daß sie nun ihr Licht mögen leuchten lassen. Zum Schluß erfolgte eine Vorführung der Kenntnisse und Redegewandtheit der jungen Magister, denen der Dekan je eine schwierige Frage aus dem weiten Wissensgebiet der Artistenfakultät vorlegte, welche sie in einer längeren lateinischen Rede beantworten mußten.

Im Herbst 1568 oder etwas später begab sich Fischart, dem Brauche seiner Zeit folgend, nach Italien, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Daß er sich dort längere Zeit, gegen zwei Jahre ungefähr aufhielt, ergibt sich aus mehreren eigenen Aussprüchen z. B. „Da ich in Welschland war vor Jahren;" oder „Ich bin im Babstumb auch gewesen" oder „weißt man sich doch seiner selbst bekandtniß nach der Italianer Landruchtbarer unart zuerinnern". Auch aus seiner Kenntnis der italienischen Sprache. Abgesehen von zahlreichen italienischen Sprichwörtern und Redewendungen, verwendet er mehrere italienische Bücher und ist auf verschiedenen Gebieten der italienischen Kultur gut bewandert. Er ist auch ein Kenner der italienischen Kunst, welche er in der Vorrede zu den Papstbildern mit der deutschen abwägt. Besonders in Siena und Assisi konnte er kirchliche und weltliche Bauwerke, Gemälde, Fresken und Statuen der bedeutendsten Künstler vom 14. Jahrhundert herauf genau betrachten. Gewiß wurde sein Kunstsinn daselbst geläutert. Von Siena aus besuchte Fischart am 1. August (wahrscheinlich 1569) das Kirchweihfest des hl. Franz in Assisi und erzählt dieses Erlebnis in seinem Barfüßer Kutten- und Sektenstreit. Er schildert hierbei auch die untere Kirche mit dem Grabmal des Heiligen und dem „Altar von Marmelstein," das „schönste Kloster," den Domhof, seine Herberge und anderes lebendig und der Wirklichkeit entsprechend. Er beschreibt auch genau das Bild der Verzückung des hl. Franz in der Oberkirche und weist es nicht Giotto, sondern Parri Spinelli

zu, den man damals und auch später für den Maler dieses Fresko hielt.

Hat ihn dieser Ausflug zu seiner ersten Dichtung angeregt, so der Aufenthalt in Siena zu Dominici Leben. Die daselbst geborene Catarina Benincasa, die Schutzheilige ihrer Vaterstadt und des Dominikanerordens, ruft er in diesem konfessionell polemischen Epos als seine Muse an, preist sie spöttisch als studiorum regina und als Göttin der Predigermönche. Mit Bildern und Statuen aus der Legende der hl. Katharina sind viele Kirchen Sienas geschmückt. Hier, wo das Mönchstum, besonders die Dominikaner und die Franziskaner Jahrhunderte lang eine wichtige Stellung einnahmen, konnte Fischart die Barfüßerorden, auch die Eifersüchteleien und Händel zwischen den einzelnen Kongregationen beobachten. Das Herz der Bevölkerung gehörte besonders dem Franziskanerorden an. Das Andenken an den hl. Franz, der dreimal hier geweilt, verblieb in frischer Erinnerung. Siena war aber auch der Schauplatz der beginnenden Kämpfe innerhalb des Franziskanerordens und seiner Verzweigung in verschiedene „Sekten". Die Schilderung, welche Fischart in seinen ersten Dichtungen von den verschiedenen Kutten und Abzeichen, von den vielen Kirchen und Kapellen in Italien, wo Tafeln mit besondern, für die einzelnen Heiligen erfundenen Gebete hangen, von den Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Franziskanern bietet, machen durchaus den Eindruck des Selbstgesehenen. Sie wirken um so stärker, weil diese Dichtungen unmittelbar nach der Heimkehr aus Italien niedergeschrieben wurden.

Siena war im 16. Jahrhundert auch ein Herd häretischer Bestrebungen, die von deutschen evangelischen Studenten noch genährt wurden. Hier war Bernhard Ochino zuhause, der daselbst in den Franziskaner- und dann in den Kapuziner-Orden eintrat, aber 1542, nachdem er sich offen zur Reformation bekannt hatte, ins Ausland fliehen mußte. Antitrinitarier wie dieser waren auch die in Siena geborenen Sozzini, Lelio und dessen Neffe Fausto, der von 1562 bis 1574 im Dienste des Großherzogs Franz von Toskana stand. Ferner Minus Celsus, der in seiner Heimat als humanistischer Schriftsteller, Redner und rühriges Mitglied der Academia Intronata ein großes Ansehen genoß, bis er sich

während der blutigen Verfolgung der Protestanten durch Pius V. (1569) in die Schweiz flüchten mußte. Gewiß hat Fischart in Siena von den Bestrebungen und Schriften dieser Häretiker gehört; Celsus, mit dem er sich später eingehend beschäftigte, konnte er dort noch antreffen.

Die Zahl der deutschen Studenten, die hauptsächlich der Rechtsstudien wegen nach Italien strömten, war noch im 16. Jahrhundert überaus groß. In den ersten Jahrzehnten übte noch immer Bologna, studii mater et domina, die größte Anziehungskraft aus, wo ja zuerst das Corpus juris civilis eine Neubelebung erfuhr und wo durch die Tätigkeit der Glossatoren und Postglossatoren erst eine Übersicht über den ausgedehnten Stoff und ein tieferes Verständnis für das römische Recht gewonnen wurde. Aber um 1550 wurde Bologna aus dieser bevorzugten Stellung dauernd durch Padua verdrängt und im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts auch von Siena an Zahl der deutschen Studenten überflügelt. Schuld daran war nicht nur der Mangel an tüchtigen Rechtslehrern, sondern auch der Umstand, daß das von den päpstlichen Legaten regierte Bologna Hauptsitz der Inquisition war, was für die zumeist protestantischen deutschen Studenten eine große Gefahr bedeutete. Empört über die (1562) an einigen deutschen Studenten in Bologna vollzogene Tortur, verließ die ganze deutsche Nation die ungastliche Stadt und zog zum größten Teil nach Padua. Aber auch da zeigten sich alsbald bedrohliche Erscheinungen, weil auf Grund der Bulle Pius IV. vom 4. März 1565 die Erteilung des Doktorgrades von einer professio fidei abhängig gemacht wurde, also ähnlich wie etwas später in Paris. Und da der Versuch der Republik Venedig, die ausländischen Studenten von dieser Verfügung zu befreien, mißlang, verließen diese auch Padua. Solche Fährlichkeiten sind aus Siena nicht bekannt, auch unwahrscheinlich, weil hier die (1566) neugeregelte Inquisition immer durch den Minoritenorden verhältnismäßig milde gehandhabt wurde und weil Cosimo I. keine Fanatiker in seinem Gebiet duldete und selbst Ketzer vor Verfolgungen schützte. Das alles hat viele deutsche Studenten, auch engere Landsleute Fischarts und diesen selbst bestimmt, Siena als Studienort zu wählen.

Der im Kampfe mit den Nachbar-Republiken erstarkte Freistaat Siena errichtete um 1240 eine hohe Schule, die erst 1357 von Karl IV. und 1408 von Gregor XII. die unerläßlichen Privilegien erhielt. Die Universität widersetzte sich der Aufnahme des Humanismus, teils aus politischen Gründen, teils aus dem Festhalten an den mittelalterlichen Überlieferungen, was ihr eine stetige Entwicklung verlieh. Trotzdem ist aus ihr der berühmteste Humanist Eneas Silvius de' Piccolomini hervorgegangen. Eine humanistische Gelehrtenschule konnte hier wie anderwärts in Italien wegen des kräftigen wissenschaftlichen Individualismus nicht entstehen. Hingegen ging aus den humanistischen Bestrebungen eine Reihe von wissenschaftlichen und volkstümlichen Akademien hervor, die in größter Zahl im 16. Jahrhundert aufgeblüht war. Die meisten — dreiundzwanzig — befanden sich in Siena.

Da die Republik infolge der dauernden Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Parteien und einander feindlichen Familien um 1500 nahe dem Verfall war, rangen mehrere Mächte: Spanien, Frankreich, der Papst, Toskana um diese Beute, bis endlich nach langen blutigen Kriegen, welche Stadt und Land völlig verwüsteten, Cosimo I. 1559 Siena dauernd in Besitz der Medici gebracht hat. Dieser Herzog, ein Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben, von Tatkraft und Gerechtigkeitssinn, bemühte sich ernstlich das neuerworbene Gebiet und auch die Universität wieder zu heben. Schon einige Jahre vor der Eroberung schloß er 1541 mit Siena eine Capitulatio ab, wonach die Scholaren der toskanischen Universitäten Florenz und Pisa, die damals im Rückgang begriffen waren, sich zur Vollendung ihrer Studien nach Siena begeben sollten, wo gerade bedeutende Gelehrte wirkten. Insbesonders die Rechtsschule von Siena hatte im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen guten Ruf. Drei Mitglieder der heimischen Patrizierfamilie Sozzini schufen eine Lehrmethode, die noch sehr lange auch über Siena hinaus unter der Bezeichnung Sociniana angewendet wurde. Hier wirkte bis 1535 einer der hervorragendsten italienischen Rechtsgelehrten jener Zeit, Philipp Decius, dessen Studienordnung, wonach man für das römische Recht bei einem vierjährigen Kurs aus jedem Teil der Digesten nur wenige Titel

erklären sollte, an den toskanischen Universitäten (auch für das kanonische Recht) bis 1860 in Kraft bleiben sollte.

Diese Studienordnung war bedingt durch den sogenannten mos docendi Italicus, der vom 14. Jahrhundert ab bis tief in die neuere Zeit die italienischen Universitäten beherrschte. Wegen des raschen Anschwellens der Kommentare zum römischen Recht, wegen einer analytischen Exegese von einer immer verwickelteren und weitschweifigeren Dialektik konnten die Professoren nur einen kleinen Teil des römischen Rechtes erklären und überhaupt nicht zu einer Kritik und Erläuterung des alten Textes vordringen. Das Studium der übrigen Quellen wurde dem Privatfleiße der Studenten überlassen. Diesen Mängeln standen auch Vorzüge der italienischen Methode im 16. Jahrhundert gegenüber, insbesonders die lebendige Wechselwirkung der Rechtswissenschaft mit dem praktischen Leben, mit den damals geltenden Rechtsgewohnheiten. Dadurch, daß die Rechtsgelehrten mit ihren Gutachten in die Entscheidung der Gerichtshöfe und in die Gesetzgebung eingriffen, trugen sie wesentlich zur Schöpfung eines italienischen Rechtes bei. Ähnlich verhielt es sich auch zwischen der Wissenschaft des kanonischen Rechtes und der damaligen kirchlichen Gesetzgebung. Diese Lehrtätigkeit hatte also einen ausgesprochen praktischen Zug und der Virtuosität, mit der die italienischen Juristen eine Kasuistik für praktische Fälle ausgebildet hatten, fühlten sich die deutschen Juristen nicht gewachsen. Das war auch der Hauptgrund, neben der Macht der Gewohnheit, dem Wissensdurst und Wandertrieb, der sträflichen Bewunderung fremder Art, weshalb noch im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, wo die Rechtswissenschaft an den deutschen Universitäten glänzend vertreten und auf manchem neuen Weg Italien weit vorausgeeilt war, so viele deutsche Studenten und Fischart mit ihnen nach Italien zogen.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wetteiferten an der Rechtsfakultät in Siena verschiedene Richtungen und persönliche Bestrebungen miteinander: die Methode Sociniana, neben der Studienordnung von Decius, Versuche der Vereinigung beider Systeme und der Einführung einer neuen Methode. Um 1570 wirkten daselbst als Rechtsgelehrte je zwei Vertreter zweier

alter Siener Patriziergeschlechter. Girolamo Benvoglienti, Professor des römischen Rechtes, verband in seinen Vorlesungen und Schriften, wie sein hervorragendster Schüler Turamini von ihm rühmt, die Philosophie mit der Rechtswissenschaft, erhellte mit seinem scharfen Geiste die schwierigsten Stellen durch eine treffliche Erklärung und bediente sich einer damals neuen klaren und schönen Ausdrucksweise. Ein fruchtbarer Schriftsteller war der Professor für kanonisches Recht Fabio Benvoglienti, neben seinem eigentlichen Fach auch Polyhistor. Er beschäftigte sich mit den antiken Autoren, übersetzte seines Ahnherrn Bartolomeos Geschichtswerk De antiquitate Senarum urbis ins Italienische und verfaßte lateinische, griechische und italienische Dichtungen. Celso Bargagli hatte damals die Lettura, eine Art Privatdozentur für römisches Recht inne. Sein wohl aus Vorlesungen hervorgegangenes tüchtiges Werk De dolo erschien erst 1604. Sein Bruder Girolamo war daselbst einige Jahre Professor für römisches Recht, ein geistreicher Prosaist und Dichter, der aber keine Fachschriften veröffentlichte.

Von diesen Lehrern wahrscheinlich wurde Fischart zum Juristen herangebildet. Da er nach seinem eigenen Ausspruch nach Wälschland gekommen war, um „Zu Senis etwas zu erfahren, da mein studieren zu vollenden,“ so hat er hier gewiß etwas Tüchtiges gelernt, das römische und das kanonische Recht nach der besonderen Lehrmethode der Italiener, welche zur praktischen Ausbildung bestimmt war. Und da er ausdrücklich von der Vollendung seiner Studien spricht, so muß er daselbst die laurea di legge, das Baccalaureat beider Rechte, erworben haben, was ja damals eine unerläßliche Vorbedingung für das Doktorat beider Rechte war, welches er erst mehrere Jahre später (1574) nach kurzem Aufenthalt an der Universität zu Basel erlangen sollte. Fischart hatte gewiß nie den Ehrgeiz, Rechtsgelehrter zu werden; denn in dieser Wissenschaft hat er nie etwas geleistet, sondern er hatte die Absicht, wie die meisten deutschen Studenten dieser Zeit, Beamter zu werden; Amtmann, wozu zwar juristische Vorbildung, aber nicht das Doktorat erforderlich war. Und so hatte er damals selbst die Meinung, daß er seine Studien in Siena, wenigstens vorläufig, zum Abschluß gebracht habe. Neben der Wißbegier

gab sich der lebensfrohe Jüngling gewiß auch dem Vergnügen des Studentenlebens hin, welches in Siena schon im 15. Jahrhundert ziemlich ungebunden war, zumal die Studenten die mütterliche Fürsorge der Stadt genossen. Eine Erinnerung an dortige studentische Gelage ist gewiß sein scherzhafter italienisch-deutsch gemischter Trinkspruch:

Wie man auff teutsch zutrinken sol.
Ich trink à vostra Seignoria
Stah gar von questa compagnia.

Er hatte ja einen innigen Anschluß an seinen Landsleuten durch die „deutsche Nation", welche in Siena seit dem 15. Jahrhundert wie in Bologna und Padua einen landsmannschaftlichen Verband und nicht wie an anderen italienischen Universitäten ein Organ der Hochschule bildete. Nach den Kriegswirren mußte sich die Nation am Ausgang der sechziger Jahre, also zu Fischarts Zeit, neu organisieren. An ihrer Spitze standen ein Konsiliar und zwei Prokuratoren, welche aus den Nationsmitgliedern gewählt wurden. Sie besaßen eine gemeinsame Kasse, Bibliothek und Archiv und eine Matrikel, die erst mit 1573 beginnt. Wie die überwiegende Mehrzahl der deutschen Studenten, welche in Italien kein Doktorat anstrebten, blieb Fischart auch nur ungefähr zwei Jahre dort. Gleich darnach kehrte er heim und setzte sofort mit einer fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit ein.

Wann Fischart nach England reiste, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich während seines Aufenthaltes in Frankreich, wo er doch England am nächsten war. Aber die Andeutungen darüber erfolgen erst von Anfang 1573 bis 1576. Er muß also spätestens im Winter 1572 in London gewesen sein. Ausdrücklich berichtet er, daß er in dortigen königlichen Schlössern — gemeint sind Hampton Court und Whitehall — große Säle von Bildnissen „fürtrefflicher Personen" und geschichtliche Gemälde „der berühmtesten Meister", insbesondere Holbeins, „wahrgenommen" hat, welche im Auftrag des kunstsinnigen Königs Heinrich VIII. angefertigt wurden. Durchaus glaubwürdige Angaben in Vorreden von Fischart, die auch den Tatsachen entsprechen.

4. Beginn der schriftstellerischen Tätigkeit in der Heimat. Zusammenwirken mit Jobin und Stimmer.

Noch vor dem Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit hegte Fischart den begreiflichen Wunsch, seinen allzu häufigen Familiennamen umzuändern. Die Latinisierung in Piscator wurde ihm schon von vielen anderen Fischer vorweggenommen; auch wollte er bei seiner nationalen Gesinnung den allgemeinen Brauch der Gelehrten jener Zeit, ihre Familiennamen zu latinisieren oder zu gräzisieren nicht mitmachen. Dazu war Johann auch ein ganz gewöhnlicher Taufname, über den er sich selbst lustig macht bei einem Vergleich der Verbreitung des Vornamens Till in Braunschweig:

> Dann der Nam ist daselbst gemein,
> Gleich wie bei uns der Hans mag sein.

Die Umbildung seines Familiennamens erscheint zuerst 1567 in der Form Fischaert, also mit der niederländischen Schreibung für langes a, die er gewiß bei seinem Aufenthalt in Flandern angenommen hat und später noch ab und zu verwendet. Öfter aber schreibt er sich Fischart, wozu er noch den (bereits vom Vater geführten) Beinamen „genannt Mentzer" hinzufügt. Trotzdem wurde er wiederholt verwechselt mit dem (1546 in Straßburg geborenen) Johannes Piscator (Fischer), der Anfang der siebziger Jahre als Professor der Theologie in Straßburg wirkte, sowie mit dem Advokaten Johann Fischard in Frankfurt am Main. Die Erinnerung an seinen alten Familiennamen aber blieb erhalten und findet sich nach seinem Tode wiederholt in literarischen Angaben und in Urkunden. Wie die zahlreichen Namensänderungen jener Zeit ist der Name Fischart natürlich nicht als Pseudonym aufzufassen, sondern als bleibender Name, den der Träger von nun an nicht nur als Schriftsteller, sondern auch im bürgerlichen Leben führte. Wohl sind aber die bei den satirischen und polemischen Dichtungen Fischarts erscheinenden scherzhaften Umschreibungen, Umkehrungen und Übersetzungen seines Namens als richtige Hehlnamen aufzufassen. Wie Huldrich Elloposcleros Reznem, wo der Verdeutschung für Johannes die griechische Übersetzung für Fischhart und die Umkehrung des Beinamens Menzer

folgt. Oder Wischhart, J. Noha Trauschiff, Artwisum von Fisch Mentzweiler, die wortspielende Umdeutung des Namens der ältesten germanischen Bewohner des Elsaß Triboci in die Prädikate von Treubach und Trübuchen oder Jesuwalt Pickhart mit Anspielung auf die Sekte der Piccarden. Aber auch die vier Anfangsbuchstaben seines vollen Namens und die Anagramme, die er daraus bildet, „Jnn Freuden gedenck mein; In Forchten Gahts Mittel; Immundi Fimus Gratia Mundi; Jove Fovente Gignitur Minerva" u. a. sind richtige Decknamen, denn niemand hätte daraus, namentlich in seinen Anfängen, den Verfasser erraten.

Die Dichtungen des Mittelalters zeigen selten beabsichtigte Anonymität oder Pseudonymität, weil damals die Menschheit von einer gemeinsamen religiösen, geistigen und wirtschaftlichen Weltanschauung beherrscht war. Mit dem Anbruch der neuen Zeit, mit dem Aufkommen der geistigen Bewegungen des Humanismus und der Reformation wurde die sozial gebundene Weltanschauung durch den Individualismus erschüttert, der überall kräftige, selbständige, über die Massen emporragende Persönlichkeiten schuf. Der Kampf der Geister ergreift nun auch die Literatur, wo jetzt das Versteckspiel der Verfasser nicht nur eine Pflicht des Selbstschutzes, sondern auch ein wirksames Mittel des Angriffes wird. Ein klassisches Beispiel dafür sind die Epistolae obscurorum virorum. Die Anonymität erweckte Neugier und regte die Phantasie an. Wären die Verfasser (Crotus Rubeanus für den ersten und Ulrich von Hutten für den zweiten Teil) damals bekannt gewesen, so hätten die Betroffenen nicht im ersten Schrecken die Briefe für echt gehalten. Diese Meinung war eben der größte Erfolg der Dunkelmännerbriefe. Eine Zeit der Tendenzliteratur, also besonders das 16. Jahrhundert, ist immer erfüllt von anonymen oder mit Hehlnamen versehenen Schriften, in denen auch Verleumdung leichter Platz greift. Die wirksamsten für Luther eintretenden Satiren und Kampfschriften, der Karsthans, die Fünfzehn Bundesgenossen von Eberlin von Günzburg, zahlreiche Dialoge und viele konfessionell-polemische Dichtungen von Thomas Murner, von Pamphilus Gengenbach und Niklas Manuel sind anonym erschienen. Für die Angegriffenen war es ja unheimlicher, wenn der Pfeil aus dem Hinterhalt geflogen kam.

Fischart geht bei seinen Schriften mit der Namensnennung ganz verschieden vor. Bei rücksichtslosen und gehässigen Kampfschriften, wo sowohl der Verfasser, wie der Verleger lieber geheim bleiben und auch der Druckort verschwiegen oder umschrieben wird, nennt er sich entweder gar nicht, wie bei seiner Erstlingsdichtung, dem Nachtrab, oder er verwendet die erwähnten Decknamen und Anagramme, sogar bei scherzhaften oder vaterländischen Dichtungen, wie beim Flöhhaz und beim Glückhaften Schiff. Er hatte wohl das Gefühl, daß es einem „hochgelehrten“ Doktor der Rechte nicht gezieme, solche Dichtungen mit dem wirklichen Namen zu veröffentlichen. Zahlreiche Bildergedichte, Zeitungen und kleinere Beiträge zu Verlagswerken Jobins läßt er ganz ungezeichnet, als wäre es nicht der Mühe wert, solche Kleinigkeiten mit einem Verfassernamen zu versehen. Die Folge davon war, daß viele literarisch gebildete Zeitgenossen keine Kenntnis von Fischarts Fruchtbarkeit hatten und daß sein Gegner Nas wohl die ihn angreifenden Schriften, doch nicht den Namen des Verfassers kannte. Hingegen bei erbaulichen und theologischen Schriften, bei Bearbeitung und Herausgabe von wissenschaftlichen und Fachwerken, bei Mitwirkung an Kunstschriften pflegte er auf dem Titelblatt, unter der Vorrede oder unter seinen Beiträgen seinen vollen Namen zu setzen oder doch seine Anfangsbuchstaben, die später sicher einem weiteren Kreise bereits bekannt waren. Solche Werke und besonders juristische, wie die Dämonomanie konnten ihn eben viel leichter zur Erreichung eines Amtes empfehlen.

Am 19. Dezember 1560 kaufte **Bernhard Jobin** das Straßburger Bürgerrecht, ließ sich hier als **Formschneider** nieder und trat in die Zunft zur Stelze ein, welcher Kunsthandwerker, Künstler und seit 1520 auch Drucker und Verleger angehörten. Sie führte ihren Namen von der Hausmarke (zwei gekreuzten Stelzen) der so berühmt gewordenen Zunftstube. Jobin entstammte einer vielgliedrigen, in Pruntrut ansässigen Familie. Dem daselbst residierenden Basler Bischof Melchior von Lichtenfels dankte er in seiner Vorrede zu den Papstbildern für dessen Wohlwollen: „Sintemalen meine Voreltern, Verwandte und Freund und ich in E. F. G. Gebiet, Landschafft und Schutz mehrerteils

geboren, erzogen und ernähret worden, auch noch zur Zeit deren etliche gnädiges Schirms genießen und dessen sich noch täglich freuen und getrösten."

Die Familie Jobins, die im französisch sprechenden Teil des Bistums Basel lebte, war sicher katholisch. Er selbst aber muß spätestens vor seiner Trauung mit Fischarts ältester Schwester Anna, die am 10. Juni 1567 in der Thomaskirche stattfand, Protestant geworden sein. Durch seine Heirat zu einigem Vermögen gelangt, entschloß er sich eine Presse aufzustellen und selbständiger Drucker zu werden. Im Jahre 1570 erschienen zwei mit seinem Namen als Drucker und dem kaiserlichen Privileg versehene Einblattdrucke mit Bildern auf den Zürcher Antistes Heinrich Bullinger und auf den Rektor Johannes Sturm von Tobias Stimmer und mit lateinischen, vielleicht von Fischart verfaßten Gedichten. Im nächsten Jahre folgen bereits mehrere deutsche, bestimmt von Fischart verfaßte Bildergedichte.

Gleich bei Beginn seiner Tätigkeit als Drucker hatte Jobin die Mißgunst eines seit langem in Straßburg ansässigen Verlegers erfahren. Vom 5. Dezember 1571 bis zum 9. Juni 1572 zog sich ein erregter Streit hin zwischen Theodosius Rihel und der Zunft zur Stelze. Diese belangte Rihel beim Zunftgericht, weil er in seinem Geschäft mit ihrer Umgehung einen Formschneider halte und erklärte, „daß buchtrucken und formschneiden bis auf heutigen tag für zwey underschiedliche handwerk gehalten worden und keiner dem andern in seine hantierung greifen solle". Das Zunftgericht verurteilte Rihel, nahm ihm die Bildstöcke weg und belegte ihn mit einer Strafe von 10 Schillingen. Dieser aber beschwerte sich dagegen und wies mit Beispielen darauf hin, daß seit langem anderwärts und in Straßburg die Drucker Formschneider hielten und daß das Formschneiden nur zur Zier der Druckerei erdacht und anders nicht zu gebrauchen sei, daß ferner das Gericht mit ungleichen Maß vorgehe, ihn strafe es sofort, während man dem Formschneider Jobin nur „fürgehalten, wie das er den buchtruckern in ir handtierung greife und derwegen davon abstehen solle". Rihel wurde mit seiner Klage abgewiesen.

Durch diese günstige Entscheidung wurde Jobin ermutigt,

im Jahre 1573 zahlreiche, auch umfängliche und illustrierte Werke auf den Markt zu bringen. Obwohl er dadurch gegen die von der Zunft zur Stelze kurz vorher ausgesprochene Anschauung verstieß, wurde er später nie wieder in seinem Vorhaben behindert.

In diesem Rechtsstreit berief man sich auch auf Tobias Stimmer, der ebenfalls für Rihel Zeichnungen lieferte. Dieser große, auch dichterisch begabte (in Schaffhausen am 17. April 1539 geborene) Künstler kam spätestens im Frühjahr 1570 nach Straßburg. Denn er hob am 8. August dieses Jahres Jobins ältestes Söhnchen aus der Taufe, welches auch nach ihm den Namen Tobias erhielt. In dieser Matrikel ist er als „Maler und Formstecher" eingetragen. Zu der Übersiedlung nach Straßburg wurde er jedenfalls durch Dasypodius veranlaßt, der für die Herstellung der Bilder auf dem lange vorbereiteten, aber erst 1571 begonnenen Bau des astronomischen Uhrwerks im Münster Stimmer herbeiwünschte, welcher dann bis 1574 daran arbeitete. Durch die Bekanntschaft mit angesehenen Männern erhielt dieser auch andere Aufträge in Straßburg. Im Laufe der Zeit zeichnete und stach er zahlreiche Einzelblätter und Signete und illustrierte ungefähr 30 Werke für mehrere Straßburger Drucker, besonders für Jobin, malte Bildnisse, Fresken und Entwürfe zu Glasbildern. Auch seine jüngeren Brüder, Josias und Abel, nebst anderen Schweizer Künstlern hielten sich damals in Straßburg auf, wo ihnen reicher Gewinn winkte. Trotzdem Stimmer schon um 1580 hier in großem Ansehen stand, kaufte er erst am 22. Oktober 1582 das Bürgerrecht. Er mochte sich wahrscheinlich nicht früher hier ansäßig machen, da er auch von auswärts mit vielen Arbeiten betraut wurde. Bis zu seinem frühen Tode, 14. Jänner 1584, verblieb er in ständigem geschäftlichen und freundschaftlichen Verkehr mit Jobin und Fischart.

Diese gemeinsame Wirksamkeit, welche für alle drei tüchtigen Männer segensreich wurde, begann mit dem Jahre 1570. Fischart trat als Schriftsteller mit haßerfüllten antikatholischen Reimdichtungen auf den Plan und bekannte sich gleich als leidenschaftlicher protestantischer Polemiker. Rasch hintereinander griff er von persönlichen Händeln ausgehend die Jesuiten, Franzis-

kaner und Dominikaner an. Nachtrab und Dominici Leben sind nicht bei Jobin gedruckt. Dieser trug wohl Bedenken, seinen Verlag mit so rücksichtslosen Dichtungen zu eröffnen. Wahrscheinlich verfügte er damals auch noch nicht über genug Typen und hatte noch kein Recht, Bücher zu drucken. Der Barfüßer Kutten- und Sektenstreit (1570 auf 1571), ein Querfolioblatt, ist sicher bei ihm gedruckt, wie die Bildnisgedichte Fischarts im Jahre 1571 auf die Schweizer Reformatoren Heinrich Bullinger und Rudolf Gualther den älteren, auf den Organisten des Münsters, Bernhardt Schmidt, der ein Kind Jobins aus der Taufe hob, mit Bildern von Stimmer und mit der Angabe Jobins als Drucker. Die anfangs 1572 erschienene Sammlung „Das erste Buch Schöner Lautenstück" mit Fischarts gereimtem „Lob auf die Laute" widmete Jobin seinem „lieben Freund und Gevatter" Stimmer, wobei er hervorhebt, daß sie „nun ein merkliche Zeit her in brüderlicher Lieb einander erkannt" und daß er die Kunst seines Freundes hochschätze.

Dominici Leben (1571) wurde bei Nikolaus Heinrich in Ober-Ursel gedruckt, der seit 1557 viele Bücher besonders für Verleger in dem nahen Frankfurt a. M. druckte. Wegen der dortigen strengen Zensur pflegten eben die Frankfurter Verleger antikatholische Kampfschriften auswärts drucken zu lassen. Seltsamer Weise erschienen gerade in Ober-Ursel, welches damals zum Erzbistum Mainz gehörte, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts eine große Reihe derartiger Bücher. Fischart scheint in dieser Zeit Frankfurt öfter besucht zu haben. Im Barfüßerstreit gemahnt ihn der „Handel und Proceß auf Ablaßlösen, Gut und Geld" in Assisi an die Frankfurter Messe und in seinem Eulenspiegel finden sich mehrere Anspielungen auf Frankfurter Verhältnisse. Dort lebten wahrscheinlich noch die Enkel der ersten Frau seines Vaters, die Kinder seiner verstorbenen Halbbrüder, des Predigers Sebastian Ligarius und des Bürgers Hans Anspach. Hier verkehrte er auch mit dem überaus tätigen und schlauen, aber durch allerlei unsaubere Geschäftskniffe übel beleumundeten Verleger Sigmund Feyerabend, bei dem der Eulenspiegel Reimensweis zur Fastenmesse 1572 erschien. Als Verleger zeichneten aber Bernhard Jobin, der die Bildstöcke Stimmers schnitt und nach

Frankfurt sandte, auch wohl mit Geld beteiligt war, sowie Hieronymus Feyerabend, das damals fünfjährige Söhnchen Sigmunds, welcher einige Jahre als Deckmantel benützt wurde, weil dem Vater bei der Neujahrsmesse in Leipzig (1568) der gesamte Büchervorrat wegen eines unberechtigten Nachdrucks beschlagnahmt worden war. Feyerabend besaß keine eigene Druckerei und ließ darum auch den Eulenspiegel bei Johann Schmidt drucken. Die Bearbeitung dieses Volksbuchs besorgte aber Fischart zuhause, „an dem Rhein," „in einem Weinland". Durch diese Umdichtung auf Fischart aufmerksam gemacht, beauftragte Feyerabend diesen mit der Verdeutschung des sechsten Buches der Amadis-Romane, welches mit einer gereimten Vorbereitung des Übersetzers zur Herbstmesse 1572 erschien.

War also Jobin bis zum Beginn des Jahres 1573 doch im wesentlichen Formschneider, so setzte er jetzt mit einer überaus reichen und vielseitigen Verlegertätigkeit ein. Von nun an bricht die lange fortlaufende Reihe seiner Erscheinungen bis zu seinem Tode nicht mehr ab. Bald wird er einer der rührigsten Verleger nicht nur in Straßburg, sondern im ganzen Reiche. Er mußte mutig und doch klug vorgehen, da er nicht nur mit dem Wettbewerb alter Firmen zu rechnen hatte, sondern auch mit fleißigen Verlegern, die neben ihm aufkamen, Thiebolt Berger, Anton Bertram, Paul Grimm, Nikolaus Wyriot und Lazarus Zetzner. Schon die Veröffentlichungen, an denen Fischart beteiligt ist und die im Mittelpunkt seines Betriebes stehen, zeigen eine große Vielseitigkeit. Aber sein Verlag ging weit darüber hinaus. Von Einblatt-Drucken und schmächtigen Flugschriften angefangen bis zu umfänglichen reich ausgestatteten Werken größten Formats. Alle Fächer sind vertreten: musikalische, juristische, medizinische, landwirtschaftliche Bücher, geistliche Liedersammlungen, viele Verdeutschungen französischer und niederländischer Schriften, Hertzogs Edelsässische Chronik, Werke von Villanova, Johannes Sturm, Paracelsus, Nikodem Frischlin, Nigrinus, Cyriakus Spangenberg, Guevara. Mehrere davon fanden große Verbreitung: die meisten Dichtungen Fischarts erlebten viele Auflagen. Auch machte Fischart bei seiner Belesenheit und bei seinem weitverzweigten persönlichen Verkehr seinen Schwager aufmerksam auf Erfolg

versprechende Werke, welche neu herausgegeben oder verdeutscht werden sollten. Jobin erwarb sich gewiß ein größeres Vermögen, sonst hätte er bei längerem Bestande seines Verlages nicht die Herausgabe solcher kostbarer Bildwerke wie Reusners Icones und Emblemata oder Foilloux' Jägerbuch wagen können. Im Jahre 1578 stellte er seine bis dahin in den Erbslauben „zum grünen Baum" befindliche Presse in dem Neubau an der Ecke der Goldschmiedgasse und des Predigerkirchhofes auf; 1585 wurde außerdem dem „Buchführer" Jobin im zweiten Bogen des neuen Rathauses ein Verkaufsladen eingeräumt.

Gewiß war Jobin auch seinem Schwager für seine wertvolle Mitarbeit erkenntlich. Denn dieser führte damals einige Jahre hindurch ein ruheloses und unsicheres Literaten-Dasein. Wiederholt scheint er jetzt den Aufenthalt zu wechseln. Neben Basel und Frankfurt besuchte er auch andere deutsche Städte, Mainz, Tübingen, Ulm, Rothenburg, Nürnberg, deren nähere Bekanntschaft aus Anspielungen in seinen Schriften hervorgeht. Wahrscheinlich war er 1570 auf dem Reichstag in Speyer. Durch seine Studien an fremden Universitäten, durch seine Reisen in die Nähe und in die Ferne dürfte sein väterliches Erbe arg zusammengeschmolzen sein. Er weist jetzt, wenn auch im Scherz, doch oft und nachdrücklich auf seine Mittellosigkeit hin: „Denn es begibt sich manches Jahr, Das ich kein Geld anrühr fürwahr." „Ein Herr sehr reich, mir ungleich." „Ein geringes Geld für einen, der keins hat." „Ich spür genug an meiner Armut, Dan mir das Essen schmackt ohn Wärmut".

Jobin half seinem Schwager in diesen Jahren mit literarischen Aufträgen, welche ihm Gewinn in Aussicht stellten, aber von denen Fischart manche invita Minerva ausführte. Das dafür etwa bezahlte Honorar dürfte nicht sehr hoch gewesen sein. Ein eigentliches buchhändlerisches Honorar kam erst im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts als eine Frucht persönlichen geistigen Schaffens doch nur als Ausnahme auf. Auch nach der Zeit des Humanismus scheuten sich viele Schriftsteller, als ihrer unwürdig, Honorare anzunehmen. Luther begnügte sich mit einigen Freiexemplaren, während Murner für seine Gäuchmatt von Hupfuff in Straßburg 4 Gulden erhielt. Der überaus fruchtbare

Züricher Schriftsteller Konrad Gesner ernährte sich und die Seinen neben seiner kärglichen Besoldung Jahrzehnte lang durch Bücherschreiben. Trotz der ungemein günstigen Lage des deutschen Buchhandels in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts blieben die seltenen Honorare im ganzen sehr niedrig.

Gewissenhafte Drucker pflegten seit dem Anheben des Humanismus besonders für lateinische und griechische, später auch für deutsche Bücher gelehrte Korrektoren zu verwenden. So war z. B. Beatus Rhenanus jahrelang bei Froben in Basel nicht nur Korrektor, sondern auch Berater. Ein ähnliches Verhältnis muß zwischen Fischart und Jobin angenommen werden. Der Humanist und Historiker Nikolaus Gerbelius war in den zwanziger Jahren Korrektor von Straßburger und Hagenauer Druckern. Auch zu Fischarts Zeit war das allgemein üblich, wobei die Korrektoren auch für den Verleger literarisch tätig waren, so daß die Bezahlung der Korrektur eine Art Ersatz für das mangelnde Schriftstellerhonorar bot. Fischarts Kampfgenosse Georg Nigrinus war Korrektor in Nürnberg, später bei Heinrich in Ober-Ursel, sein Lehrer Scheit bei Tornesius in Lyon, sein Nachahmer Wolfhart Spangenberg bei Jobins Nachfolger Johann Carolus. So ist es nahezu sicher, daß Fischart von ungefähr 1573 bis 1578 bei Jobin Korrektor war, in einer Zeit, wo seine Schriften und die von ihm eingeleiteten oder herausgegebenen Werke seine eigene charakteristische Rechtschreibung aufweisen.

Im Jahre 1571 lernte Fischart den streitsüchtigen Theologen Matthias Flacius Illyricus wohl persönlich kennen. Dieser im Auftrage des hartherzigen Kurfürsten August von Sachsen durch ganz Deutschland gehetzte Märtyrer seiner religiösen Überzeugung fand mit seiner vielköpfigen Familie in dem gastlichen Straßburg vom November 1567 bis zum Frühsommer 1573 Zuflucht. Vom Rate wurde er mit der Bedingung aufgenommen, sich friedlich zu verhalten. Fischart verfaßte 1571 ein Flacius rühmendes Gedicht, das eine genaue Kenntnis dieser Persönlichkeit erweist; zu einer Zeit, wo Marbach und Genossen dem Flüchtigen noch geneigt waren. Da er sich aber auf dem Kirchenkonvent vom 10. August 1571 widersetzte, seine „manichäische" Lehre, die Erbsünde sei Substanz und nicht Accidenz, fallen zu lassen, war der

Bruch mit dem Konvent vollzogen. In Straßburg besorgte Flacius auch den (in Basel 1571) erschienenen ersten Druck von Otfrieds Evangelienharmonie, der Fischart anregte, dem rätselhaften aus dem Grabe des Riesenkönigs Gargantua stammenden Gedicht einen althochdeutschen Anstrich zu verleihen.

Gegen 1570 kam der junge Graf Philipp Ludwig I. von Hanau-Müntzenberg mit seinem Präzeptor Dr. Delius, wahrscheinlich dem Sohn des damals bereits verstorbenen Professors für Hebräisch, Michael Delius, nach Straßburg an die Akademie. Mit diesen Beiden wurde Fischart auch bekannt.

5. Abschluß der Studien. Aufenthalt und Promotion in Basel.

Trotz seiner vielseitigen Tätigkeit fand der begabte Jüngling Zeit, seine Studien fortzusetzen. Da er in Siena höchstens zwei Jahre und später in Basel bestimmt nur wenige Monate Vorlesungen hörte und jetzt doch schon den Wunsch hegen mußte, bald Doktor zu werden, so besuchte er höchstwahrscheinlich die heimische Akademie durch ungefähr vier Semester. Weil die Eintragungen der Matrikel vor der Erhebung der Akademie zur Universität (am 5. Februar 1621) nicht vollständig erfolgten und später ganz verloren gingen, so fehlt auch der Nachweis seines Studiums. Begreiflich ist es, daß in Straßburg mehr französische Juristen lehrten, als an andern deutschen Universitäten; Hugenotten, welche ihres Glaubens wegen nach Deutschland flohen. Sie brachten die neuen Anschauungen mit, welche an den damals blühenden Rechtsschulen zu Bourges, Orleans, Montpellier aufgekommen waren. Ihnen verdankt die deutsche Rechtswissenschaft eine Fülle geschichtlichen Materials, gereinigte Texte, Erweiterung der Quellen, sowie eine verfeinerte Exegese und Dogmatik. Um 1560 wirkten bereits in Straßburg drei bedeutende französische Rechtsgelehrte. Anfangs der siebziger Jahre lasen der Greifswalder Laurenz Tuppius über den Codex Justiniani, welcher nebenbei auch Jus feudorum, das Lehensrecht, einen wichtigen Teil des kanonischen Rechts vortrug. Ferner der Franzose Philipp Custosius über Pandekten und der Niederländer Hubrecht van Giffen über Institutionen, welcher seine Kollegien sorgfältig ausarbeitete und

als Erster die geschichtlichen Überlieferungen der Systematik erkannte und für die richtige Einteilung der Bücher und der Anordnung der Fragmente in den römischen Rechtsquellen Wesentliches geleistet hat. Neben den Vorlesungen, Deklamationen und Disputationen wurden in Straßburg später und vielleicht schon zu Fischarts Zeit exercitia juridica, förmliche Gerichtsverhandlungen vor großem Publikum aufgeführt. Neben seinem Fachstudium dürfte er jetzt auch andere, vielleicht naturwissenschaftliche und medizinische Vorlesungen besucht haben, denn seine Schriften erweisen auch Bekanntschaft mit diesen Wissensgebieten.

Die Zahl der Fächer und der Vortragenden an der Akademie entsprach jetzt durchaus den damaligen Verhältnissen an deutschen Universitäten. Mit dem wachsenden Ruf der Akademie stieg auch die Zahl der Schüler und Studenten. Im Jahre 1578 betrug deren Zahl rund 1000, darunter an 200 Fürsten, Grafen und Herren, auch sehr viele Ausländer. Die Adeligen brachten Erzieher und Diener mit und ließen so „eine unsägliche Summa Gelds allhie under gemeiner burgerschaft". Besorgte Eltern sandten ihre Söhne umso lieber nach Straßburg, als der Magistrat, da die Akademie keine eigene Gerichtsbarkeit besaß, strenger gegen Ausschreitungen der Studenten vorgehen konnte. Bei den vielfältigen Verbindungen mit dem Ausland war sie „gleichsam eine allgemeine weltliche Akademie für die protestantische Welt, wie die Genfer Universität eine theologische." Trotz dieser Vorzüge war auch mit der Akademie wie früher mit dem Gymnasium ein großer Mangel verbunden, nämlich daß sie nicht das Recht der Doktor-Promotion besaß. Eine Zwitterstellung, welche sie mit mehreren anderen höheren Schulen Deutschlands teilte, die nach der Straßburger Akademie, zum Teil nach ihrem Vorbild entstanden und von denen einige später auch zur Universität erhoben worden sind. Die einheimischen Studenten, welche damals den Doktorgrad erwerben wollten, sahen sich deshalb genötigt, nur aus diesem Grunde an andere Universitäten zu gehen, nach Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Wittenberg und mit besonderer Vorliebe nach dem freundnachbarlichen Basel.

Viele Gründe mochten Fischart bestimmen, gerade die Universität Basel zum Abschluß seiner Studien zu wählen. Nicht

nur weil Basel so bequem zu erreichen war, zu Pferd oder mit dem Rollwagen durch die blühenden Gefilde in einem Tage und zurück den Rhein abwärts zu Schiff in einigen Stunden. Diese von der Natur zu Schwestern bestimmte, vorübergehend auch politisch verbündeten Städte sind in ihrer von bürgerlichen Unruhen freien stätigen Entwicklung zu unabhängigen Städten, in ihrem Verfassungswesen und ihrer ruhigen Durchführung des neuen Glaubens die gleichen Wege gegangen. Sie standen seit langem im regen Austausch von Handelswaren und Gütern der bildenden Kunst, Dichtung und Wissenschaft. Johannes Geiler, Sebastian Brant, Wolfgang Capito waren Mitglieder der Universität Basel und setzten ihre Wirksamkeit in Straßburg fort. Andererseits haben sich viele Straßburger in Basel den Doktorhut geholt.

Wahrscheinlich hielt sich Fischart schon 1572 kurze Zeit in Basel auf. Er konnte da seine zukünftigen Prüfer besuchen und sich nach den Bedingungen des juridischen Doktorexamens erkundigen. Hier schrieb er bestimmt die erste Fassung seiner Praktik. Denn abgesehen von zahlreichen Anspielungen auf Basel, setzt er gleich mit der Parodie eines alten gereimten Rätsels auf das Basler Erdbeben von 1356 ein, das nur dort verstanden werden konnte. Auch die scherzhaften Angaben des Druckortes Altennarren, Narrenwiegen, Narrenweiden weisen deutlich auf Basel hin, wo das Narrenschiff gedichtet wurde. Der unschöne und ungenaue Druck der Praktik erscheint als Erzeugnis von Pressen, die für die großen Massen drucken, wie es damals bei Samuel Apiarius in Basel der Fall war.

Im Jahre 1573 weilt er wieder längere Zeit in Straßburg. Der zweite Druck der Praktik ist nach Typen und Art der Ausführung von Jobin besorgt. Auch wohnte er wahrscheinlich der Vermählung seiner jüngeren Schwester Barbara mit dem Handelsmann Georg Kirchhoffer am 25. Mai 1573 im Münster bei. Von Straßburg aus setzte er sich wieder mit Basel in Verbindung indem er im Auftrag seines Verlegers die Vorrede zu den Papstbildnissen und eine in Distichen abgefaßte Widmung an den Basler Bischof richtet. In beiden wird die Milde und Gerechtigkeit des Bischofs seinen Untertanen gegenüber gerühmt. In der Tat

war Melchior von Lichtenfels weit besser als sein Nachfolger und kam auch mit der Stadt Basel ganz gut aus. Fischart wird diesem Auftrag umso lieber nachgekommen sein, als der Bischof Kanzler der Universität war, an welcher er eben zu promovieren gedachte. Überdies benützte er diese Gelegenheit, die deutschen Künstler gegen die Schmähungen und die Mißachtung der Italiener zu Ehren zu bringen. In Straßburg verfaßte er auch den Flöhhaz, wo die Ausmalung des Grümpelmarkts auf seine Heimat verweist. Anfangs 1574 verfaßte er das Gedicht auf das astronomische Uhrwerk in Münster und die lateinische Vorrede zu dem von Michael Toxites ans dem Nachlaß des Paracelsus herausgegebenen Onomasticon und besorgte auch andere buchhändlerische Aufträge, welche ihm die Mittel für den Abschluß seiner Studien verschaffen sollten. Dann nahm er wieder längeren Aufenthalt in Basel. Seine großartige Umarbeitung von Rabelais' Gargantua, sowie die umfänglichen Zusätze zu der zweiten Fassung seiner Praktik erweisen an vielen Stellen eine eingehende Kenntnis von Sitten und Örtlichkeiten der Stadt und Landschaft Basel. Daselbst heimische oder in Basler Drucken erschienene Lieder und Tänze werden verwertet; Dörfer der Umgebung, der Turm Luginsland, der Kohlberg, die Freistätte der Bettler, ferner die freien Berge erwähnt, ohne daß der Stadtname hinzugefügt wäre, weil dies eben in Basel entbehrlich schien. Wiederholt stellt er seine Heimatstadt und sein geliebtes Basel zu einem Paar zusammen. Bei dieser reichen schriftstellerischen Tätigkeit bringt er doch auch seine Studien zu einem rühmlichen Abschluß.

Die durch die Bulle des Papstes Pius II. am 12. November 1459 gestiftete und am 7. April 1460 eröffnete Universität in Basel erhielt durch die Einführung der Reformation in der Stadt einen schweren Stoß. Infolge des Religionsmandats vom 1. April 1529 verließen viele Altgläubige Basel. Der größte Teil der Professoren und Studenten, auch Erasmus und die Domherren begaben sich nach dem nahen Freiburg im Breisgau. Der Rat nahm sofort die Insignien, Urkunden und das Vermögen der Universität in Verwahrung. Der an die Spitze des evangelischen Kirchenwesens gestellte Theologie-Professor Johannes Ökolampadius erwarb sich während dieses Hindämmerns das Verdienst, das schmale Glied

zu einer ununterbrochenen Kette historischer Entwicklung verbunden zu haben. Erst 1532 wurde die Universität durch den Rat wieder hergestellt und am 20. September die Statuten vom Rektor und einigen Mitgliedern der Universität beschworen. Nach diesen Bestimmungen war der Rat die oberste Behörde. Die Professoren genossen nicht mehr die früheren Vorrechte, besonders der Steuerfreiheit und eigener Gerichtsbarkeit. Und obwohl sie später einige Rechte durchsetzten, namentlich die Selbstverwaltung der Universität, so verblieb der Lehrkörper doch wie bei der Straßburger Akademie in dauernder Abhängigkeit vom Rat, dem auch die Ernennung der berufenen Professoren zukam. Auch in Basel wurde 1544 das Pädagogium und das (1589 daraus erwachsene) Gymnasium in enge Beziehung zur Hochschule gebracht und unter die Aufsicht der Professoren gestellt. Diese wurden auch hier wie in Straßburg aus den Einnahmen der früheren Kanonikate besoldet und die evangelischen Geistlichen trotz ihres heftigen Widerstandes in ein enges Verhältnis zur theologischen Fakultät gebracht. Viel früher als in Straßburg wurde hier eine Bekenntnisformel (die von 1534 in der Auffassung Zwinglis) für alle Staatsangehörige als bindend erklärt, doch die Versuche, im letzten Drittel des 16. Jahrhunders in Basel die streng lutherische Richtung einzuführen, kräftig abgewehrt. Während in Straßburg die meisten Lehrkräfte von außen berufen wurden, entstammten sie in Basel meist heimischen Geschlechtern; doch gingen aus diesem kleinen Kreise mehrere tüchtige Gelehrte hervor. Da die Doktordiplome vom Anfang an im Namen des Basler Bischofs, als Kanzlers, ausgestellt wurden, sah sich der Rat auch bei der Neuordnung 1532 genötigt, dem Bischof das Kanzleramt anzutragen, der aber die jeweiligen vier Dekane zu Vizekanzlern bestellte. Dieses merkwürdige Verhältnis, welches beiden Teilen paßte, weil es reine Formsache war, verblieb so bis zur französischen Revolution.

Die juridische Fakultät hatte im Kollegiumgebäude einen eigenen Hörsaal und seit 1537 drei Lehrkanzeln. Es wurde nun üblich und seit 1564 Regel, daß ein neuernannter Professor erst die Lehrkanzel für Institutionen erhielt und dann beim Freiwerden allmählich zu den Lehrkanzeln des Kodex Justinianeus und der Pandekten vorrückte. Während Fischarts Studienzeit

lasen Basilius Amerbach über Pandekten 1564—1591, Adam Henricpetri über den Kodex 1571—1583 und Samuel Grynäus über Institutionen 1571—1584. Amerbach empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, besuchte den philosophischen Kurs in Basel, dann die Universitäten Tübingen, Padua und Bourges, praktizierte 1560 beim Reichskammergericht in Speyer, erwarb sich 1561 den Doktorgrad in Bologna und wurde im gleichen Jahre Professor in Basel. Neben einem gründlichen Fachwissen besaß er noch vielseitige Kenntnisse, von denen Fischart im persönlichen Verkehr manches lernen konnte. Wie Amerbach entstammt auch Henricpetri einer alten Basler Verlegerfamilie. Er studierte an deutschen, französischen und italienischen Hochschulen, wurde 1564 in Ferrara Doktor beider Rechte, 1565 Professor in Basel. Sein Hauptwerk ist eine Art Fortsetzung von Sleidans Kommentarien, die deutsch geschriebenen Generalhistorien, wo die Zeitgeschichte von 1555 bis 1561 chronikartig dargestellt wird. Grynäus studierte in Basel, Straßburg und Tübingen, wurde in der Heimat erst Professor für Logik und seit 1571 Professor für Institutionen. Wie diese drei Rechtslehrer, so haben auch ihre Vorgänger und Nachfolger für die Weiterbildung ihrer Fachwissenschaft nur wenig geleistet. Selbst eine so glänzende Persönlichkeit wie Bonifazius Amerbach erhielt nur wegen der reichen Anregungen, die er zu Forschungen anderer Gelehrter spendete, einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. Die Lehrer Fischarts, insbesondere Basilius Amerbach und Grynäus waren viel umworbene Freunde und Berater der studierenden Jugend. Das war auch der Grund, weshalb die Basler Universität und besonders deren Rechtsfakultät seit den siebziger Jahren einen großen Aufschwung nahm. Während der Gesamtbesuch in dem Jahrzehnt von 1532 bis 1542 nur 332 Hörer betrug, stieg er 1573 bis 1582 auf 1044. Auch die Zahl der juridischen Promotionen war in den siebziger Jahren sehr günstig, darunter im Jahre 1574 mit Fischart im ganzen 18 Promotionen.

Von dem im Mai 1574 gewählten Rektor Grynäus wurde Fischart in die Matrikel eingetragen. Darnach mußte er noch die nötigsten Vorträge und Übungen mitmachen und sich der Prüfung wegen beim Dekan der Rechtsfakultät, damals Basilius

Amerbach, melden und die Zeugnisse über seinen bisherigen Studiengang ausweisen. Die Fakultät entschied in einer besonderen Sitzung über die Zulassung der Kandidaten zu den strengen Prüfungen. Fischart wurden natürlich seine in Siena und Straßburg verbrachten Semester eingerechnet. Die Prüfungstaxen betrugen zehn Gulden für die Mitglieder des Doktoren-Kollegiums, vier für den Fiskus, je ein halber Gulden für den Rektor, Dekan, Universitätsnotar, welcher die Promotionsurkunde ausstellte und für den Pedell, schließlich ein Gulden für den Promotor, im ganzen also siebzehn Gulden. Die strengen Prüfungen bestanden damals in Basel aus einem Tentamen, einer ungefähr zweistündigen mündlichen Prüfung über die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft und dem Examen, einer dreistündigen Prüfung mit gesteigerten Anforderungen, die schon am Tage darauf erfolgen konnte. Hier mußte der Kandidat die vorgelegten Themen eine Stunde lang „memoriter explizieren", wonach die drei Ordinarien „darwider disputierten." Nach einer Pause von wenigen Wochen erfolgte die öffentliche Disputation. Für diese bekam der Rigorosand eine These, die er ausarbeiten und dem Dekan zur Durchsicht und Genehmigung übergeben mußte. Die Thesen wurden am Sonntag vor der Disputation an den Toren der Universität und der vier Pfarrkirchen angeschlagen und durch den Pedell allen Professoren und Doktoren mit einem gedruckten Einladungsprogramm übergeben. Die Disputation begann nach dem Gottesdienst um 9 Uhr und sollte nicht über zwei Stunden dauern, wurde aber viel länger ausgedehnt, wenn mehrere Kandidaten gleichzeitig promoviert wurden, was damals gebräuchlich und auch bei Fischarts Promotion der Fall war.

Am 10. August 1574 fand die Disputation statt, bei der Johannes Fischartus Argentoratensis mit fünf anderen Promovenden aus verschiedenen deutschen Landschaften die ausgearbeiteten Thesen vortrugen und verteidigten. Er sprach über die These: An filius Scholaris teneatur conferre expensas et libros, studiorum causa a patre subministratos. (Ob ein Student verhalten werden kann, die Ausgaben und Bücher, die ihm der Vater für die Studien gegeben hat, zu „konferieren," d. h. gemäß der betreffenden Bestimmung des römischen Rechtes

nach dem Tode des Vaters in die Erbschaftsmasse „einzuwerfen," damit diese außerordentliche Zuwendung von seiten des Vaters dem Studenten zugunsten der Miterben von der Erbschaft abgezogen werde.) Es war gleichzeitig seine Dissertation, die also nur dem Titel nach bekannt ist.

Gleich nach der Disputation fand die feierliche Promotion in der hierfür stattlich tapezierten Aula vor dem Rektor Grynäus, dem Dekan Amerbach und wie gewöhnlich vor einem großen Zuhörerkreis statt. Der Promotor, also damals Adam Henricpetri, hielt an jeden Promovenden eine Oratio, die erwidert werden mußte, schickte ihn dann zum Dekan, der einen Promovenden nach dem andern unter Vortritt des Pedells zum Katheder führte, ihm ein samtenes, mit einem Kranz geschmücktes Barett aufsetzte, einen Ring ansteckte, ihn zum Doktor ausrief und aufforderte eine Danksagung zu sprechen. Darauf ging man in einer Prozession, vier Bläser mit dem Pedell voran, der Rektor mit dem Promovierten, die anwesenden Professoren und Gäste zum Doktorschmaus, der seit 1571 im Prytaneum, dem Refektorium des aufgelassenen Augustinerklosters, abgehalten wurde. Für die Benützung des Saales und des Silbergeschirrs bezahlte der junge Doktor je einen Gulden; die Kosten des ganzen Gelages kamen auf ungefähr sieben Gulden.

Das Basler Doktorbuch vom 10. August 1574 verzeichnet Fischart mit seinen Promotionsgenossen als civilis et canonici juris doctores. Außerdem heißt es in dem Einladungsprogramm dazu: propter exactam Juris Divini et Humani peritiam, quae multis vigiliis, magnis sumptibus et peregrinationibus passim in orbis terrarum publicis Scholis, ab eruditissimis Legum Antecessoribus acquisita est. Da an der Basler Universität seit ihrer Wiederherstellung (1532) kein Lehrstuhl für kanonisches Recht errichtet wurde (ebenso wie an den nach der Reformation gegründeten Universitäten Marburg 1529 und Königsberg 1546), mögen die obigen lateinischen Wendungen als alte Formeln weiter geführt worden sein. Jedenfalls aber wurde hierbei vorausgesetzt, was ja im Programm ausdrücklich erwähnt ist, daß die juridischen Promovenden auch fremde Universitäten besucht und dadurch Gelegenheit gefunden hatten, kanonisches Recht zu hören.

Wahrscheinlich verblieb Fischart nach der Promotion noch einige Zeit in Basel. Dort hatte er 1575 seine Geschichtklitterung zum Abschluß gebracht, welche in der Trunkenlitanei eine ausgelassene, übermütige, bis zum Morgengrauen immer zügelloser und wüster werdende Studentenkneipe echt und recht wiedergibt, für die er in Basel, wo das Studentenleben ungebundener war als in seiner Heimat, wo ungezählte Senatssitzungen wegen nächtlicher Ruhestörungen abgehalten werden mußten und der Karzer immer gefüllt war, ein besseres Vorbild fand. Als reiferer Teilnehmer ist er auch nicht in dem allgemeinen Strudel des trunkenen Elends versunken, sondern konnte mit kritischem Blick das Stimmengewirr, die lange Reihe durcheinandergemengter Lieder und den tollen Ausbruch der Leidenschaften beobachten und naturgetreu schildern. Hier arbeitete er 1574 seine Praktik vollständig um, wo neben neuen Einfügungen über Stadt und Umgebung Basel auch auf die Viehwirtschaft, den Fischreichtum und die Glasmalerei der Schweiz angespielt wird. In der zweiten Bearbeitung dieser humorvollen Kalenderparodie erklingt auch fröhlich die Befriedigung über das in der letzten Zeit gefestigte juridische Wissen und den jüngst erworbenen Doktorhut. „Wolan nun schweigt, der Doctor steigt!" Neben die Wappenbriefe stellt er „die Doctormitzlin"; erwähnt, daß „die geborne Doctor" nach einem für die Fastnacht gewonnenen Rechtshandel mit großem Triumph heimgeleitet werden; auch verdreht er spöttisch Zitate aus dem römischen Recht und der Glosse.

In Basel hielten ihn Männer fest, mit denen er sich in seinen eigenen Bestrebungen und Liebhabereien berührte und von denen er fruchtbare Anregungen nach verschiedenen Seiten empfangen konnte. Vor allem sein Lehrer Basilius Amerbach, der wie Fischart ein Bücherfreund und Kenner der Klassiker, sich mit Theologie und Naturwissenschaften beschäftigte, Französisch und Italienisch verstand. Amerbach besaß eine von Fischart verwertete handschriftliche Liedersammlung, Kupferstiche und vom Vater her eine kostbare Gemäldesammlung, auch mit Zeichnungen und Bildern von Holbein. Fischart hat Holbein, von dem er bereits in London Bildnisse gesehen hatte, in der Vorrede zu den Papstbildern gerühmt. In Basel konnte er wieder Gemälde dieses

großen Meisters in Muße betrachten und hier sein Urteil über ihn zur Reife bringen. In seiner Beschreibung der Abtei Theleme stellt er Holbein nicht nur Stimmer, sondern auch ihm ebenbürtige Künstler an die Seite, Albrecht Dürer und Michelangelo.

Weiter verwandte Amerbach viel Zeit und Mühe, um für eine Geschichte seiner Heimat den Stoff zu sammeln, schrieb zahlreiche Urkunden ab und versah sie mit wertvollen Randbemerkungen. Durch ihn veranlaßt, mag Fischart bereits in Basel den Gedanken gefaßt haben, ein ähnliches Werk für seine Heimat zu versuchen. Denn nur gesprächsweise konnte der seit 1564 als Professor für Mathematik an der Artisten-Fakultät wirkende Christian Wurstisen von diesem Vorhaben erfahren haben. Als eine Frucht zehnjähriger Forschung veröffentlichte dieser 1580 seine geschichtlich treue Basler Chronik, die sich einer außerordentlichen Beliebtheit erfreute. In der Vorrede dazu heißt es: „. . desgleichen verhoffe, es werde . . . der hochgelehrte Dr. Johann Fischart mit Straßburg Gleiches ins Werk richten." Fischart muß sich mit Wurstisen befreundet haben, sonst hätte er in der Geschichtklitterung nicht solche Witze mit seinem Namen, wie Wursteisen oder Wurstichitet gewagt. Urstisius, wie sich der Chronist gern nannte, um solchen Späßen zu entgehen, hat es Fischart, wie aus diesen anerkennenden Worten zu ersehen, nicht übel genommen.

Hier konnte Fischart auch ältere Bekanntschaften erneuern, so mit dem als secretarius 1571 immatrikulierten Minus Celsus aus Siena, dessen für die Gewissensfreiheit eintretende Disputatio er nach des Verfassers Tode 1577 bei Peter Perna in Basel herausgab; auch mit dem 1572 in Basel immatrikulierten Grafen Philipp Ludwig von Hanau. Sicher ist, daß er dem seit 1569 in Basel ansässigen Verleger Thomas Gwarin näher trat, weil er in der Vorrede zu den Biblischen Historien berichtet, daß dieser „bei mir als eim erkanten Freund bittlich angehalten, ihm in stellung etlicher Vers unter jede Figur, . . . dienstlich zu sein."

In seinem längern Aufenthalt hat Fischart das Bild von Stadt und Land Basel in Geist und Herz aufgenommen. In seinem Glückhaften Schiff beschreibt er die Ufergelände unterhalb Basels bis in die Einzelheiten richtig, während seinen Schilderungen den Fluß aufwärts gegen Zürich jede Anschauung fehlt. Und

nur wer länger in Basel geweilt und sich dort glücklich gefühlt hat, konnte ausrufen wie er:

„O Basel, du holdselig Stadt."

6. Auf dem Gipfel literarischen Schaffens.

In den Jahren 1575—1580, nach dem glücklichen Abschluß der Studien, noch an kein Amt gebunden, konnte Fischart mit frischer Kraft mehrere bedeutendere Dichtungen vollenden und sich der Übersetzung und Herausgabe von politischen Flugschriften und Fachwerken widmen. Am Eingang dieses Jahrfünfts erschien sein größtes Werk, die Geschichtklitterung, die er also in ganz jungen Jahren vollendete und die bereits alle seine Vorzüge und Schwächen in Aufbau, Darstellung, Sprache und Stil aufweist. Obwohl er es zu einem richtigen Polyhistor gebracht und ein reiches Wissen erworben hat, verwendete er dieses nie zu wissenschaftlichen Zwecken, weil er nicht die Begabung dazu besaß. Seine Beschäftigung mit der Vorzeit seiner Heimat, mit der Stammesgeschichte der Deutschen und fremder Völker, seine Bemühungen um den deutschen Wortschatz, mit denen er bereits in dieser Zeit begann, doch niemals zu einem Abschluß kam, bestanden lediglich in willkürlichen, spielerischen, wertlosen etymologischen Versuchen.

Anfangs 1576 ließ er sich auf einige Jahre in seiner Heimat nieder. Da er Bürgersohn und inzwischen selbständig geworden war, erhielt er in dieser Zeit den Bestimmungen ensprechend unentgeltlich das Straßburger Bürgerrecht. Die Gelehrten (Professoren, Doktoren, Beamte und Geistliche) bildeten daselbst keine eigene Zunft, sondern mußten sich nach freier Wahl irgend einer Zunft als sogenannte „Zudiener" anschließen. Welche Fischart gewählt hat, ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich die Zunft zum Spiegel, der sein Vater und sein mütterlicher Großvater, oder die zur Stelze, der Jobin und Stimmer angehörten.

Fischart kam immer wieder gern heim, nicht nur wegen der Mitarbeit an dem Verlage seines Schwagers, sondern auch weil hier seine Mutter und seine Schwestern, seine Freunde und Lehrer lebten, und weil er in dieser „fürtrefflichsten und bekömmlichsten Stadt"

immer wieder neuen Verkehr und einen Mittelpunkt fand, wo sich nicht bloß mannigfache Einflüsse kreuzten, sondern von dem auch nachhaltige Wirkungen ausgingen, was für ihn, als Publizisten, von großem Nutzen war.

In der am 1. April 1576 geschriebenen Vorrede zu den Biblischen Historien erwähnt Fischart, daß er während der Fertigstellung der Bildstöcke durch Jobin, bei seinem Schwager wohnte. Wahrscheinlich war das auch bei seinem früheren und späteren Verweilen in Straßburg der Fall. Diese Gastfreundschaft bildet wohl auch einen Teil der Erkenntlichkeit des Verlegers für die ihm willkommene Hilfe seines Schwagers.

Zwei Monate darnach begann das große Schützenfest in Straßburg, dessen Höhepunkt, die Anwesenheit der Züricher Schützen, die auf ihrem glückhaften Schiff in einem Tage mit noch warmem Hirsebrei dahingekommen waren, also die Ereignisse vom 21. bis zum 23. Juni Fischart in seiner volkstümlichsten Dichtung mit so lebhafter Anschaulichkeit schildert, daß er Zeuge des erhebenden Verbrüderungsfestes der zwei befreundeten Reichsstädte gewesen sein muß. An diesem Feste waren neben heimischen und fremden Künstlern und Gelehrten auch anwesend Dr. Johann Sechel, ein Vetter Bernhard Hertzogs, Prokurator und Dr. Niklaus Zißner, Beisitzer am Reichskammergericht, die er nach den Verhältnissen und Aussichten an diesem Gerichtshofe befragen konnte.

Zur Fastenmesse 1577 erschien sein Podagrammisch Trostbüchlein, welches die Reihe seiner humoristischen Dichtungen fortsetzte. Eine Ausgabe dieser Schrift widmet er Egenolfen von Rappoltstein, eine zweite dem Grafen Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg, sowie vorher die Biblischen Historien dem Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg aus dem Grunde, weil er eine Amtmannstelle in der Nähe von Straßburg anstrebte und diese Adeligen auf ihren Gütern im Elsaß und der Nachbarschaft mehrere solcher Stellen zu vergeben hatten. Er mußte seine Blicke in die Fremde richten, weil er im Dienste der Stadt nicht leicht ein juridisches Amt erreichen konnte, denn diese Stellen wurden damals in der Regel jungen Leuten vorbehalten, die mit den regierenden Familien verwandt oder verschwägert waren.

Ob er für seine Widmungen Geldgeschenke erhielt, ist höchst unwahrscheinlich. Zwar war es schon seit den Zeiten des Humanismus üblich, daß Fürsten und Patrizier für Dedikationen Geldgeschenke verliehen. Erasmus Roterodamus, der stolz akademische Rufe und Honorare abwies, rühmte sich solcher Geschenke. Bald artete dieser Vorgang zu Bettelei aus; aber den Verlegern war er willkommen, weil sie die ihnen zukommenden Verpflichtungen auf andere Schultern abwälzen konnten. Später verliehen auch Reichsstädte für Bücherwidmungen größere Geschenke. So erhielten zu Fischarts Zeit Flacius für die Widmung seiner Glosse zum Neuen Testament (1570) und Ludwig Rabus für den zweiten Teil seiner Historie der Märtyrer (1571) vom Rate jener 50, dieser 100 Taler. Fischart und Jobin aber widmeten ihre Schriften auch einfachen Bürgern, wo also lediglich eine Ehrung vorlag, die Lautenstück Tobias Stimmer, den dritten Druck des Trostbüchleins dem Bürger Oswald Kraus in Freiburg, das Ehezuchtbüchlein Joachim Herb aus Kolmar, welcher 1574 Straßburger Bürger wurde und der Zunft zur Luzerne beitrat.

Der Kreis von Bekannten erweiterte sich immer mehr. Die verschiedensten Berufe sind darunter vertreten, neben Handwerkern und Künstlern auch Ärzte, Theologen, Juristen und Verleger. Mit Melchior Sebisch, den Fischart warscheinlich schon von früher her kannte, trat er nach dessen Übersiedlung von Hagenau nach Straßburg (1576) in näheren Verkehr. Zu Sebisch' Verdeutschung der Agriculture von Estienne und Libaut, den sieben Büchern vom Feldbau (1579), steuerte er auf dessen Bitte umfängliche Bearbeitungen einzelner Abschnitte aus verschiedenen, auch antiken landwirtschaftlichen Werken bei. Herzlich befreundet war er mit dem jungen Verleger Lazarus Zetzner, der in Straßburg am 3. Mai 1551 geboren wurde und seinen Vater, einen „Kübler", schon vor 1558 verlor. Zetzner vermählte sich 1578 mit Katharine Heber. Er muß das heimische Gymnasium besucht haben, denn er begleitete Fischarts Neuausgabe des Malleus Maleficarum in beiden Auflagen ein mit längeren Vorreden in gutem Latein. Er war auch dichterisch begabt; in Fischarts Gegenbadstüblein erschien ein Gedicht von ihm.

Da Fischart in ständiger Verbindung mit Professoren und

dem Rektor der Akademie verblieb, muß er auch seinem Altersgenossen Georg Obrecht näher gestanden sein, der zur gleichen Zeit einen ganz ähnlichen Studiengang durchmachte wie Fischart. Am 25. März 1547 als Sohn des Straßburger Syndikus geboren, absolvierte Obrecht das heimische Gymnasium, studierte in Tübingen, an einigen französischen Universitäten, auch in Paris, von wo er sich vor den Greueln der Bartholomäusnacht mit andern deutschen Studenten, auch mit dem Grafen Philipp Ludwig von Hanau in die Heimat flüchtete, und sich zum Schlusse nach Basel begab, wo er im gleichen Jahr wie Fischart den juridischen Doktorhut erhielt. An der heimischen Akademie wurde er 1576 Professor der Rechtswissenschaft. Er war der erste staatswirtschaftliche Theoretiker in Deutschland, der mit Hinweis auf Frankreich Finanzregelungen befürwortete, welche im Gefolge des Absolutismus auftraten.

Ostern 1578 fand ein großes feierliches Examen in der Akademie statt, welches in der pädagogischen Welt Aufsehen erregte und dem Fischart vielleicht beiwohnte. Erschienen waren der gesamte Schulkonvent und eine Abordnung des Rates. Der Visitator, Pfarrer Johann Faber, hielt eine deutsche Eröffnungsansprache an die Schüler und Studenten. Der Primus der obersten Klasse Paul Crusius erhielt vom Rektor ein von der Stadt bewilligtes Geldgeschenk und trug den zweiten Teil der von Professor Michael Bosch verfaßten Oratio de militia scholastica vor. Am 17. Juni dieses Jahres wurde er Baccalaureus und am 10. November 1579 Magister. Crusius übertrug zehn Jahr später als Diacon bei Sanct Wilhelm, jedenfalls mit Zustimmung Fischarts, dessen deutsche Reime zu den biblischen Figuren in lateinische Hexameter.

Von 1575 ab wird Fischart immer mehr ein ausgesprochener und leidenschaftlicher literarischer Kämpe für den Calvinismus; als Dichter der Einzige, den die deutsche Literatur besitzt. Ganz allmählich vollzog sich bei ihm die Wandlung vom Lutheraner zum Calvinisten, obwohl er niemals einen engherzigen konfessionellen Standpunkt einnahm. Sein Verhalten hängt zusammen mit der eigenartigen konfessionellen Entwicklung seiner Heimatstadt und mit seiner warmen, gewiß durch Sturms Einfluß gesteigerten Liebe zu den Hugenotten.

Durch den Religionsfrieden von 1555, der nur das Augsburger Bekenntnis zuließ, und andrerseits durch das siegreiche Fortschreiten der Rekatholisierung sahen sich viele evangelische Reichsstädte genötigt, zur kräftigeren Verteidigung ihres Glaubens eine konfessionelle Einigung der verschiedenen Religionsparteien durchzusetzen und unter der Führung meist zelotischer Priester ein starres Luthertum zur Herrschaft zu bringen. Für Straßburg insbesondere kam noch die Gefahr des Vordringens der Jesuiten im Elsaß, die auch auf den Vorort ihre begehrlichen Blicke warfen. Seit der tatkräftige, aber unduldsame Johannes Marbach 1553 Präsident des Kirchenkonventes geworden war, gab er sich alle Mühe, dem orthodoxen Luthertum rasch zum Siege zu verhelfen, fand aber kräftigen Widerstand bei einer großen Schar, welche der versöhnlichen Gesinnung der Straßburger Reformatoren treu blieb. Die Straßburger Eintrachtsformel vom 18. März 1563 sollte die feindlichen Lager versöhnen. Sie war so vorsichtig abgefaßt, daß sie sogar Johannes Sturm unterschrieb; aber sie gab keiner Partei völlig Recht. Doch wurde dadurch das alte, den Anschauungen der schweizer Reformierten sich nähernde, Vierstädte-Bekenntnis von 1530 ein für allemal beseitigt.

Es ist begreiflich, daß Fischart, der in den konfessionellen Anschauungen der Mehrheit erzogen war, in seiner ersten Dichtung, im Nachtrab, den Katholiken gegenüber das Augsburger Bekenntnis warm verteidigte und sich im Barfüßerstreit als „Lutheran" bezeichnete. Weil er im Nachtrab die gegen Marbach gerichteten Angriffe des Straßburger Konvertiten Johannes Rab abwehrte, wurde er nach der Heimkehr natürlich von Marbach als Parteigenosse betrachtet. Aber schon 1571 preist Fischart mit Wärme das segensreiche Wirken der schweizer Reformatoren und Nachfolger Zwinglis in Zürich, Bullinger und Gualther. Gleichwohl blieb er zeitlebens ein aufrichtiger Verehrer von Luthers Persönlichkeit, sowie von dessen deutscher Bibel und geistlichen Liedern. Mit Luther verband ihn eine innige Frömmigkeit, der unerschütterliche Glaube an die Rechtfertigung durch Christi Erlösung, die Erkenntnis der Bedeutung der Musik zur Erquickung trauriger Herzen und zur religiösen Erbauung, wie es in seinem Lob der Laute (1572), dem Prolog zum Gesang-

büchlein, seinen Psalmen und religiösen Liedern (1576) zum Ausdruck kommt. Wie Luther rühmt er die Poesie des deutschen Hauses, das Glück einer christlichen Ehe. Mit einer rührenden Anmahnung zur Kindererziehung eröffnete er seine Ausgabe von Luthers Katechismus (1578).

Durch einschneidende politisch-konfessionelle Ereignisse, durch die Bedrückung der Reformierten in Deutschland, durch die blutige Verfolgung der Calvinisten in Frankreich und in den Niederlanden, durch die Hilfe, welche deutsche Fürsten, Johann Kasimir von der Pfalz und Herzog Wolfgang von Zweibrücken, mit ihren Truppen und Sturm mit Ratschlägen, diplomatischer Vermittlung und mit dem größten Teil seines Vermögens darboten, durch alle diese Gründe bewogen, wurde Fischart jetzt ein richtiger Journalist, ein Übersetzer nnd Herausgeber von zahlreichen Flugschriften, welche konfessionell-politische Tagesereignisse aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz berichten, die Fischart auch mit Vorreden und Gedichten versah. Doch diese schon von Jakob von Sturmegg angebahnten und nun von Johannes Sturm und Fischart fortgesetzten Beziehungen zu Frankreich führten, ohne daß es in der Absicht dieser vaterländisch gesinnten Männer gelegen hat, das Elsaß auf den abschüssigen Weg zur schließlichen Eroberung durch Ludwig XIV.

Für Fischart gab es jetzt keine Zurückhaltung mehr. Laut mußte er seine jetzt befestigte calvinistische Gesinnung bekennen. Seine Verdeutschung und Erweiterung des Biencorf von Marnix gab er 1579 heraus, eine flammende Kampfschrift, die auf eine Vernichtung der katholischen Kirche in den Niederlanden abzielte; voll geistreicher ätzender Ironie, aber auch voll pöbelhafter Redewendungen, ein Bienenkorb mit tödlich verletzenden Stichen, die auch die Lutheraner nicht verschonten. Im Jahre 1580 folgten der Brotkorb, die Herausgabe einer älteren Verdeutschung von Calvins Traité des reliques, wo die katholische Heiligtumsverehrung mit beißendem Spott übergossen wird und das haßerfüllte, unflätige, bis zum Schluß überaus wirksam aufgebaute Jesuiter-Hütlein, welches den Kampf gegen diesen Orden mit gröbstem Geschütz fortsetzt.

Inzwischen wuchs der Streit der Parteien in Straßburg zu einem leidenschaftlichen Kampf zwischen Schule und Kirche herauf.

Marbach strebte seit langem darnach, auch der Akademie einen streng lutherischen Geist aufzuzwingen, wogegen sich Sturm tapfer wehrte. Beide überschütteten einander mit zahlreichen, an den Rat gerichteten, breiten und grobkörnigen Streitschriften, bis die zornsprühenden Gegner von Schiedsrichtern (1575) vorübergehend ausgesöhnt wurden. Da stellte sich aber dem alternden Marbach der junge Professor für Theologie Johannes Pappus als Kampfgenosse zur Seite. Ein eiserner, herrschsüchtiger Mann, der nun rücksichtslos gegen seinen alten Lehrer und Gönner Sturm vorging. Dieser, verbittert durch harte Schicksalsschläge, gereizt durch die schroffen Angriffe, antwortete mit ebenso maßlosen Ausfällen. Im Februar 1580 kam das unter der Leitung von Andreä abgefaßte Konkordienbuch noch vor der Veröffentlichung zur Unterschrift nach Straßburg, wo die leibliche Allgegenwart des Herrn im Abendmahl aufgestellt und so eine scharfe Scheidung zwischen Lutheranern und Reformierten vollzogen ward. Alle Geistlichen von Stadt und Gebiet Straßburg unterzeichneten sie; nur Sturm mit seinen Freunden, sowie der Rat verweigerten die Unterschrift. Sturms Gegner vergifteten nun den Streit vollends dadurch, daß sie diesen durch öffentliche Disputationen vor die Bevölkerung brachten und noch schlimmer, daß die Prediger auf der Kanzel Sturm und Genossen beschimpften und das Volk gegen sie aufreizten. Am 29. April 1581 verbot der Rat die öffentlichen Disputationen und die Erörterung des Streites auf der Kanzel, sowie beiden Gegnern die Veröffentlichung weiter gegeneinander gerichteter Schmähschriften. Am 17. März 1581 starb Marbach. Jetzt bestürmte der neue Präsident des Kirchenkonvents Pappus den Rat, Sturm, welcher inzwischen Einmengungen auswärtiger Theologen, besonders Andreäs, in einer geharnischten Schrift zurückgewiesen hatte, sofort zu entlassen. Sämtliche Stadtprediger überreichten dem Rat eine den Rektor schwer und ungerecht beschuldigende Anklage. So erfolgte denn am 7. Dezember 1581 die Absetzung des „lebenslänglichen Rektors".

Der Ammeister dieses Jahres Michael Liechtensteiger war ein unbarmherziger Gegner und noch dazu Hauptgläubiger Sturms. Unter anderem empfahl und verteilte er die dem Rat gewidmete Schmähschrift Andreäs gegen Sturm persönlich unter

den Räten. Liechtensteiger mochte darum auch seinem ehemaligen Mündel Fischart in dieser Zeit nicht gewogen sein, er dürfte ihn vielmehr schroff behandelt haben. Denn eine handschriftliche Bemerkung, welche Fischart sicher 1581 in sein Exemplar der Opera von Goropius eintrug: „Ain viereckichter bauer, wie ein Ammeister zu Straßburg sein muß" scheint auf Liechtensteiger gemünzt zu sein.

In diese Kämpfe wurde auch Fischart hineingezogen und mußte es büßen, daß er treu zu seinem Lehrer hielt. Aus zwei Geschehnissen ist dies zu entnehmen.

Im Jahre 1576 muß Fischart nach der Aussage seines Hauptgegners, des Franziskaners Johann Nas wegen seines Gedichts auf die Tier-Prozession im Straßburger Münster vom Magistrat eine Verwarnung erhalten haben. Nas erwähnt in seiner Widereinwarnung (1577), ohne den Verfasser zu kennen, dieses ihm zugesendete Gedicht, gibt selbst eine kurze, gegen die Protestanten gerichtete Ausdeutung der Tierbilder und fügt hinzu: „Dieweyl aber die Herrn zu Straßburg ob solchen Publizieren kein wolgefallen, sonder dem Tichter die schär auffgehaben, so wil ich sein auch auff dismals ferners geschweygen, bis zu mehrer ursach". Darnach sollte der Rat Fischart die Ausübung seines Handwerks, also seines schriftstellerischen Berufes untersagt haben. Das ist aber nicht möglich, weil er gerade in den nächsten Jahren in Straßburg selbst eine reiche literarische Tätigkeit entwickelte. Es konnten aber einige gegen die katholischen Auffassungen vom Altarsakrament gerichteten Verse in Fischarts Dichtung über die Tierbilder auch die Lutheraner wegen ihres Glaubens an die wirkliche Gegenwart von Leib und Blut Christi beim Abendmahl verletzen und den Rat, der damals unter dem Einfluß von Marbach und Pappus stand, veranlassen, Fischart zu rügen.

Bald darnach erlebte er einen Angriff aus dem Lager Marbachs. In der Vorrede zu dem zweiten Buch Opera des Goropius erzählt der Verleger Plantinus, daß sich der bekannte Philologe Josef Scaliger über Becanus abfällig geäußert habe, daß aber infolge dieses Angriffes in den drei letzten Jahren viel mehr Exemplare von Goropius Schriften verkauft wurden. Fischart schrieb an den Rand des ihm gehörigen Exemplars: „Sicut Argentorati factum, cum J. Fab. in contione traduceret ver-

sionem meam Rabelaesii". Der Angreifer ist kein anderer, als der Thüringer Johann Faber, welcher 1546 Alumne am Wilhemitanum, 1569 Pfarrer bei St. Thomas, in den siebziger Jahren auch Visitator der Akademie und 1581 im Nebenamte mit theologischen Vorlesungen betraut wurde. Im Kirchenkonvente stand er an der Seite Marbachs gegen Sturm und trat auch in seinen Predigten herausfordernd wider den Rektor und die Seinen auf. In einer dieser Predigten also nahm er auch Fischarts Gargantuabearbeitung her, was aber einen stärkeren Absatz dieses Buches bewirkte. Dies geschah wohl um 1580; denn 1582 erschien die zweite vermehrte Auflage der Geschichtklitterung.

Um diese Zeit muß Fischarts Bildnis angefertigt worden sein. Zwar befindet er sich schon auf dem von Stimmer 1570 gezeichneten Bild zum Barfüßerstreit; auf dem Lettner in der rechten Ecke der Zeichnung neben dem Bruder Leo. Aber von einem Bildnis kann nicht die Rede sein, weil das im kleinsten Maßstab gezeichnete und undeutliche von einem runden Vollbart umrahmte Antlitz auch noch von der herabhängenden Krempe des Hutes zum Teil versteckt wird. Ende der siebziger Jahre kam der in Zürich 1558 geborene Christoph Maurer nach Straßburg, wo er bald der begabteste Schüler Stimmers wurde und unter dessen Leitung für Jobin und Zetzner Zeichnungen lieferte, welche in ihrer Formensprache so unter dem Einflusse des Meisters stehen, daß beider Anteil an den illustrierten Werken nur schwer abzugrenzen ist. Maurer zeichnete (auch gleichzeitig mit Stimmer) Meßapparate für die erste Ausgabe der Bücher vom Feldbau (1579) und Bildnisse für Reußners Contrafacturenbuch mit Bildnissen „etlicher weit berühmbten und hochgelehrten Männer in Teutschland", welches bei Jobin erst 1587 erscheinen sollte. Wahrscheinlich hatte Maurer auch das Bildnis Fischarts für diese Sammlung angefertigt; es wurde aber aus irgendeinem Bedenken nicht aufgenommen und erschien zuerst in einer spätern Auflage des Ehezuchtbüchleins von 1607, auf der Rückseite des Titelblatts. Über dem Bildnis steht: Johannes Fischartus, Jurisconsultus et Philosophus. Unter dem Bildnis das Distichon:

Sum quamvis Jurisconsultus clarus in arte,
Me tamen et Sophiae plus capit unus amor.

Es zeigt Fischart im reifsten Mannesalter mit kräftigen scharf geschnittenen Zügen eines mageren Gesichts, großen dunkeln Augen mit einem leuchtenden Blick; ein feines spöttisches Lächeln und eine hochgewölbte Stirn. Der damals in Deutschland üblichen spanischen Mode gemäß, trägt er einen zugespitzten, augenscheinlich dunklen Vollbart, einen hohen runden Hut mit herabfallenden Krempen und ein bauschiges Wamms mit emporstehender Halskrause.

Welch großes Ansehen Fischart als Persönlichkeit und Schriftsteller am Abschluß dieses fruchtbaren Lebensabschnittes genoß, ergibt sich aus einigen Ereignissen, die in diese Zeit fallen.

Der westfälische Edelmann Franz von Domstorff unternahm im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts eine längere Bildungsreise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich und legte überall sein Stammbuch hervorragenden Männern zur Unterschrift vor, Theologen wie Beza, Chyträus, Cheminitius, Juristen wie Fichard, Dichter wie Melissus und Frischlin. In Straßburg unterbreitete er sein Stammbuch im März 1580 den bedeutendsten Männern Sturm, Pappus und Fischart. Auch dem Theologen Erasmus Marbach, der aber zu dieser Ehre nur als Sohn Johanns gekommen war, welcher damals durch schweres Siechtum an der Unterschrift verhindert war.

Fischart schrieb folgenden Spruch ins Stammbuch:

Jove Fovente Gignitur Minerva.
Chi schernisce il zoppo, dee esser diritto.

Das Wildbrett das ist dannoch lieb,
Wans schon eyn fauler Hund auftrieb.
Fischartus Menzer D. J. D.
Anno 80 18. Mart.

Die Zusammenstellung gibt ein förmliches Abbild der Gegner, Sturm und Fischart auf der einen Seite, Pappus und Marbach auf der anderen.

Ehrenvoller ist es für Fischarts Arbeiten, daß sie gegen den sonst bewährten Ausspruch Nemo propheta in patria in Straßburg selbst von maßgebenden Persönlichkeiten geschätzt wurden. Schon für die Zeit um 1574 gilt, was Jobin in der Vorrede zum Ehezuchtbüchlein berichtet, daß Fischart „aus ermahnung vieler fürnehmer Herren und freunde, bei welchen sein Vena und

stylus des Teutschen vertierens in achtung kommen, neben seiner weil für lust und übung" etliche Plutarchische Tractate „zu verdeutschen angefangen; vorhabens mit der zeit desselbigen nutzlichste Opuscula alle zu vertolmetschen".

Und in der Vorrede Zetzners zum Malleus Maleficarum (1582) heißt es, daß Fischart, als er noch in Straßburg gelebt, die Aufmerksamkeit (in notitiam venit) einer gewichtigen Persönlichkeit erregt hatte, des langjährigen Syndikus Ludwig Gremp von Freudenstein, eines gewandten und kenntnisreichen Juristen, der Straßburg auch in wichtigen auswärtigen Angelegenheiten vertrat, und daß Fischart durch seine gelungene Übertragung von Jean Bodins De la Demonomanie des sorciers, die er 1580 begann, bei den Gelehrten und den regierenden Männern in große Gunst gelangte.

Daß bei den Juristen und Räten gerade diese Arbeit Fischarts Beifall fand, wird begreiflich durch das große Ansehen, welches Bodin, der hervorragendste französische Staatsrechtslehrer jener Zeit, in Deutschland insbesondere in Straßburg genoß, und auch dadurch, daß sein, für erbarmungslose Hexenverfolgungen eintretendes Werk einem damals allgemein verbreiteten Vorurteil entgegenkam. Gerade in diesen Jahren 1579 und 1581, wurden in Straßburg, wogegen früher Butzer und Genossen immer geeifert hatten, unter Führung Marbachs im grünen Bruch unweit der alten Ketzergrube mehrere Hexen verbrannt.

Doch Fischarten brannte schon der Boden unter den Füßen. Die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinisten, worunter er persönlich zu leiden hatte, dann der sehnlichste Wunsch nach einem festen Amt, das er in der Heimat nicht erreichen konnte, und nach einem eigenen Herd ließen ihm keine Ruhe mehr. Vom Beginn des Jahres 1581 ab fand sein dauernder Aufenthalt in der Vaterstadt für immer ein Ende.

7. Am Reichskammergericht zu Speyer. Familie Hertzog. Fischarts Vermählung.

Von 1580—1583 weilte Fischart in Speyer. Er begab sich dahin, um am Reichskammergericht zu praktizieren und Advocatus camerae zu werden. In dem von Kaiser Maximilian I.

am 31. Oktober 1495 eingesetzten Reichskammergericht kam der im ewigen Landfrieden ausgesprochene Grundsatz der richterlichen Entscheidung auf geordnetem Rechtsweg zur tatsächlichen Ausführung. Seine Tätigkeit mußte auf den gesamten Rechtszustand in Deutschland einen fühlbaren Einfluß äußern. Besonders wichtig für die Reichsstädte war, daß alle gegen diese gerichteten Klagen daselbst ausgetragen wurden. Das Ansehen dieses obersten Gerichtshofes litt auch unter den allen zentralen Einrichtungen des Reiches anhaftenden Schwächen. Die mangelhafte Besetzung, der rasche Wechsel seines Sitzes, die seit der Reformation beginnenden Streitigkeiten um Bekenntnis und Kirchengut behinderten eine gedeihliche Entwicklung seiner Gerichtsbarkeit. Dennoch stieg Ansehen uud Einfluß des Reichskammergerichts von 1526 ab, da es seinen ständigen Sitz in der Reichsstadt Speyer aufgeschlagen hatte und wo es (abgesehen von zeitweiligen Verlegungen) bis 1693 verbleiben sollte. Da der Rechtszustand und die Gerichtsverfassung im Reiche seit 1500 überall in Fluß geraten war, konnte es nicht ausbleiben, daß die Einrichtungen, welche sich durch Gesetz und Ausübung bei diesem Gerichte entwickelten, als fester Kern betrachtet wurden, an den sich die einzelnen Reichsstände zu halten hatten. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die Jurisprudentia cameralis Autorität für das ganze Reich.

Unter dem Vorsitz des vom Kaiser ernannten und das Reichsoberhaupt vertretenden Kammerrichters, eines geistlichen oder weltlichen Fürsten, Grafen oder Freiherrn bildeten 16, später mehrere Beisitzer (Assessores), Adelige und Rechtsgelehrte den Gerichtshof, die zum Teil vom Kaiser, auch für seine Erblande ernannt, zum Teil von den Kurfürsten und den Kreisen präsentiert wurden. Nach der Durchführung der Reformation verlangten die protestanischen Stände eine billige Berücksichtigung in der Zusammensetzung der Beisitzer. Doch erst durch den Religionsfrieden von 1555 erhielt die bei der Wiederherstellung des Kammergerichts 1548 eingeführte letzte Gerichtsordnung neue Bestimmungen, die für alle Stellungen am Reichsgericht, Katholiken und Augsburger Konfessionsverwandte — mit Ausschluß anderer Sekten — zuließ. Doch erreichten die protestantischen

Beisitzer niemals die Gleichheit der Stimmen und einen Kammerrichter ihres Bekenntnisses. Damals wurde auch die Prüfung zur Aufnahme von Beisitzern verschärft und bestimmt, daß auch Adliche Rechtswissenschaft studieren müßten, ohne daß von diesen, wie es bei den bürgerlichen der Fall war, das Doktorat verlangt wurde. Die Jahre 1555—1600 bildeten den verhältnismäßig günstigsten Zeitraum in der im ganzen trostlosen Geschichte dieses Gerichtshofes. Alles tat seine Pflicht, die äußere Lage war gesichert, die Gehälter wurden erhöht und regelmäßiger ausbezahlt als sonst. Von 1557—1587 wurden jährliche Visitationen vorgenommen. Zur rascheren Durchführung der sich häufenden Prozesse wurden 1570 die Zahl der Präsidenten der Senate auf drei, die Zahl der Beisitzer 1566 auf 32, 1570 auf 41 erhöht. Aber auch in dieser Zeit wurde ungefähr nur ein Zwanzigstel der Einläufe erledigt und ältere Eingaben, für die von den Parteien nicht „sollizitiert" wurde, überhaupt nicht zum Referat ausgeteilt. In den achtziger Jahren bildeten die Protestanten in Speyer eine starke Minderheit, was auch beim Kammergericht zum Ausdruck kam. Von 1569—1581 war der Speyrer Bischof Marquart von Hattstein, von 1582 auf 1583 Freiherr von Winneberg Kammerrichter.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde es Brauch, daß sich Juristen nach vollendeten Studien am Sitze des höchsten Gerichts als Praktikanten niederließen, um das dortige Verfahren kennen zu lernen, als Advokaten zu fungieren, Prokuratoren des Gerichts zu werden oder nach kurzer Zeit anderwärts eine Stelle als Anwalt, Beamter oder Professor anzutreten. So bildete sich hier gleichsam eine Kammergerichtsschule bei einem Kreis von jungen Leuten aus, von denen manche (wie später Goethe und Genossen in Wetzlar) wegen Mangels an Beschäftigung ein flottes Leben führten. Im Jahre 1555 wurde auch bestimmt, daß „die jungen Doktores, Licentiaten und andere Personen, so sich zu den Kammergerichten, die Praktiken daselbst zu lernen, begeben" dieselben Rechte, freie Religionsausübung, priviligierten Gerichtsstand und Abgabenfreiheit genießen sollten wie die zum Kammergericht gehörigen Personen. Von den zehn bis zwölf Advokaten, die sich damals in Speyer befanden, wurden Einige vom Gericht

„zugelassen", nachdem sie eine mündliche Prüfung bestanden und die schriftliche Verarbeitung einer species facti zur Darstellung der Rechte beider Parteien in gehörige Form gebracht hatten. Aus der Reihe der zugelassenen Advokaten bestellte der Gerichtshof die Prokuratoren, deren Zahl 1570 auf 30 festgesetzt wurde, die allein das Recht genossen, ihre Partei vor Gericht zu vertreten und darum in der Regel größere Einnahmen hatten als die Advokaten, welche nur die Parteien berieten und für sie die Schriftsätze verfaßten.

Fischart dachte vielleicht gleich nach seiner Promotion daran, sich an das Kammergericht zu begeben, weil er in seiner erweiterten Praktik (1574) „die Döcterlein und Praktikanten in Speyer" erwähnt. Im Sommer 1578 hielt er sich dort kurze Zeit auf, um sich in die Liste der Praktikanten eintragen zu lassen. Er steht in dem „Verzeichnus der Kayserlichen Kammergerichts-Verwandten Personen sampt den Practicanten aus irem Matricul durch Augustin Bachman, den Pedellen extrahiert: D. Johannes Mentzerius 3. Junij 1578". Daß er hier nur mit seinen Beinamen verzeichnet ist, kann nicht auffallen. Abgesehen davon daß die Eintragung in Matrikeln damals sehr ungenau war und es sich hier überdies nur um eine Abschrift handelt, unterschreibt sich Fischart oft nur als Mentzer, wie auch sein Vater in Urkunden wiederholt nur mit diesem Beinamen erwähnt ist. Da er als Praktikant keine Verpflichtungen übernahm, konnte er wieder auf einige Zeit heim. Er bezeichnet sich ja in den beiden ersten Ausgaben des Bienenkorb (1579 und 1580) als „Nasenfischer zu Grubsarts" (Straßburg). Dort mußte er noch zwei Ausgaben für Jobin besorgen, die Verdeutschung des Antimacchiavellus durch Nigrinus und eine Sammlung alchymistischer Schriften.

In diesen Jahren näherte sich Fischart einem der mächtigsten Herren im Oberelsaß, Egenolf III. von Rappoltstein, Hohenack und Geroltseck, der sein weites Gebiet von 1547—1585 regierte. Da die meisten seiner Besitzungen österreichische oder geistliche Lehen waren und da ihm 1554 die Reichsunmittelbarkeit und 1562 das jus reformandi bestritten wurde, so konnte er nur in wenigen Ortschaften das Augsburger Bekenntnis durchführen. Egenolf

besaß auch Güter in Lothringen und einen Hof in Straßburg, wo er wiederholt weilte.

Diesem Herrn widmete Fischart einen Teil der ersten Auflage des Trostbüchleins und die erste Ausgabe der Dämonomanie. Hier sagte er, es sei ihm „selber wol bekant, welcher massen E. G. nicht alleyn Göttlicher Gerechtigkeit, als warer Religion und Politischer, als rechter Administrirung der Justizien wol gewogen und förderlich seien; Sondern auch an allerhand studiis liberalibus ... eyn gnädig gefallen tragen ..., auch vil zeit in lesung allerhand guter Authoren zuzubringen pflegen"; und ... „daß E. G. dero Junges Herrlein nit sehr unlängst zur Hohen Schul gen Straßburg umb ehrlernuß solcher löblicher Künst und Sprachen getan". Da Junker Eberhard 1570 geboren wurde, konnte es sich hier nur um den Eintritt ins Gymnasium handeln, das ja mit der Akademie zu einer Anstalt verwachsen war. Fischart fügt noch hinzu, daß er die „sähnliche Nachfrag" Egenolfs nach dieser Verdeutschung „gleichsam wie ein vorleuchtend Gestirn" seines „Vorhabens erkannt" und gern befolgt habe, da er ihm ohnedies „Unterthäniger diensten zuerweisen willens". Die Vorrede dazu unterzeichnet er zu Speyer am 24. August 1581 als „Johan Fischart G. M. der Rechten Doktor". Er war also damals schon Praktikant und hatte diese Stelle wahrscheinlich vor Beginn des Jahres 1581 angetreten, weil er spätestens im Herbst Advokat wurde, wozu doch eine längere Praxis nötig war. Er gehörte aber jedenfalls in die Reihe der vom Gericht noch nicht zugelassenen Adokaten, denn sein Name fehlt in den offiziellen Listen bei Barths-Seyler. Wenn Lazarus Zetzner Fischart für den Herbst 1581 als Camerae Advocatus bezeichnete, so wird er den Unterschied zwischen den nicht zugelassenen und den zugelassenen Advokaten, die gegenüber jenen nur das Vorrecht der tatsächlichen Anwartschaft auf die Prokuratur voraus hatten, nicht gekannt haben. Der Gerichtshof hatte bei Fischart wahrscheinlich nur das eine Bedenken, daß er damals seiner Gesinnung nach als Calvinist gelten mußte, obwohl er gewiß nicht aus der Augsburger Kirche ausgetreten war, denn er vermählte sich bald darnach in dem streng lutherischen Wörth.

Auch in Speyer war er kein einseitiger Aktenmensch. Er

sah sich in Stadt und Land um und mischte sich unter die Bevölkerung. Insbesonders in der zweiten in Speyer besorgten Ausgabe der Geschichtklitterung streute er scherzhafte Anspielungen über diesen Aufenthalt ein. Er verweist auf einen alten Brauch beim großen steinernen Napf vor dem Dom, ferner auf den Stock, wo ein Armenhaus untergebracht war, auf die Bäckermägde und auf die bitteren Mandeln, unter denen er sicherlich die Laienschwestern in der Klause zum Mandelbaum meint. Jetzt ruft er aus: „Mein löblich Handwerck der Schreiber", weil er nicht mehr freier Schriftsteller, sondern an die Kanzlei gebunden ist. In der dritten Ausgabe des Bienenkorb (1581) erwähnt er auch den „Speirischen Bienenwald".

Speyer mit seinem herrlichen Dom, der Kaiser letzter Ruhestätte war damals ein geistiger Mittelpunkt des Reiches, in vielem seine Hauptstadt. Laut singen und sagen von ihrem Ruhm Dichter und Humanisten jener Zeit.

Wie Worms stand auch Speyer damals im Schirmverhältnis zur Pfalz und hatte 1542 unter den Irrgängen der abenteuerlichen Großmachtspolitik der Pfalzgrafen bitter zu leiden. Wie Straßburg und Worms hatte Speyer das Augsburger Bekenntnis angenommen; aber durch den Einfluß des Kurfürsten Friedrich III. wurde die St. Aegidienkirche in der Vorstadt den Reformierten zugewiesen. In Speyer siedelten sich 1581, also während Fischarts Aufenthalt, die Jesuiten an und hofften auf das Kammergericht und von da aus dem Einfluß der Heidelberger Universität entgegenzuwirken. Unter den Beisitzern befanden sich zu Fischarts Zeit einige bedeutende Juristen, mit denen er vielleicht bekannt wurde. Darunter Christian Barth, der Fortsetzer von Seylers Sammlung Selectae sententiae camerales und Nikolaus Cisnerus, dessen Name ihm schon von Scheits Maienlob her geläufig sein mußte und der unter anderem eine „Cammergerichtsordnung" (1580) herausgab, welche wie die Barthsche Auswahl damals einen großen Wert für die Praxis hatte und die Fischart eigentlich zur Vorbereitung auf sein neues Amt benutzen mußte.

Gegen die unrechtmäßige Absetzung vom Rektorsposten strebte Sturm 1582 einen Prozeß beim Kammergericht gegen die Stadt Straßburg an, welchen er aber aus Mangel an Mitteln

für die Weiterführung 1584 fallen lassen mußte. Es ist möglich, daß sich Fischart mit dieser Angelegenheit irgendwie befaßte, obwohl Johann Stöckle der Advokat Sturms hierbei war.

Zur Herbstmesse 1581 begab sich Fischart nach Frankfurt am Main, wo er mit seinem Freunde Zetzner zusammentraf. Dieser schlug ihm eine dankbare Arbeit vor, eine Neuausgabe des von den deutschen Inquisitoren, den Dominikanern Institoris und Sprenger 1486 verfaßten Malleus Maleficarum, der lange nicht mehr gedruckt und von den Juristen jener Zeit trotz seinem barbarischen Latein und seinem an Widersprüchen, gewaltsamer Beweisführung und haarsträubendem Unsinn strotzenden Inhalt geschätzt und viel benutzt worden war. Zugleich beriet er dieses Unternehmen wohl auch mit dem Frankfurter Drucker dieser neuen Ausgabe, Nikolaus Bassaeus, einem geborenen Flämen, der sich 1564 dauernd in Frankfurt niedergelassen hatte. Zu Ostern 1582 erschien der Malleus vermehrt mit einer Reihe von neuen Schriften verwandten Inhalts in zwei Bänden, wofür Fischart nur die Texte revidiert und mit lateinischen Regesten versehen hat.

In Speyer wird er auch seine umfänglichen Randbemerkungen zu den ihm gehörigen sprachwissenschaftlichen Werken niedergeschrieben und seine daselbst erwähnten Collectanea etymologica und sein Gemengsel (farrago) von Namen und Ausdrücken verschiedenster Art angelegt oder fortgesetzt haben. In Speyer befanden sich damals Verwandte und engere Landsleute der aus Weißenburg stammenden Familie Hertzog, aus der Fischart seine Gattin freien sollte. So Amandus Poeschen, der sich am 8. Oktober 1576 zu Hagenau mit Anna Wagnerin, einer Nichte der Frau Bernhard Hertzogs vermählt hatte. Um diese Zeit wirkten auch ihre Verwandten Dr. Johannes Peter Breitenacker und der Lizentiat Jakob Streitt, so wie der Lizentiat Eolaldus Sylvius aus Weißenburg als Kammeradvokaten. Der Vetter Bernhards, Kammergerichtsadvokat und Prokurator Dr. Jakob Sechel war zwar bereits am 29. Dezember 1576 gestorben, aber dessen Witwe Regula, Tochter des Kammeradvokaten Felix Reitter, verblieb wahrscheinlich in Speyer. In diesen Kreisen hat also Fischart seine Frau kennen gelernt.

Den Ursprung der Familie Hertzog verlegt ihr Vater in seiner Elsässer Chronik in das 14. Jahrhundert. Seit 1500 ist diese Familie in Weißenburg und Umgebung ansässig, einer kleinen Reichsstadt, die 1534, wenn auch nicht durchaus, das Augsburger Bekenntnis angenommen hatte. Bernhard war der Sohn des Rates Hans Hertzog und dessen dritter Frau Anna Kellerin, die auch einer alten Weißenburger Familie entstammte und an der Geburt dieses einzigen Kindes am 26. Jänner 1537 verstarb. Bernhard besuchte die Lateinschule in Durlach und Straßburg, studierte Rechtswissenschaft in Heidelberg, wo er im Dezember 1556 und Oktober 1557 immatrikuliert wurde. Im Februar 1561 kam er als Kanzleisekretär nach Zweibrücken. Nach dem Tode des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken (1569) entließ man aus Sparsamkeit mehrere Beamte, darunter auch Bernhard Hertzog, der 1570 in den Dienst des Grafen Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg zunächst als Sekretär in Wörth eintrat, wo er spätestens 1585 zum Amtmann vorrückte.

Nach dem Tode des Grafen Jakob von Zweibrücken-Bitsch (1570) war der Grafschaft Hanau fast der ganze noch übrige Teil der vormaligen Herrschaft Lichtenberg zugekommen, darunter auch Wörth. Dieses Gebiet wurde erst jetzt allmählich reformiert. Die Stadt Wörth im Unterelsaß zählte damals gegen 100 und mit dem ganzen Amt gegen 400 Bürger; Familien und Gesinde nicht gerechnet. Um verderblichen Zwiespalt vorzubeugen führte Graf Philipp 1575 auf seinen und den Hanau-Münzenbergischen Besitzungen eine streng lutherische Kirchenordnung durch. Er war ein kluger, gerechter, vortrefflicher Herr, der segensreich für sein Land und seine Untertanen sorgte. Ein Oberamtmann mit vier Räten stand in Buchsweiler der Verwaltung des weit verstreuten Gebietes vor, das in Amtshauptmannschaften eingeteilt war.

Bernhard Hertzog fand bei seinen Amtsgeschäften und seiner eigenen großen Wirtschaft doch noch Lust und Muße zu geschichtlich-genealogischen Arbeiten. Sein Hauptwerk „Edelsasses Chronik" (1592), in die er auch glatte Reimpaare auf die Kaiser von Cäsar bis Rudolf II. eingefügt hat, ist eine fleißige, aber ganz schematische und kritiklose Zusammenstellung der Geschichte

der Adelsgeschlechter, Städte und Klöster im Elsaß. Sie wurde oft und noch lange benutzt, weil hier Quellen verwendet sind, die im dreißigjährigen Krieg zugrunde gingen. Ebenso angelegt sind seine nur handschriftlich erhaltenen Beschreibungen des Wasgaues, des Speyer-Wormsgaues, der Stadt Worms, sowie der Gebiete von Hanau und Zweibrücken. In jungen Jahren gab er seine Schwanksammlung, „Die Schildwacht" (1560) heraus, die sich an Frische der Darstellung mit seinen Vorgängern, die er weidlich ausnutzte, nicht messen kann.

Am 4. November 1560 vermählte sich Hertzog mit Elisabeth, dem jüngsten und einundzwanzigsten Kinde des Weißenburger Schultheißen Wolfgang Breitenacker und der Elisabeth Harstin. Hertzogs ältestes Kind Anna Elisabeth, geboren am 13. August 1561 wurde die Frau Fischarts. Seine zweite Tochter Katharina, geboren 10. Juli 1563, starb bereits 1576. Der älteste Sohn, Heinrich Bernhard, kam am 8. September 1565 zur Welt, vermählte sich am 22. August 1588 zu Wörth mit Dorothea, der Tochter des dortigen Münzmeisters Johann Kellermann und starb am 2. September 1589. Sein zweiter Sohn Wolfgang Ruprecht, geboren am 15. Oktober 1567, fiel im Kriegszug 1591 in der Normandie. Hertzogs jüngste Tochter Maria wurde am 19. Juni 1571 geboren.

Am 11. November 1583 vermählte sich Fischart. Die Eintragung seiner Trauung im Pfarregister zu Wörth lautet: „Doctor Johann Fischart, genant Mentzer und Anna Elisabetha herr Bernhart (!) Herzogs tochter hielten hochzeit uff Martini". Die Trauung nahm der damalige Pfarrer zu Wörth Thomas Culsaner vor.

Abgesehen von der gegenseitigen Zuneigung werden beide Teile mit dieser Verbindung zufrieden gewesen sein. Hertzog besaß eine größere Wirtschaft mit mehreren Knechten und Mägden. Anna Elisabeth war als eine gute Partie anzusehen, besonders für Fischart, der bis dahin keine feste Stellung hatte und mit dem Erträgnis der gemeinsamen Häuser und seinen schriftstellerischen Arbeiten nur durch äußerste Sparsamkeit auskommen konnte. Besonders in den letzten Jahren muß er in eine arge Klemme geraten sein, weil er zweien Buchbindern in Speyer

und Hagenau kleinere Summen schuldig bleiben mußte. Andererseits konnte Hertzog mit einem Bräutigam zufrieden sein, der Doktor der Rechte und Advokat mit der sicheren Anwartschaft auf eine Amtmannstelle und in juristischen Kreisen als Schriftsteller angesehen war. Ob der Dichterruhm des Freiwerbers einen Einfluß auf die Einwilligung des Brautvaters genommen hat, ist fraglich. Tatsächlich erwähnt Hertzog in seiner Chronik nichts davon, wohl aber zitiert er daselbst das verschollene etymologische Traktätlein Fischarts De originibus Argentoratensibus, welches ihm handschriftlich vorgelegen war und nennt außerdem im Verzeichnis der Autoren, aus welchen er seine „Chronica mehrertheils colligiert und gezogen" auch „Johannes Fischartus".

Übrigens wurde Fischart gerade damals auch im Ausland als Dichter anerkannt durch J. J. Frisius, der in seiner Bearbeitung von Gesners Bibliotheca universalis (Zürich 1583) im Anhang einen sehr anerkennenden Artikel über ihn eingefügt hat.

Gewiß fiel die Vermählung mit der vollzogenen Ernennung Fischarts zum Amtmann in Forbach zusammen.

8. Fischart als Amtmann in Forbach.

Das Herzogtum Lothringen, welches damals Karl III. (1559—1608) regierte, war in drei Gerichtssprengel (Baillages) eingeteilt: Nordlothringen mit dem Vororte Nancy, Vosge mit Remiremont und die Baillage d'Allemagne, das deutsche Ballisttum, also Deutschlothringen, mit einer vorwiegend deutschen Bevölkerung, das wie die anderen Balleien in vier Amtgerichte zerfiel: Mörchingen (Morhanges), Rechiecourt, Saarbrücken und Forbach mit dem Obergericht Walderfangen. Das Appellationsgericht (Parlement) hatte seinen Sitz in Nancy, der Residenz des Herzogs. Überdies wurde 1371 als höchste Instanz der herzogliche Rat, eine Art ständiger Landtag, gebildet.

Das schon im 10. Jahrhundert erwähnte Forbach erhielt früh die Marktgerechtigkeit, weil es an der Hauptverkehrsstraße vom Rhein und der Saar nach Frankreich lag und von einer Burg geschützt war. Jedenfalls wurde es spätestens im 15. Jahrhundert zur Stadt erhoben. Ende des 16. Jahrhunderts zählte

Forbach über 1000 Einwohner. Es hatte die Form eines unregelmäßigen Fünfecks und war von starken Mauern umgeben, welche durch eine aufsteigende Verbindungsmauer bis zum Schloß reichte. Die einzige Hauptstraße erweiterte sich in der Mitte zum Marktplatz, auf dem das Gemeindehaus stand. Es besaß zwei Kapellen und gehörte zur Pfarre Kerbach. Die Bevölkerung von Stadt und Landschaft Forbach war Ende des 16. Jahrhunderts deutsch und katholisch. Forbach, das am Fuße des Kelbergs, dem letzten Ausläufer der Vogesen, liegt, war damals im weiten Umkreis von Wäldern umgeben.

Das Schloß Forbach wurde Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet. Der Palas mit den inneren Räumen zeigt frühgotische Formen. Später wiederholt erweitert und befestigt, erhielt das Schloß Mitte des 16. Jahrhunderts die weiteste Ausdehnung im Stile der Hochrenaissance und die stärkste Befestigung. Die Herrschaft Forbach wechselte von Anfang an außerordentlich rasch die Besitzer. Im 16. Jahrhundert regierte hier das Geschlecht der Hohenfels-Reipoltskirchen. Wolfgang, der ein eifriger Anhänger des streng katholischen Herzogs Anton von Lothringen war und die aufständischen protestantischen Bauern 1525 besiegt hatte, trat trotzdem später zum evangelischen Glauben über, bei dem auch seine Nachkommen verblieben. Sein Sohn Johann V., der von 1556 bis 1570 regierte, war vermählt mit Sidonie, der Tochter des Grafen von Öttingen. Da der Sohn aus dieser Ehe, Wolfgang Philipp, im gleichen Jahre wie sein Vater (1570) starb, übernahm der mit der Familie Hohenfels verwandte Egenolf von Rappoltstein und die Witwe Wolfgang Philipps und Mutter des nachgeborenen Johann VI., Amalia von Daun-Falkenstein für diesen die Vormundschaft. Nach der Vermählung Amaliens (1578) mit dem Grafen Philipp von Leiningen wurde sie in diesem Amte von der Großmutter Johanns Sidonie abgelöst.

Die Herrschaft Forbach handhabte damals das Hoch-, Mittel- und Niedergericht, doch die Vollstreckung des Blutbanns war den Grafen von Nassau-Saarbrücken vorbehalten. Die Herrschaft ernannte ihre Beamten, neben dem Amtmann noch einen Anwalt, einen Gerichtsdiener, einen Rentmeister und einen Förster. Die Herrschaft war geteilt in Stadt und Landschaft Forbach.

Der Stadtmeier wurde jährlich, die vier Schöffen, sowie der Landmeier und die vierzehn Landschöffen für ihr Leben lang von der Herrschaft „geordnet". Der Stadtmeier war gleichzeitig Schultheiß in Forbach. „Meier und Gericht" übten viermal im Jahre an den ordentlichen Gerichtstagen (Jahrgedingen) auf der Halle im Namen der Herrschaft das Niedergericht aus. Hier wurde „im sitzenden Gericht" über Kauf, Tausch, Schenkung, Verpfändung, Teilung, Erbschaft, Adoption usw. entschieden.

Der Amtmann war Vorsitzender beim Hochgericht, Richter in Strafsachen und in Rechtsstreitigkeiten, wenn es sich um größere Summen handelte; auch Forstrichter und Polizeichef. Seine Amtsstube befand sich im Schlosse, wo er die Zahlungen (Gerichtskosten, Geldstrafen, Gebühren usw.) sowie die Steuern und Abgaben an Feldfrüchten der Untertanen entgegen nahm. Er vertrat die Herrschaft gegenüber den Meiern und den Parteien. Der Landmeier erschien mit etlichen Schöffen vor dem Amtmann, der den Gerichtstag „nach gelegenheit" ansetzte. Da wurde alles mündlich verhandelt und, wenn ein Vergleich nicht zustande kam, der Spruch sofort eröffnet; ebenso in Malefizsachen. Zu Mariä Lichtmeß wurde vom Amtmann das große Jahrgeding abgehalten, wo der Meier, der Gerichtsschreiber, die Heimmeier (die fürs Heim, also für Ruhe und Ordnung sorgten), die Degen (Polizeidiener), Flurschützen und Torwächter gewählt wurden und dem Amtmann für die Herrschaft den Eid der Treue leisten mußten. Außerdem wurden hier in strittigen Fällen Urteile gesprochen, Strafen festgesetzt, die Akte des Stadtbuches und die Meierrechnungen geprüft und gutgeheißen.

Der Vorgänger Fischarts in Forbach war der Doktor der Rechte Michael Braun, der seine Stelle als Amtmann vor 1570 antrat. In dieser Zeit herrschte in Lothringen noch das mündliche Gewohnheitsrecht. Die Urteile erfolgten nicht nach einem bestimmten Gesetzbuch, sondern nach den herkömmlichen Rechtsgewohnheiten (Coutumes). Zwar wurden an den verschiedenen Gerichtshöfen Lothringens einzelne Verordnungen und Bestimmungen schon seit langem niedergeschrieben, aber nur von Fall zu Fall und sie waren auch nicht überall gleich. Erst in der letzten Zeit der Regierung Karls III. wurden diese Bräuche vollständig

aufgezeichnet und 1596 durch den Druck veröffentlicht. Der schwankenden Rechtsverhältnisse wegen hat sich Braun eine Sammlung von alten und neueren Verordnungen und Akten nicht nur aus Forbach, sondern aus dem ganzen deutschen Ballisttum angelegt, auch mehrere amtliche Berichte und Verordnungen in deutscher und französischer Sprache abgefaßt, unter anderem ein ausführliches Gutachten zur Einführung möglichst gleichmäßiger Rechtsbräuche für das deutsche Ballisttum, um dadurch kostspieligen Prozessen und wiederholtem Aufruhr vorzubeugen. Während seiner Amtswirksamkeit kam es auch in Forbach zu einem heftigen Streit zwischen Herrschaft und Untertanen. Diese verlangten unter anderm das Recht, ihre Meier und Schöffen ohne Vermittlung der Herrschaft oder deren Beamten zu wählen und sich zum Treueid erst nach Bestätigung ihrer Freiheiten durch den neuen Herrn zu verpflichten. Bei der durch den Herzog veranlaßten „Transaktion" vom 8. Jänner 1577 mußten die Untertanen in den meisten Punkten nachgeben. Die Herrschaft wurde hierbei von dem „Châtelain", Schloßverwalter Urban Scherpffin vertreten.

Dieses Ereignis veranlaßte Braun, die Rechtsbräuche von Stadt und Land Forbach eingehend mit deutlicher Rücksichtnahme auf die letzte Entscheidung niederzuschreiben. Diese Niederschrift ist darum sehr wertvoll, weil sie die älteste Wiedergabe der dortigen Rechtsgewohnheiten darstellt und weil hauptsächlich aus ihr zu entnehmen ist, was für Verpflichtungen Fischart als Amtmann daselbst zu versehen hatte.

Der in langer Tätigkeit durch seine Pflichttreue bewährte Braun wurde von Egenolf von Rappoltstein und Sidonie von Hohenfels nach dem Frühling 1579 zum Oberamtmann befördert mit dem Rechte, die Unteramtleute in Pflicht zu nehmen und Sorge zu tragen, daß diese den Befehlen fleißig nachkommen. Nach diesem Erlaß verwaltete Braun die Herrschaft Forbach weiter, wurde aber Oberamtmann wahrscheinlich auch für die anderen zu Forbach gehörigen Herrschaften Reipoltskirchen und die Hälfte von Rixingen. Für den Mai 1582 ist seine Amtswirksamkeit noch belegt. Es ist also sicher, daß er bei seinem Tod oder Abgang durch Fischart abgelöst wurde.

Seit langem erstrebte Fischart eine Amtmannschaft. Das

geht aus den Widmungen seiner Bücher in den Jahren 1576 und 1577 an mächtige im Elsaß begüterte Herren hervor, auch aus der bereitwilligen Übernahme der Mitarbeit an Sebischens sieben Büchern vom Feldbau in der richtigen Auffassung, daß ein Amtmann auch von der Landwirtschaft einige Kenntnisse haben müsse.

Aus Fischarts erweiternder Bearbeitung der zweiten Epode von Horaz (1579), wo über die Vorlage hinaus die Vorteile des Landes gegenüber der Stadt und die Annehmlichkeiten des Landmanns gegenüber den bürgerlichen Berufen nachdrücklich gepriesen werden, kann man wohl entnehmen, daß er sich nach einem ländlichen Leben sehnte. Und daß es ihm auch gefiel, erweisen die erst 1587 in das „Lob des Landlustes" eingeschobenen Zusätze, namentlich die gegen Schluß.

Egenolf war es auch, der in seiner Eigenschaft als Vormund des noch minderjährigen Johann VI. Fischart zum Amtmann in Forbach — wahrscheinlich im Herbst 1583 — ernannt hat. Er konnte ihn der Großmutter Johanns, Sidonie, mit gutem Gewissen empfehlen. Abgesehen von seiner Praxis am Kammergericht, auch wegen seiner Beherrschung des Französischen. Die Gerichtssprache in Forbach war allerdings deutsch, aber die Berichte der Amtleute an die andern lothringischen Balleien und an die obersten Behörden in Nancy mußten französisch abgefaßt werden. Auch war es der protestantischen Herrschaft genehm, einen Beamten des gleichen Bekenntnisses zu erhalten. Vielleicht gab auch die Fürbitte seines Schwähers Hertzog, der mit dem Hochadel dieses Landstriches in guten Beziehungen stand, den Ausschlag.

Von Fischarts Wirksamkeit in Forbach selbst sind nur wenige Belege vorhanden. Das Stadtgerichtsbuch, worin die Einträge mit 1554 beginnen, enthält nur eine Stelle mit seinem Namen. Es liegt auch hier der Ausnahmsfall vor, daß der Amtmann den behinderten Meier vertreten mußte. „Vff den 2. Martij A[nn]o 1584 hat Brosius Jacob vnd seine haußfrau Perta, kaufft Lenhard schmids hauß. Vmb die suma 50 glden, Ist durch den hn Amptman Johan Fischarten darin geerbt [in Besitz gesetzt] worden".

Fischart übernahm die Aktensammlung Brauns, vermehrte sie mit einigen neuen Verordnungen, stellte sich daraus ein Heft zusammen, schrieb auf den Umschlag seinen Namen in griechischen Buchstaben „Fischart Meginzer" und ein lateinisches Anagramm und versah weiters die Verordnungen mit wenigen, im ganzen belanglosen deutschen Randbemerkungen. Nur eine davon ist bemerkenswert, weil sie zu einer Amtshandlung gehört, nämlich die Worte: „Vrthail wider den Amptmann zu Püttlingen wegen pfendung ains burgers daselbst", welche er auf die Rückseite eines französischen Urteils am 1. Januar 1584 niederschrieb. Der jüngste datierte Akt ist eine Bäckerordnung, welche von dem damaligen Gerichtsschreiber Kaspar Welferdingen, also einem Untergebenen Fischarts, am 28. September 1586 ausgefertigt wurde.

Diese Sammlung ist auch wahrscheinlich gemeint unter den „Colligirten Feldbawrechten und Landsitzgerechtigkeiten", welche Jobin in der Vorrede zu den „Fünfzehn Büchern vom Feldbau" (1587) und auf dem Titelblatt der Ausgabe von 1588 ankündigt, die aber nicht veröffentlicht wurden. In dieser Ausgabe berichtet Fischart die Geschichte eines Bergmanns, des reichen Cuntz aus dem Lebertal in Lothringen, die ihm wahrscheinlich in Forbach erzählt wurde.

Nach dem am 4. September 1585 erfolgten Ableben Egenolfs von Rappoltstein kam dessen Sohn Eberhard unter die Vormundschaft zweier Grafen Eberbach und eines Grafen Fürstenberg. Eberharden widmete Fischart die zweite Ausgabe seiner Dämonomanie, wo er mit Dankbarkeit des seligen Egenolfs gedenkt: „damit ich meine danckbarkeit umb vielfältig gnaden und gutthaten (so mir, weil ich unter ihren G. Tutel des ... Johann von Hohenfels ... das Ampt Forpach versehen, vilfeltig sind widerfahren) erweise". Die Vorrede ist am 1. September 1586 unterzeichnet mit: „Johann Fischart G. M. der Rechten D. und Amptmann zu Forpach."

Der damalige herzogliche Geheimrat und Oberrichter Nikolaus Remigius gab im Jahre 1595 seine Daemonolatriae libri tres heraus, wo er die Aussagen von 900 Personen benutzte, die während der letzten Jahre in Lothringen wegen Zauberei hingerichtet wurden. Für dieses Werk erhielt er auch Berichte über

einige Prozesse, die anfangs September 1587 in Forbach gegen Hexen aus der Stadt und aus den zur Herrschaft gehörigen Dörfern Öttingen und Spichern durchgeführt wurden. Der hier erwähnte Quaestor (Untersuchungsrichter) ist nicht mit Namen genannt. Es kann aber niemand anderer gewesen sein, als der damalige Amtmann.

Trotzdem sich Fischarts Wirksamkeit in Forbach nur bis zum 28. September 1586 belegen läßt, ist es doch höchstwahrscheinlich, daß er bis zu seinem Tode die Amtmannsstelle behielt.

In den ersten vier Jahren vom Herbst 1583 bis Ende 1587 nahm das neue Amt Fischart ganz in Beschlag. Er mußte sich ja erst hineinarbeiten. Sicher erfüllte er seinen Beruf gewissenhaft. Er stellte schon früh hohe Anforderungen an dieses Amt. Im „Eulenspiegel Reimensweis" und in der „Praktik" beklagt und verspottet er die landläufige Bestechlichkeit und Unredlichkeit der Amtleute: Daß sie gählich reich werden, daß sie wie Pfleger und Schaffner in ihrem Dienst verderben, daß sie den Herrn ein Ei geben und vom gemeinsamen Mann zwei nehmen und ruft aus: „O, Amptleut, der Leut und Empter leid!" Gewiß dachte er sich schon damals selbst in eine solche Stellung hinein und nahm sich vor, diese treulich zu versehen. Bestechlich war Fischart auf keinen Fall, denn er hat sich in dieser Stelle nichts erübrigt!

In dieser Zeit leistete Fischart natürlich als Schriftsteller nur wenig. Für die 1584 von Jobin herausgegebenen, wahrscheinlich von Sebastian Franck 1531 in Straßburg verfaßten Reimdichtungen „Vom Glaubenszwang" und „Die Gelehrten, die Verkehrten", welche in der Druckerei ungeschickt durcheinandergemengt wurden, dichtete Fischart eine Einführung, einen Epilog und noch andere Verse, die zum Teil den gestörten Zusammenhang notdürftig herstellen sollten. Außerdem besorgte er 1586 die zweite Ausgabe der Dämonomanie, die ihm nicht viel Zeit kostete, weil er nur für das erste Drittel wenige, kürzere Stücke einschob.

Doch mit Beginn des Jahres 1588 setzt mit einem Male eine große Fruchtbarkeit Fischarts ein, die bis zu seinem Tode reicht. Der von dem Organisten Bernhard Schmidt besorgten

verbreiternden Erneuerung der mittelhochdeutschen Dichtung vom Peter Ritter von Stauffenberg hat Fischart einen Prolog, einen „rechten Adelsspiegel", und eine lange Vorrede über elbische, der Meerfee in der Dichtung verwandte und fremde Erscheinungen vorangestellt. Sein letztes Werk, der Catalogus Catalogorum rührt ganz von ihm her. Zu den übrigen Veröffentlichungen Jobins in dieser Zeit, religiösen und geschichtlichen Schriften und besonders politisch-konfessionellen Zeitungen steuerte er nur Beiträge in Vers und Prosa bei oder beteiligte sich als Übersetzer oder Bearbeiter. Auch reichen die Erscheinungen des fruchtbarsten Jahres 1588 vom Februar bis zum November. Im ganzen also können sich die literarischen Leistungen dieser Zeit nicht im entferntesten mit dem Umfang und Wert seiner Dichtungen und Schriften in den siebziger Jahren vergleichen.

Herausgefordert wurde er förmlich zu dieser publizistischen Tätigkeit durch weltbewegende Ereignisse, welche nicht nur den Protestantismus, sondern auch den Bestand des Reiches bedrohten. Anfangs 1585 wurde die katholische Liga erneuert, um den Calvinismus in Frankreich und den Niederlanden auszurotten. Bald darnach setzten der Papst, Italien, Spanien, das von den Guisen beherrschte Frankreich und ein Teil des katholischen Deutschlands ungeheuere weltliche und geistliche Waffen zur Niederringung von England in Bewegung. In dieser Lage, „bei unaufhörlichem Ungewitter und Ungestümigkeit des nunmals zum heftigsten erregten und bewegten Meers dieser Welt" fühlte sich Fischart verpflichtet, zunächst das Gewissen der in „Wahnsicherheit unsicher verschlafenen Welt" aufzurütteln in seiner Vorrede zu den religiösen Schriften von Johann Rivius. Die grausame Verwüstung der zu Württemberg gehörigen Landschaft Mümpelgard durch lothringische Truppen und Söldner der Liga veranlaßt ihn, den deutschen Fürsten grell vor Augen zu führen, welch böse Folgen sie durch ihre hierbei erwiesene schmachvolle Schwäche zeitigen, wie sie die Ehre des deutschen Namens beflecken. Ähnlich droht er den katholischen Kantonen, welche, im Borromäischen Bunde vereinigt, am 16. Mai 1588 Mailand ein Bündnis mit Philipp II. abgeschlossen hatten, daß sie vorübergehende Vorteile mit ewigem Leide, mit dem Verluste der Freiheit

der Schweiz büßen werden. Diesem Vorstoß gegenüber schlossen gleich darnach Zürich und Bern mit Straßburg ein Bündnis, welches Fischart in einer „wohlmeinenden Erinnerung" freudigst begrüßt, indem er die drei Städte in schönen Lobgedichten preist.

Und nun erfolgte im gleichen Jahre Mitte September das ganz unerwartete Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, die Vernichtung der Armada invencible, das Englands stolze Machtentfaltung ermöglichte und auch die deutschen Protestanten mit neuer Hoffnung erfüllte. Begreiflich, daß Fischart in seinem (Ende 1588) herausgegebenen Bericht diese Niederlage der ihm verhaßten Spanier in zwei Reimdichtungen bejubelt und ein Jahr darnach als Antwort auf das „Calvinisch Badstübl" eines unbekannten katholischen Schweizers, der den verunglückten Feldzug der deutschen Hilfstruppen unter dem Burggrafen Fabian von Dohna nach Frankreich (Herbst 1587) verhöhnte, in seinem „Vncalvinisch Gegen-Badstüblein" den Gegner in übermütiger Laune mit scharfer Lauge überschüttet.

Bei diesen Veröffentlichungen und noch bei einigen die französischen Ereignisse der Jahre 1589 und 1590, besonders die Ermordung Heinrich III. und die Erfolge Heinrich IV. begleitenden Flugschriften, welche alle die Liga und das ränkevolle, herrschsüchtige und grausame Vorgehen der Guisen bekämpfen, mußte Fischart seine Beteiligung mit Rücksicht auf das regierende Haus von Lothringen, deren Nebenzweig ja die Guisen waren, sorgfältig verbergen. Sein Name ist hierbei meist gar nicht genannt oder in schwer zu lüftenden Verhüllungen angedeutet.

In den letzten Lebensjahren arbeitete er auch an der dritten Ausgabe der Geschichtklitterung. Aber die neuen Einschübe sind im Vergleich mit dem großen Zuwachs zur zweiten Ausgabe sehr gering, gewiß auch aus Mangel an freier Zeit. Einige Zusätze enthalten, wie es scheint, Anspielungen auf seinen letzten Aufenthalt. Wenn er zum Beispiel beklagt, daß das schlechte lothringische Papier „ungeleimt" ist, wenn er den Veranlassungen zu Zechgelagen auch die „Jahrding" hinzufügt oder wenn er ausruft: „nur Catholischen Wein her, so sich auf seine güte verlaßt". In Forbach mag er genug davon getrunken haben, weil

die Dorfwirte verpflichtet waren, der Herrschaft jedes zwanzigste Maß abzutreten.

Zu diesen Arbeiten bedurfte er vieler Bücher. Manches seltene Werk wird er sich auch jetzt aus der Heimat beschafft haben, wie er seine staunenswerte Belesenheit von Jugend auf den reichhaltigen und wertvollen Bibliotheken Straßburgs verdankt. Doch er selbst besaß auch eine stattliche Büchersammlung, meist Fachwerke aus verschiedenen Gebieten, von denen sich 28 mit handschriftlichen Eintragungen seines Namens, seiner Anagramme und zum Teil umfänglicher Randbemerkungen bis heute erhalten haben. Nur durch einen eigenen großen Bücherschatz kam er auch fern von Straßburg in die Lage, jeden Augenblick Daten aus der Geschichte, Erdkunde, Literatur und andern Wissenszweigen vorzuführen, sowie Lieder, Schwänke, Sagen, Sprichwörter usw. in langer Reihe aufzuzählen. Auch sein Catalogus erweist trotz der Benutzung bibliographischer Werke wiederholt eigene Lektüre der herangezogenen Bücher. Wahrscheinlich ließ er sich erst in Forbach von Jost Amman ein Ex libris zeichnen, nachdem er durch Heirat und Anstellung eine, wie er hoffen konnte, dauernde Seßhaftigkeit erreicht hatte. Vor dem Tode Stimmers (14. Jänner 1584) hätte er sicher keinen anderen Künstler mit dieser Aufgabe betraut. Auch fügte er erst in der dritten Ausgabe der Geschichtklitterung den Namen Amman einer Liste hervorragender deutscher Künstler hinzu. Mit diesem bedeutenden Schweizer Zeichner und Holzschneider, der seit den sechziger Jahren dauernd für Feyerabend arbeitete und von 1574 ab seinen ständigen Aufenthalt in Nürnberg nahm, dürfte Fischart wahrscheinlich nicht persönlich zusammengetroffen sein, allenfalls im Oktober 1583, wo sich Amman eine Zeitlang in Heidelberg, also nahe von Speyer, aufhielt. Fischart war aber schon früher auf ihn aufmerksam geworden durch die von Amman illustrierten Werke Fronspergers Kriegsbuch (1574) und Fuggers Gestüterei (1578), die er als Quellen benutzte.

Das Bücherzeichen Ammans, das zu seinen besten Schöpfungen gehört und auch gut geschnitten ist, zeigt an den Seiten folgende Inschriften: Insignia J. Fischarti Mentzer V. I. D. Jove Fovente Gignitur Minerva. Dieses Zeichen soll den Namen Fischart andeuten, obwohl ein Fisch auf dem Bild nicht zu sehen ist, sondern

neben einem muschelblasenden Triton im Wappenschilde und auf dem Helm je ein Delphin, auf den auch die Überschrift: Non cujusvis vector anspielt, der nur einen Dichter auf seinem Rücken duldet. In der Mitte dieser Überschrift befinden sich die christlichen Symbole, die Fischart gern auf die Titel der ihm gehörigen Bücher zeichnete. Es ist darum wahrscheinlich, daß er dem Künstler Angaben für das Bücherzeichen gemacht hat. Fischart war ein echter Bücherfreund. Sein Preisgedicht auf die Bibliothek der weltlichen Abtei Theleme, wo die aufrichtige Freude über den Bücherschatz hervorquillt, ist auch auf seine eigene Büchersammlung gemünzt.

Fischart hat sich gewiß schon in jungen Jahren nach einer Heirat gesehnt, denn in der Geschichtklitterung läßt er ein hohes Lied auf die Ehe erklingen, während er das einsame Leben eines unbehausten Junggesellen in düstern Farben malt. Spät erfüllte sich ihm diese Sehnsucht und gar kurze Zeit genoß er das Familienglück. Bei seiner oft ausgesprochenen innersten Überzeugung von der Heiligkeit der Ehe und von dem hohen Wert einer christlichen Kindererziehung muß er ein treuer Gatte und ein liebe- und verständnisvoller Vater gewesen sein.

Am 29. August 1584 wurde ihm ein Sohn geboren, der nach dem Vater und dem mütterlichen Großvater die Namen Hans Bernhard erhielt, am 4. August 1588 eine Tochter, welche auf die Namen der Mutter Anna Elisabeth getauft wurde. Sohn und Tochter sind sicher in Forbach geboren. Im Jänner 1588 war „Fischarts Hausfrau" zu Besuch bei ihren Eltern in Wörth, wo sie am zweiten Sonntag nach der Erscheinung Christi das Töchterchen eines Verwandten, des Stadtschreibers Jakob Art mit dem Grafen Ludwig Philipp von Hanau aus der Taufe hob.

Während seiner Forbacher Zeit weilte Fischart ab und zu in seiner Heimat. Die von ihm verfaßte Beschreibung der Festlichkeiten, Empfänge und Ansprachen beim Abschluß des Bündnisses in Straßburg mit Zürich und Bern im Mai 1588 kann nur von einem Augenzeugen herrühren. In dieser Zeit konnte er wohl zeitweilig von Forbach wegbleiben, weil Ende 1586 Matthias Streif der Amtmannschaft als Hilfskraft zugeteilt wurde. Weih-

nachten 1589 verbrachte er auch in Straßburg, um mit seinen Schwägern Kirchhoffer und Jobin, sowie mit seiner einzigen noch lebenden Schwester Barbara den Verkauf des Familienhauses (Erbslauben Nr. 39) an den Würzkrämer Albrecht Ackermann zu besprechen.

9. Fischarts Tod, Nachkommenschaft und Nachwirkung.

Das Todesjahr Fischarts ist 1590. Die Schlußbemerkung zu seinem Catalogus Catalogorum ist sein letztes Lebenszeichen: „Geben zu Nullenburg im Ninenreich, in unserer Kammer bücherlichen Ingeweidts und Esse, darin man den Bawren das in expensis Rezept schmidt, den 17. Monats Tag Mertzens, Anno 1590". Also in seiner Amtsstube, wo er den Untertanen der Herrschaft die Gerichtskosten auf Zettel schrieb. Weil die frühestens im Oktober geschriebene Einführung zu der „Letzten Zeitung" mit Nachrichten aus Paris bestimmt von Fischart stammt, so war er im Spätherbst 1590 noch am Leben. Auf dem Titel der zweiten zur Fastenmesse 1591 erschienenen Auflage des Ehezuchtbüchleins wird er als „Weiland" und „selig" bezeichnet. Er muß aber schon vor Ende des Jahres 1590 gestorben sein, weil der Oheim und Vormund seiner Kinder Georg Kirchhoffer in diesem Jahr den Kindern den großen Betrag von 100 Pfund vorgestreckt hat. Seinem Tode ging wohl kein längeres Siechtum voraus. Abgesehen von der Fruchtbarkeit seiner letzten Jahre ersieht man seine Arbeitsfreudigkeit aus der Ankündigung einer „weitläufigen Tractierung" in der Vorrede zum Dreistädte-Bündnis und eines „anderen Nachtrabes" zum Catalogus. Es wird wahrscheinlich eine der zu diesen Kriegszeiten auch in Lothringen so mörderischen Seuchen seinen Tod verschuldet haben. Wo er gestorben ist, wird wohl niemals zu erweisen sein, doch wahrscheinlich in Forbach. Beerdigt konnte er dort nicht werden, weil die Stadt ganz katholisch war.

Seine Witwe, welche die Bücher ihres Mannes bald nach dessen Tode auf dem Gimpelmarkt in Straßburg feilbieten ließ, zog mit ihren Kindern nach Wörth zu ihren Eltern, wo sie bis zu ihrer Wiedervermählung verblieb. Im Juni 1592 war sie abermals Patin und erscheint im dortigen Pfarrbuch mit ihrem

Mädchennamen als Elisabetha, Bernhard Hertzogs Tochter. Dieses Pfarrbuch verzeichnet auch ihre zweite Trauung: „Johann Ludwig Weidmann, Philipps Weidmans Amptmanns zu Oberbrun sohn und Anna Elysabeth Hertzogin h. Johann Vischarts hinterlassene Witwe hielten hochzeit 24. Aprilis 1593".

Die Witwe war damals noch nicht 32 Jahr alt, auch nicht ohne Vermögen, weil sie nach dem inzwischen erfolgten Tode mehrerer Geschwister nur mit ihrer jüngsten Schwester Maria, welche am 28. August 1592 mit Matthias Lehmann aus Elsaß-Zabern getraut wurde, das Erbe des Vaters zu teilen hatte.

Ihren zweiten Gatten lernte Fischarts Witwe leicht kennen. Die Weidmanns gehörten wie die Hertzoge zu den alten Familien Weißenburgs. Außerdem hatte ihre Muhme, Klara Breitenackerin, nach dem Tode des Kammergerichtsadvokaten und Prokurators Dr. Johann Deschler, ihres ersten Mannes, den Lizentiaten der Rechte Philipp Weidmann, Amtmann in Rauschenburg am 21. April 1578 geheiratet, also den Vater des zweiten Mannes von Fischarts Witwe. Philipp wurde anfangs 1584 Amtmann in Oberbronn, das wie Niederbronn die Gräfin Amalia von Zweibrücken-Bitsch ihrem Gemahl, dem Grafen Philipp I. von Leiningen-Westerburg, dem Stifter der Linie Leiningen-Leiningen zugebracht hatte. Dieser vermählte sich 1578 in zweiter Ehe mit Amalia verwitweten Hohenfels. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1577) überließ er seinem Sohn Ludwig I Rauschenburg und Oberbronn, das von 1568 ab durch Johann. Erythräus reformiert worden war. In diesem Orte residierte Ludwig mit seiner Gemahlin, Gräfin Bernhardine von der Lippe, von 1587—1597.

Lange vor Fischart, um 1580, war seine Schwester Anna Jobin gestorben. Sie war Mutter von sechs Kindern: Tobias, geboren 1570, der den Verlag seines Vaters weiterführte, Lukretia 1572, David 1574, und nach dessen frühem Tode noch ein David 1577, Esther 1578 und Daniel 1579. Ihr Mann vermählte sich zum zweitenmal am 19. März 1582 mit Susanna, des Goldarbeiters Ruprecht Fulck hinterlassener Tochter, die drei Kinder gebar. Bernhard Jobin starb Ende des Jahres 1593. Das Todesjahr der Mutter Fischarts ist nicht bekannt. Sie war 1593 nicht

mehr am Leben, während ihr zweiter Mann Niklaus Schmidt noch 1599 lebte. Fischarts Schwäher Hertzog, der in seinen letzten Jahren bei Verbleib seiner Stellung als Amtmann in Wörth zum Hanau-Lichtenbergischen Rat ernannt wurde, starb 1596 oder 1597. Seine Frau, die eine zeitlang seine Stelle als Altamtfrau versah und am 12. Mai 1597 von dem Amtmann Doktor Ludwig Burrer abgelöst wurde, starb am 16. Februar 1604.

Ungemein traurig war das Schicksal der Kinder Fischarts. Nach dem Tode ihres Vaters wurde ihr Ohm Georg Kirchhoffer Vormund (Obervogt) und der Straßburger Notar Johann Dieterich Edling Untervogt, wahrscheinlich als Kurator ihres Anteils an den großväterlichen Häusern. „Den armen Kindern zu Nutz und Wohlfahrt" übernahm Kirchhoffer anfangs 1599 Soll und Haben der Kinder, also die Schulden nach dem Vater 175 Pfund und 15 Schillinge, darunter über 11 Pfund an Sigmund Feyerabend (wahrscheinlich für Bücher) und das Guthaben im Betrage von 209 Pfund, 1 Schilling. Der Überschuß von 33 Pfund 6 Schillingen wurde dem Stiefvater, der „bis dahin die Kinder underhalden" auf dessen Wunsch „eingeantwortet". Die dazu gehörige von Edeling und Johann Ludwig Weidmann (ohne Angabe von Beruf und Aufenthaltsort) am 7. Februar 1599 unterschriebene Supplicatio ersucht den Rat „solchen vberlaß" Kirchhoffers anzunehmen, weil der Kinder „hohe nottdurft, auch die vmbstend derselben, solchen Weg erfordern und khein ander mittel sich aus dem schuldenlast zu würkhen". Damals, also im Februar 1599, waren die Kinder Fischarts noch am Leben. Der Knabe im fünfzehnten und die Tochter im elften Jahre. Später verlautet nichts mehr von ihnen. Es ist wahrscheinlich, daß sie kinderlos gestorben sind, weil ein altes Hanau-Lichtenbergisches Lehen, welches aus jährlichen Einnahmen an Naturalien und Geld von einem Dinghof bei Brumath bestand und 1585 ihrem Großvater Hertzog „endlich als ein Kunkellehn conferiert" (verliehen) worden war, um 1630 bereits keinen Erwerber mehr aus dessen Nachkommenschaft fand und nach fünfzigjähriger Wartezeit (1680) der Herrschaft wieder zufiel.

Ähnlich wie mit seiner leiblichen Nachkommenschaft erging es Fischarten auch mit seiner Nachwirkung. Als er auf den

Plan trat, war die Glanzzeit der Literatur des 16. Jahrhunderts schon verblichen. Eine um so überragendere Stellung konnte er bei Lebzeiten einnehmen. Die bedeutenderen Dichter um die Mitte des 16. Jahrhunderts, von denen er zum Teil ausging, waren vor seinem literarischen Auftreten gestorben: Erasmus Alberus 1553, Burkard Waldis 1556, Jörg Wickram vor 1562, Scheit 1565, Hans Sachs, allerdings das jüngere Geschlecht überlebend erst 1576. So stand er während seiner kurzen schriftstellerischen Wirksamkeit fast einsam da, denn seine ihm nicht ebenbürtigen Nachfolger traten mit wertvolleren Dichtungen erst kurz vor oder nach seinem Tode auf: Ringwaldt 1586, Georg Rollenhagen 1595 und sein Nachahmer Wolfhart Spangenberg erst 1607.

Aber auch abgesehen von dieser für ihn günstigen Lage, wäre er ohnehin im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts der bedeutendste Schriftsteller gewesen, weil er in seinen zahlreichen, damals viel gelesenen und weitverbreiteten Schriften und Dichtungen die vielgestaltige Kultur dieser Zeit umfaßt. Auch war er ein Sprosse der zwei Stämme, welche die wesentlichsten Träger des damaligen geistigen Lebens waren, der Franken und in gemessenem Abstande, der Alemannen. Wenn er auch arm an Erfindung war, wenn auch die meisten seiner Schriften aus bestimmten Anlässen hervorgehen, auf fremden Quellen fußen oder aus zahlreichen Vorlagen zusammengesetzt sind, so hat er doch durch seine überschäumende Einbildungskraft, seinen unermeßlichen Gedankenreichtum, die Unerschöpflichkeit seiner Sprachgebung geringfügige Ereignisse auf einen höheren Standpunkt gehoben und fremde Bausteine zu eigenen Gebilden umgeschaffen. Dem Geiste der damaligen Literatur entsprechend war keine seiner Dichtungen frei von außerliterarischen Absichten. Auch bei ruhiger poetischer Stimmung trat er warm fürs Vaterland, für die Heimatstadt, für seine Religion und bürgerliche Tugenden ein, wobei die Freude an humorvoller farbensatter Schilderung zuweilen die Tendenz verdrängte. Aber seiner kräftig ausgesprochenen Individualität entsprach am besten die persönlichste Art der Dichtung: die Polemik und die Satire. Er ist nicht nur der größte Satiriker des Elsaß und seiner Zeit, sondern der deutschen Literatur über-

haupt. Sein Schrifttum im ganzen mit seiner Vielseitigkeit in Stoff und Form und sein Hauptwerk, die Geschichtklitterung im besonderen, stehen einzigartig da.

Mit ihm aber erschöpft sich die Weiterbildung, welche die Satire, der Schwank, das komische Epos, der humoristische und lehrhafte Roman hätten erreichen können, wenn nicht durch das größte Unglück des deutschen Volkes, durch den dreißigjährigen Krieg, alle literarischen Überlieferungen des 16. Jahrhunderts abgebrochen worden wären. Wenn auch einige von Fischarts Werken in späteren Auflagen und Nachdrucken bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts erschienen, wenn auch zahlreiche Schriftsteller der nächsten Jahre seinen Namen und einige seiner Schriften erwähnen oder ihn nachahmen und ausschreiben, von einer lebendigen fruchtbaren Nachwirkung kann keine Rede sein. Wie auch Wickram auf dem Gebiete des deutschen bürgerlichen Romans und Hans Sachs mit seinen erzählenden und dramatischen Dichtungen keine unmittelbare Nachfolge gefunden haben. Erst die Kritiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts: Bodmer, Gottsched, Lessing, Herder lenkten auf Fischart die Aufmerksamkeit, welche von den Romantikern übernommen und zur gelehrten Forschung des 19. Jahrhunderts hinübergeleitet wurde, die endlich Fischart wieder zu Ehren brachte. So ist auch sein Ausruf in weiterem Umkreis, als er erhoffte, zur Wahrheit geworden:

Den ganzen Rheinstrom auf und ab
Des Menschen Gedächtnis ist sein Grab.

Zweites Buch.

Konfessionell-polemische Jugenddichtungen.

---

1. Die damaligen konfessionellen Zustände im Reiche.

Die Eröffnung des Kampfes gegen Rom durch Luther zeitigte alsbald eine überreiche konfessionelle Streitliteratur, welche bei der allgemein herrschenden Verbitterung und Gehässigkeit auch unflätige Beschimpfungen und Verdächtigungen als Kampfmittel verwendete. Dem waffenklirrenden Gesprächbüchlein Ulrich von Huttens folgte Johann Eberlin von Günzburg mit den „fünfzehn Bundesgenossen“ und reizte dadurch Thomas Murner zu dem ungeschlachten „Großen Lutherischen Narren“, dem einzigen konfessionell-polemischen Epos auf Seite der Katholiken, auf das wiederum Pamphilus Gengenbach mit der schärfsten und wirksamsten gegen den streitsüchtigen Barfüßer gerichteten Satire, der „Novella“, erwiderte. Einige Jahre später trat Niklas Manuel mit seinen frischen, ingrimmigen, die katholischen Einrichtungen verhöhnenden Fastnachtspielen und Dialogen auf und nach längerer Pause in den vierziger und fünfziger Jahren Thomas Naogeorgus mit leidenschaftlichen papstfeindlichen Tragödien und dem von Burkhard Waldis verdeutschten Regnum papisticum, einem Zerrbild der katholischen Kirche. Alles Streitschriften, die sich wenigstens durch eine gewisse künstlerische Form über die Flut der übrigen zahllosen Pamphlete erhoben.

Nach dem Augsburger Religionsfrieden ruhte eine Zeitlang der literarische Streit zwischen den beiden Bekenntnissen. Jetzt hatte auch der Protestantismus die höchste Stufe seiner Macht erreicht. Auch die Fortschritte der geistigen Kultur finden sich fast ausschließlich auf seiner Seite. Während selbst bedeutende

katholische Hochschulen, Wien, Köln, Ingolstadt, vor 1550 arg zurückgingen, blühten Gymnasien und Universitäten überall im protestantischen Landen auf. In katholischen Städten mehrten sich die protestantischen Ratsherren; der evangelische Hochadel erhielt immer mehr Kanonikate, bis in den sechziger Jahren alle Bistümer im Nordwesten Deutschlands, in Kursachsen und weit nach dem Nordosten hin protestantisch wurden. Kaiser Ferdinand I., ein gewissenhafter, aber unentschlossener Mann, war durch die Türkengefahr in der Abwehr der protestantischen Fortschritte verhindert. Sein Sohn Maximilian II., der ihm 1564 folgte, entsprach fast ganz den Wünschen der evangelischeen Reichsstände. Ängstlich, aber lässig sahen die katholischen Stände diesem für sie bedrohlichen Fortschritte zu. Der deutsche Protestantismus hätte jetzt einen dauernden Sieg erringen können, wenn nicht der politische und konfessionelle Hader diesen Aufschwung gehemmt hätte. Die Eifersüchtelei und das Selbständigkeitsgefühl der evangelischen Stände mit stark ausgeprägten Persönlichkeiten an der Spitze ließen eine einheitliche Führung nicht aufkommen. Die dogmatischen Meinungsverschiedenheiten besonders in der Abendmahlslehre, die sich nach Luthers Tode steigerten, wurden von vielen bedeutenden, aber starrköpfigen Theologen immer hartnäckiger verfochten, wodurch nicht nur die evangelische Sache zersetzt, sondern auch das Reich geschwächt wurde. Zumal gleichzeitig die Calvinisten — der Kurfürst von der Pfalz an der Spitze — mit den Hugenotten und auch mit den Königen Frankreichs, welche dem spanischen Universalismus feind, als Gesinnungsgenossen gelten konnten, für das Reich gefährliche Verbindungen schlossen. So erfolgte Mitte der siebziger Jahre der Bruch zwischen dem westlichen und östlichen Protestantismus.

„Zur selben Zeit aber, da der Protestantismus so zu ebben begann, stieg hoch und höher die Flut des Katholizismus.“ Inzwischen hatte die katholische Frömmigkeit einen neuen Aufschwung genommen. Die alte Kirche erbaute sich durch die Beschlüsse des Tridentiner Konzils, in welchen die schlimmsten Mißbräuche beseitigt, ihre Dogmen und Einrichtungen in ein starres System gegossen wurden, eine gewaltige Veste konfessioneller Einigkeit. Ihr Heer bildeten die Jesuiten, welche erst durch dieses Konzil

eine strenge Richtschnur zu ihrem Vorgehen gefunden hatten. Der vom willens- und geistesstarken Basken Ignatius von Loyola 1534 gestiftete und von Paul III. 1540 bestätigte Jesuitenorden mit der neuartigen strengen Gliederung, nach welcher Einsicht und Wille der ganzen Gesellschaft nur durch den Pater Generalis vertreten wurde, dessen Befehle die Mitglieder als gefügige Werkzeuge mit allen Mitteln befolgen mußten, mit dem vierten Gelübde, ihr Leben ganz dem Dienste Christi und des Papsttums zu widmen, übernahm vor allem die Aufgabe der Bekehrung Andersgläubiger, insbesonders der Protestanten. Mit erstaunlichem Eifer und Erfolg betrieben sie diese Sendung durch Predigten, Berichte und geistliche Übungen, vor allem aber durch den von ihnen neu geregelten niederen und höheren Unterricht. In dieser Zeit waren sie ja noch frei von den unvermeidlichen schädlichen Folgen ihrer Grundsätze, besonders der Unterdrückung der Persönlichkeit. Ihr Wirken förderte die Sittlichkeit der niederen und höheren Geistlichkeit und befestigte die Macht des päpstlichen Stuhles, den jetzt würdigere Vertreter bestiegen.

In den vierziger Jahren faßten sie in Bayern Fuß, wo ihnen besonders der gesamte Mittelschulunterricht übergeben ward und wo sie die Universität Ingolstadt zu einer Jesuitenhochschule umgestalteten. In den fünfziger Jahren entstanden in Wien, Prag und Köln, in den sechziger Jahren in Innsbruck, Dillingen, Trier und Mainz Jesuitenkollegien. Um ihr Wirken in Deutschland zu stärken, gründete Julius III. auf Wunsch Loyolas 1552 das Collegium germanicum zur Heranbildung deutscher Jünglinge zu Jesuiten oder Weltpriestern in deren Geiste. Der erste Deutsche dieses Ordens, Peter Canisius, von 1556—1569 Ordensprovinziale in Oberdeutschland und Österreich, warf seine Blicke auch auf das Elsaß. Im September 1551 besuchte er bereits Straßburg auf Einladung der dortigen Domherren. Nach brieflichen Unterhandlungen mit dem Bischof Erasmus wegen der Gründung eines Kollegiums in der Straßburger Diözese als Gegengewicht wider das protestantische Gymnasium weilte er anfangs 1558 einige Zeit in Zabern, wo über den Ort einer solchen Anstalt beraten wurde. Am 17. Januar 1558, also während des Interims, predigte er im Münster unter großen Zulauf. Der Anblick des

Gymnasiums weckte seinen Zorn. Er wußte, daß die Straßburger den Jesuiten, den „Teufelssöhnen", feindlich gesinnt waren. Er wiederum beschimpfte die Stadt als „Schlammgrube der Ketzerei", die dortigen Reformatoren als „Pestmenschen" und reimte boshaft Argentina: sentina (Unflat). Er besuchte auch Schlettstadt, Kolmar, Breisach und Rufach, wo er zu seinem Troste noch viele Katholiken antraf. Aus Geldmangel mußte der Plan einer neuen Anstalt aufgegeben werden, und von einem Jesuitenkollegium wollte Erasmus überhaupt nichts wissen. Canisius aber verfolgte aus der Ferne mißtrauisch die dortigen Verhältnisse. In päpstlichem Auftrag kam er im Juli 1567 wieder nach Zabern, um den greisen kränkelnden Bischof, doch ohne Erfolg zur Annahme eines Koadjutors zu bestimmen. Unter der Regierung des Erasmus blieb also das Straßburger Bistum den Jesuiten verschlossen.

Die glänzenden Fortschritte, welche die Jesuiten anderwärts in Deutschland erzielten, nachdem sie von Bayern aus den Feldzug gegen halb und ganz protestantische Gebiete eröffnet hatten, der mächtige Einfluß, den sie nicht nur über die Massen, sondern auch auf die geistlichen und weltlichen Fürsten und so auf den Gang der großen politischen Angelegenheiten gewannen, erweckte ihnen mit der Zeit auch im Kreise der katholischen Geistlichkeit Neid und Widerspruch. Vor allem aber mußte die protestantische Welt im Reiche mit Staunen und Schrecken den neuen Gegner wahrnehmen, der sie mit so unerhörten Mitteln und nie geahnten Erfolgen in ihrem eigensten Gebiete bedrohte. Denn in den siebziger Jahren war die Gegenreformation schon überall im vollen Gange. Die Protestanten mußten auch ihrerseits auf eine Abwehr und auf schärfere Angriffe bedacht sein, im politischen und in dem jetzt wieder anhebenden literarischen Kampfe.

Im Jahre 1563 eröffnete Martin Chemnitz durch eine heftige Streitschrift gegen die Jesuiten die endlose Reihe von Satiren, Schmähschriften und Hohngedichten auf den neuen Orden. Besonders von Seite der Calvinisten wurde in deutscher, lateinischer, niederländischer und französischer Sprache in Prosa und Versen, in Dialogen und satirischen Bildererklärungen, in gelehrten Abhandlungen wie in volkstümlichen Spottreimen auf die Jesuiten losgeschlagen. Das Äußerste, was je in deutscher Sprache an

rohen Ausdrücken und Erfindungen, an gemeinen Bildern und rücksichtsloser Verleumdung und Schmähsucht geleistet wurde, finden wir in diesen von maßlosem Ingrimm und blinder Wut erfüllten Streitschriften gegen die Jesuiten, die auch von katholischer Seite ab und zu mit gleicher Münze, nur mit weniger Geschick und Erfindungskraft erwidert wurden. In langjährigem Haß und Kampf verwilderte Geschmack und Sitte.

In den antijesuitischen Streitschriften und Dichtungen gilt es wie eine selbstverständliche Tatsache, daß die Jesuiten des Teufels Brut und Auswurf sind und daß der Papst bei der Taufe dieses „Satansgeschmeißes" zu Gevatter stand. Sie werden als Verräter und Verführer, als Götzendiener und Gotteslästerer, als des Papstes Jagdhunde und Teufelsbuben, als Monstra und Otterngezücht, Jebusiter und Jesubitter beschimpft. Ihr Name wird allgemein, lange vor Fischart, in Jesuwider umgewandelt und dies als Verdeutschung von Antichrist gedeutet. Als Esauiter, Suiter und Sauiter wurden sie mit der Sau in Beziehung gebracht. Ein Bild aus dem Jahr 1569 zeigt den Papst als Mutterschwein, wie er Jesuiten wirft. Man behauptete, daß sie ihre großen Erfolge der schwarzen Magie verdanken. Neue „erschreckliche" Zeitungen berichten von einzelnen Jesuiten, die Raub, Mord, Unzucht und Schandtaten aller Art verübt, sowie mit Hexen und dem Teufel einen innigen Bund geschlossen hätten. Auf sie werden Weissagungen der Apokalypse bezogen, von der Geschichte und Verfassung ihres Ordens abschreckende Zerrbilder entworfen.

Vieles davon finden wir bei Fischart wieder, der aus älteren verwandten Schriften Motive, Bilder und Schimpfwörter übernommen, in diesem Streit wiederholt seine Stimme erhoben und seine Schriftstellerei mit einer Polemik gegen die Jesuiten eröffnet hat.

2. Nacht Rab.

Auf dem heiß umstrittenen Boden seiner Heimat, in seiner Pfarrgemeinde, erwuchs Fischarten die erste Veranlassung, in die Reihen konfessioneller Polemiker mit einer Schmähdichtung einzutreten. Nach dem am 22. November 1568 erfolgten Tod des Straßburger Bischofs Erasmus von Limburg, einer milden Ge-

lehrtennatur, der um des lieben Friedens willen auf manche kirchliche und politische Rechte verzichtet, durch sein taktvolles Vorgehen sein Bistum für die Zukunft gesichert hatte und mit Straßburg dauernd in guten Beziehungen stand, fehlte es in der fast ganz protestantischen Stadt nicht an Versuchen, das zum Teil der neuen Lehre zugeneigte Domkapitel zur Wahl eines protestantisch gesinnten Bischofs zu bestimmen. Am eifrigsten und mit Umtrieben aller Art wirkte in diesem Sinne der Vorstand des Kirchenkonventes Johannes Marbach. An dem für die Neuwahl angesetzten Tage, am 26. Jänner 1569, hielt er im Münster vor einer großen Menge und den wahlberechtigten Domherren eine leidenschaftliche Predigt über den Bischofsstand, über dessen Ursprung und Wesen, über die wichtigsten Eigenschaften, die ein Bischof im allgemeinen und bei den schwierigen Verhältnissen ein Straßburger Bischof im besonderen besitzen müsse, sowie über die Pflichten der Domherrn bei der Wahl. Marbachs Anstrengungen waren vergeblich. Gewählt wurde der Straßburger und Kölner Domherr Graf Johann IV. von Manderscheid-Blankenheim, — von ganz andrer Art wie sein Vorgänger, — ein schroffer, zielbewußter, herrschsüchtiger Mann.

Als nun Marbach seine Predigt im Herbste desselben Jahres mit persönlichen Angriffen auf den neuen Bischof und dessen Wähler veröffentlichte und diese Schrift unter die Straßburger Bevölkerung verteilen ließ, verfaßte Johann Jakob Rabe gegen sie binnen drei Wochen die erst zu Beginn des Jahres 1570 in Köln gedruckte „Christliche bescheidne vnd wolgegründete ablähnung der vermeindten Bischoffs Predigt". Mit ansehnlicher Belesenheit und theologischer Gelehrsamkeit antwortet hier Rabe auf die Predigt Marbachs, zeigt seinerseits, wie ein katholischer Bischof sein Amt verwalten müsse, verteidigt insbesondere die weltliche Herrschaft und den Zölibat der Kirchenfürsten, sowie den Straßburger Wahlvorgang, tadelt die Unbildung, Verschwendungssucht und liederliche Lebensweise vieler protestantischer Prediger und fordert zum Schlusse den neugewählten Bischof auf, die gelockerte Kirchenzucht im Elsaß auf Grund der Tridentiner Konzilsbeschlüsse tatkräftig zu heben, wobei er mit rühmenden Worten auf die bewährte und erfolgreiche Tätigkeit der Jesuiten hinweist,

Ist diese Schrift auch in einem verhältnismäßig ruhigen Ton gehalten, so mußte sie dennoch in Anbetracht des behandelten Gegenstandes und der Person des Verfassers die Straßburger Protestanten empfindlich herausfordern. Feierte sie doch den streitbaren Bischof, der gleich bei seinem Amtsantritt die Bürgerschaft verletzt hatte, indem er sich weigerte, was vordem üblich war, die Rechte der Stadt zu beschwören. Verwies sie doch auf die gefürchteten Gegner, die Jesuiten, die Johann von Manderscheid, nachdem er 1573 den Eid auf das Tridentinum geleistet hatte, einige Jahre darnach als das letzte Rettungsmittel ins Land berufen sollte. Rührte sie doch von einem Konvertiten her, der ein Straßburger war, der Sohn des Münsterpfarrers Ludwig Rabus, und daher mit seinen heftigen Angriffen auf Marbach seine Landsleute und ehemaligen Religionsgenossen um so stärker erbittern mußte. Gegen sein „schandlich laster- und schmachbüchlin" richteten im Mai 1570 Marbach, Flinner und Keßler im Namen des Kirchenkonventes eine Beschwerde an den Rat, weil es nicht nur die Obrigkeit angreife, sondern auch den Religionsfrieden störe, mit dem Ersuchen, der Rat möge das Buch vernichten lassen, den Vertrieb verbieten und die Straßburger Abgeordneten beauftragen beim nächsten Reichstag gegen diese Schrift Stellung zu nehmen. Der Rat aber traf in dieser Sache keine Entscheidung.

Im selben Jahre wandte sich gegen Rab auch „ein rechtes Straßburger Kind", das sich aber in der Gefolgschaft Marbachs befand. Als „junger Mann" trat Fischart auf den literarischeen Kampfplatz mit seinem Erstlingswerke: „Nacht Rab oder Nebelkräh. Von dem vberauß Jesuwidrischen Geistlosen schreiben vnd leben des Hans Jacobs ... Rab. Darinnen darneben von der Jesuwider Nachtrabischem wesen vnd stand, jhren schlimmen Räncken ... auch von jhrem saubern Ordens ankunfft gehandelt wird" ... 1570.

Den Namen seines Gegners benützend, kleidet Fischart die Polemik in eine auch im Titelbild illustrierte Fabel ein. Die Raubvögel, an ihrer Spitze der Adler, treten zusammen, um über den Raben Gericht zu halten, der ähnlich dem Raben bei Äsop aus Eitelkeit seinen Käse fallen ließ, nämlich seine Schrift gegen Marbach. Doch diese Einkleidung wird gleich nach den ersten

Versen völlig aufgegeben. Der Gegner wird nun auch dem aus Noa's Arche entlassenen Raben verglichen, der seiner Heimat vergessend in der Fremde verblieben sei, weil er dort Nahrung genug gefunden habe. Ebenso habe auch Rabus seine Herkunft verleugnet und sei aus Eigennutz Katholik geworden. Wie denn Wortspiele mit dem Namen des Gegners durch's ganze Reimwerk immer wiederkehren. Doch erst auf den letzten Blättern kommt Fischart ganz kurz auf das Bild vom Vogeltribunal zurück, indem er die Richter ermahnt, sie möchten den Krähen, Dohlen, Eulen und ähnlichen Nachtvögeln vornehmlich aber diesem gelbschnäbligen Raben unter scharfen Drohungen gebieten, fortan „das Maul zu halten".

Fischart hatte gar nicht die Absicht, die Ausführungen Rabes systematisch zu widerlegen. Er sagt selbst, daß er auf den „eitel vnnütz Rabengesang" nicht Stück für Stück antworten wolle. So greift er nur einige ihm besonders ärgerlichen Behauptungen Rabes heraus, zitiert sie (oft wörtlich mit Seiten- und Zeilenangaben) und sucht sie im einzelnen zu widerlegen. Zunächst und besonders langatmig bekämpft er mit den bekannten Waffen der Zeit den Zölibat, ferner die weltliche Herrschaft, die großen Einkünfte und das üppige Auftreten der Kirchenfürsten, die Institution des Papsttums, verteidigt eifrig gegen die Angriffe Rabes die Wahl der Priester durch Laien, die Lebensführung der evangelischen Prediger und das auf dem Worte der Schrift begründete Augsburger Bekenntnis. An Marbachs Seite tritt Fischart auch, indem er in Übereinstimmung mit dessen Schrift De miraculis veris et falsis dijudicandis ex verbo Dei in einem kurzen Auslauf (V. 2598 ff.) die nichtbiblischen Wunder leugnet. Doch nennt er nirgends Marbachs Namen, weil er sich wahrscheinlich scheute, den geachteten Mann in die Polemik hineinzuzerren.

Ab und zu spickt Fischart seine Erörterungen mit derb-sarkastischem Humor. Rabe hatte unter anderen (Bl. 56) die Ansicht ausgesprochen: „obschon vnsere Pfaffen nicht allwegen glaßrein vnd lauter im leben sein, so behalten sie doch daneben die heiligkeit der salbung." Es sei zu wünschen „Das sich vnsere Seelsorger etwas geschickter hielten, denn sie leider thun ... Nichtsdestoweniger weil ein solcher Pfaff geordiniert vnd geweihet worden ist, so schadt jhnen hierin das eusserliche leben gar nichts". Durch

diese Worte zum Spott gereizt, meint Fischart, da seien die evangelischen Prediger freilich böse daran. V. 1975.

> sie sind nicht geschmaltzen,
> Geölt, geschmieret und gesaltzen.
> So seh ich wol, das schmeer und öl
> Ein zu eim Pfaffen mach und wehl',
> Vnd daß derselb beruffen ist,
> Der mit dem schmaitz ist sehr verwüst.
> O Petre, so magst dich verkriechen,
> Dieweil du nicht nach schmaltz thust riechen.
> Wie hast dich auch nicht können schicken,
> Daß dich ein wenig ließest spicken?
> So hätten denn diese ölgötzen
> Dich dörffen noch viel höher schätzen.

So schnüffle auch Rab jeden an, ob er nicht Speck bei sich habe, der ihm in die Küche dienen könne. Ja, die Ölung löse von allen Sünden und selbst das Fegefeuer könne die geölten Platten nicht versehren.

Fischart wirft seinem Gegner, den er zuweilen mit Rabi anspricht, die Plumpheit und Unredlichkeit seiner Polemik vor, daß er Aussprüche der heiligen Schrift und der Kirchenväter verdrehe, daß ihm die päpstlichen Entscheidungen höher stehen als Gottes Wort. Er weist ihm an Beispielen ein mangelndes Verständnis des Griechischen nach. Das ist begreiflich, weil der Unterricht an den Jesuitenschulen zwar vom Humanismus ausging, aber das Lateinische bevorzugte.

Rabes Leben ist nur in den allgemeinen Zügen bekannt. Johann Jakob ist um 1545 in Straßburg geboren, besuchte das dortige Gymnasium bis zur Übersiedelung seines Vaters Ludwig nach Ulm (1553) und studierte Theologie in Tübingen und Wittenberg, wo er promoviert wurde. Schriften von Eck, Staphylus und Canisius wirkten mächtig auf ihn ein. Nach einer Besprechung mit Canisius studierte er am Jesuitenkollegium zu Dillingen, wo er am 30. November 1565 in die katholische Kirche aufgenommen wurde. Hierauf besuchte er das Collegium germanicum in Rom und die Jesuitenkollegien zu Mainz und Köln. Hier empfing er 1571 die Priesterweihe. Herzog Albrecht von Bayern ernannte ihn alsbald zum Hofprediger in München und Kanonikus zu Moos-

burg, 1581 wurde er Stadtpfarrer und Kanonikus zu St. Jakob in Straubingen. Dort dürfte er zwischen 1584 und 1587 gestorben sein. Er war ein fruchtbarer, schlagfertiger, von seiner Partei mit Recht geschätzter und darum oft vorgeschobener Polemiker.

Fischart entwirft an verstreuten Stellen seiner Dichtung eine sehr abfällige Schilderung von Rabes Lebenslauf. Darnach habe dieser schon in Tübingen ein liederliches Leben geführt, sei dann vom Vater in harte Zucht genommen worden und darum aus dem Elternhause entflohen. Zu Rom habe er solche Unzucht getrieben, daß er häßlich geworden sei. Wiederholt habe er sich unter Reiter und Kriegsleute gemengt, sich als Adligen ausgegeben, wacker geschlemmt und den Wirt um die Zeche geprellt. Wiederholt sei er geprügelt, beim Einzug des Herzogs Alba in Köln beinahe erschlagen worden, weil man ihn für einen Verräter hielt. In Mastricht habe er Geflügel, in Koblenz und Löwen Pferde geraubt. Weitere schmutzige Geschichten werden nur angedeutet. Diese Angaben hat Fischart zweifellos mündlichem Klatsch entnommen. Sagt er doch (V. 3686), daß ihm noch in den letzten Tagen neue Schandtaten hinterbracht worden seien. Übelbeleumundet war Rabe allerdings auch später, aber an der Wahrheit dieser Gerüchte kann gezweifelt werden. Kein unverdächtiger Zeuge bestätigt sie und Rabe selbst hat sich in seinen Schriften gegen die über ihn verbreiteten Verleumdungen in glaubwürdiger Weise verteidigt. Fischarts Beschreibung der äußeren Erscheinung seines gleichalterigen Landsmannes ist durchaus ein Zerrbild.

Dein eingebissen neidig maul
Und stinckecht wie ein Ackergaul,
Dein eingefallen Böckisch backen,
So hart, gleich wie ein Kiselwacken,
Dein augen gar tieff in der stirn,
Welches dann anzeigt kein redlich hirn,
Dein spitzig kinn ohn allen bart — — —,
Deßgleichen auch ein Rappennaß,
Gantz dölpisch strack in gleicher maß,
Welchs dein unverschampt maul bedeut.
Dein rachgir vnd groß greuligkeit;
Deßgleichen dein trutziger plick,
Als hets im sinn ein bubenstück,
Dein krumme finger, böß geberden: --

Irrtum oder Absicht ist es, wenn Fischart die ganze Dichtung hindurch seinen Gegner als einen Jesuiten bezeichnet. Rabe war allerdings Jesuitenzögling, doch nicht Mitglied dieses Ordens. Fischart kommt von den „jesuwidrischen“ theologischen Lehrmeinungen und Handlungen Rabes wiederholt auf den Jesuitenorden zu sprechen und unterbricht so den Gang der polemischen Darlegungen durch einen dritten Gegenstand, der aber allmählich zur Hauptsache wird. Nach einigen satirischen Anläufen über die allgemeine Unbeliebtheit des Ordens wird das letzte Drittel des Nachtrab, wie es schon der Nebentitel besagt, vollends zu einer Schmähschrift auf die Jesuiten. Fischart versichert hierbei, daß er nichts erfinden, sondern nur berichten wolle: „wie selber sie die sach beschreiben.“ Als Quellen nennt er die Epistolae indicae et japanicae der Gesellschaft Jesu, denen er seine Nachrichten über die Erfolge und Wunder der Jesuiten entnimmt, bei dieser Gelegenheit den heiligen Franz Xaver mit den unflätigsten Witzen überschüttend und den Commentarius brevis rerum in orbe gestarum (1568) von Surius.

Der Kölner Kartäuser Laurenz Surius berichtet in seiner Geschichte der Zeitereignisse von 1500—1567 zum Jahre 1540 über die Entstehung des Jesuitenordens. Dieser Quelle genau, oft wörtlich folgend, entwirft nun Fischart (V. 2705 ff.) eine ins Lächerliche und Verächtliche verzerrte Schilderung vom Leben und Wirken des heiligen Ignaz Loyola, sowie von der Errichtung und Ausbreitung des neuen Ordens. Alle Einzelheiten von seinem Gesichtspunkt aus satirisch färbend und boshaft ausschmückend, unterbricht er die Erzählung immer wieder mit höhnischen Bemerkungen und polemischen Ausfüllen, versieht sie mit all den Fabeln und Anekdoten, den Verdrehungen und Erfindungen, die damals in protestantischen Kreisen allmählich aufgekommen waren, und verwendet schon hier Motive und Schimpfwörter, die später im Jesuitenhütlein in gesteigertem Maße wiederkehren sollen. Unter anderem spricht er die Vermutung aus (V. 2850 ff.), der Ordensstifter sei bei seiner Verwundung entmannt und darum Geistlicher worden. Weil von einem Landsknecht gestiftet, darum seien diese schwarzen Reiter, noch heute Kriegsleute, die überall zu Unruhen und Blutvergießen anreizen. Bos-

haft weist er darauf hin, daß die Jesuiten ihre Wunder nach dem fernen Indien verlegen, wo ihnen niemand auf die Finger sehen könne. Wer ihren durchaus nicht auf Gottes Wort begründeten Ursprung betrachte, der werde sich ihrer leicht entschlagen können. Zum Schlusse versichert der Dichter, wie er hier den Jesuiten die Schellen gerührt und die Pritschen geschlagen habe, so werde er noch einmal „Solchs besser machen und erholen."

Der Nachtrab ist als Jugendwerk deutlich erkennbar. Die poetische Sprache ist noch ungelenk, in leeren Füllseln und erzwungenen Wendungen zeigt sich die Reimnot. In den langatmigen, mit Behagen ausgeführten theologischen und philologischen Exkursen, den trockenen Aufzählungen von Namen und Büchertiteln prunkt der junge Schriftsteller ersichtlich mit dem eben erst erworbenen Schulwissen. Die Polemik ist in Abwehr und Angriff noch verhältnismäßig matt, die Darstellung ungeordnet und im allgemeinen trotz einzelner wirkungsvoller Stellen von unzureichender Kraft.

Der Nachtrab hat auch offenbar nur eine geringe Nachwirkung ausgeübt und keine sonderliche Verbreitung gefunden. Der Hauptbeteiligte selbst, Rabe, bekümmerte sich nur wenig um ihn. Obwohl Fischart (V. 1424 ff.) Rabe ausdrücklich auffordert, auf seine Fragen Bescheid zu tun und seine Einwendungen zu widerlegen, so hat dieser doch keine Entgegnung geschrieben, sondern nur in seiner wiederum gegen Marbach gerichteten Schrift „Geistlicher und wohlbegründeter Gegenbericht von Mirakeln" 1575 mit einigen kräftigen Worten den Gegner abgefertigt. In der Meinung, daß der anonym erschienene Nachtrab auch von Marbach herrühre, sagt er in der Vorrede:

„Derowegen er (Marbach) mir davon biß anher nit allein mit groben schand- und landlügen, mit blinden nachtraben, mit vil falschen erdichten und mißhandlungen und anderen niemals der gestalt, wie er fürgibt, geschehnen sachen aufs aller neydigst und hefftigst begegnet ist, sonder auch sonsten zu Straßburg ... wider mein person gehandlet hat. So erkenne ich mich von rechts wegen schuldig, daß ich jhme ... sein erdichte lumpenschriften erlege, sein lugenmarkt zu grund richte, mein unschuld verthädige."

Ein Jahrzehnt später hat Frisius in der von ihm (1583) besorgen erweiterten Ausgabe der Gesnerschen Bibliotheca Nycticorax als die Dichtung eines eruditi et in poesi feliciter versati Verfassers mit kurzer Inhaltsangabe erwähnt. Fischart selbst hat im Bienenkorb (1579) den Nachtrab ausdrücklich als sein Werk bezeichnet und auf dessen Ausführungen wiederholt verwiesen. Seinen Gegner selbst erwähnt er nur noch flüchtig im Dominici Leben, um ihm dann dauernd den Rücken zu kehren. Der literarische Zweikampf zwischen Fischart und Rabe war mit dem ersten Waffengange zu Ende.

3. Johannes Nas und „Der Barfüßer Secten und Kuttenstreit."

Zur gleichen Zeit aber erwuchs Fischarten ein zweiter, zäherer und gefährlicherer Gegner, der ihn während vieler Jahre in Atem halten, zu mehreren polemischen Dichtungen und zahllosen literarischen Ausfällen verleiten sollte, auch ein Konvertit, Johannes Nas, einer der fruchtbarsten und unerschrockensten literarischen Vorkämpfer der Gegenreformation.

Zu Eltmann bei Würzburg 1534 geboren, zog Nas als Schneidergeselle durch verschiedene Städte Bayerns und wurde in Nürnberg der neuen Lehre Luthers zugetan. Nachdem er jedoch in München eine innere Umwandlung durchgemacht hatte, trat er daselbst 1552 in den Franziskaner-Orden ein. Durch emsiges Selbstudium erwarb er sich die erforderliche klassische Bildung und widmete sich seit 1559 den theologischen Studien an der Universität Ingolstadt, woselbst er auch als Konventprediger und dann als Guardian des Franziskanerklosters bis zum Jahre 1571 verblieb. Zu Ingolstadt, dem damaligen geistigen Mittelpunkt der katholischen Polemiker Süddeutschlands, fand er an Canisius, sowie an den Konvertiten Staphylus, Eisengrein und Kaspar Franck tüchtige Lehrer und für seine schriftstellerische Tätigkeit anregende Vorbilder, deren er noch spät in Dankbarkeit gedenkt. Im Frühling 1571 reiste er in Ordensangelegenheiten nach Rom und wurde daselbst mit Auszeichnung aufgenommen, weil der Ruf seiner erfolgreichen Predigten und Streitschriften bereits

zu Pius V. gedrungen war. Im Sommer 1571 wurde er Domprediger in Brixen, nebenbei von 1573—1575 Hofprediger in Innsbruck. Hier erlitt er von Seite der Jesuiten, die früher diese Stelle versehen hatten und ihm die Gunst des Erzherzogs Ferdinand neideten, Anfeindungen, deren er sich mit Tatkraft und schließlichem Erfolge zu erwehren verstand. Dieser Zwischenfall begegnete seltsamerweise dem Manne, den die Gegner kurzweg als Jesuiten zu bezeichnen pflegten. Inzwischen predigte er auf häufigen Reisen auch in Bayern, Oberösterreich, Kärnten und den entlegensten Tälern Tirols, überall auf die Reinerhaltung der Sitten und Verbesserung des Unterrichts dringend und die auftauchenden Spuren lutherischer Gesinnung niederdrückend. Er wurde 1578 Kommissär aller im Gebiet des Erzherzogs Ferdinand liegenden Franziskanerklöster, 1580 Suffragan und Weihbischof von Brixen und verblieb hier bis zu seinem 1590 in Innsbruck erfolgten Tode.

Neben seiner vielseitigen, anstrengenden Berufstätigkeit fand Nas noch die Zeit, zahlreiche Predigtsammlungen und eine große Reihe polemischer Werke zu veröffentlichen. Auf protestantische Herausforderungen überaus scharf erwidernd, veranlaßte er seinerseits neue gereizte Entgegnungen, so daß eine ganze Kette von Angriff und Abwehr in wachsender Leidenschaft und Gehässigkeit folgte. Zwei Jahrzehnte hindurch stand Nas so recht im Mittelpunkt der konfessionellen Polemik seiner Zeit wurde von zahlreichen Gegnern literarisch bekämpft und verhöhnt, ja, wie er versichert, persönlich verfolgt und mit dem Tode bedroht. Die nächste Veranlassung zu seinem Auftreten boten ihm die 1562 erschienenen „Hundert auserwelte grosse ... Papistische Lügen“ von Hieronymus Rauscher. Der Neuburger Hofprediger hatte hier aus allerlei mittelalterlichen Büchern verschiedene Marienlegenden und Wundergeschichten von Heiligen, Mönchen und Teufeln zusammengetragen mit lügenhaften Übertreibungen, mit rationalistischen Erläuterungen und boshaften Randbemerkungen versehen und diese zum großen Teil unsinnigen Geschichten als Zeugnisse für die Verlogenheit, Unkeuschheit und Völlerei der katholischen Geistlichkeit hingestellt. Daß er hierbei den Stifter des Franziskanerordens in der rohesten Weise und mit parodistischer Verspottung der Franciskus-

Legende beschimpfte, mußte Nas ganz besonders erbittern. So erwiderte er ihm mit gleicher Münze in dem „Antipapistischen eins vnd hundert" (Ingolstadt 1565), wo er 101 evangelische Wahrheiten, d. h. protestantische Lehrmeinungen zusammenstellt, um sie mit theologischer Gelehrsamkeit oder mit derb-komischen Hohnreden zurückzuweisen. Da er sich hier nicht nur gegen Rauscher wendet, sondern überhaupt gegen „die vnzölichen Lesterbuchlein, Pasquillen, und Rumorsgeschrifften", der Protestanten, so zog er sich schon mit seiner ersten Schrift das ganze „lutherische Geschwirm" auf den Hals. Mit dem Nebentitel Primae Chyliadis centuria prima deutet Nas an, daß dieses Geplänkel seine ernstere Fortsetzung finden solle. In der Tat rückte er alsbald mit schwererem Geschütz heran.

Zunächst folgte: „Secunda Centuria, das ist, das andere Hundert der Evangelischen warheit", 1567, hauptsächlich gegen die von Aurifaber 1566 besorgte Ausgabe der Tischreden Luthers gerichtet. Ferner die „Tertia Centuria, das ist das dritte Hundert der gedoppelten Euangelischen warheit", 1568, die veranlaßt wurde durch die „Erinnerungen" von Doktor Jakob Andreä (Schmiedlein). Diesen tätigen Lutheraner, der mit dem Hintergedanken, eine Art lutherischer Papst zu werden, unablässig bemüht war, die verschiedenen protestantischen Sekten auf Grund des Augsburger Bekenntnisses zu einigen, hat Nas viele Jahre hindurch hartnäckigst bekämpft. Gegen Andreäs Behauptungen stellt Nas zunächst hundert Stellen aus Luthers Bibel zusammen, die seiner Meinung nach falsch übersetzt sind und fügt 100 „Unwahrheiten" aus Luthers eigenen Schriften hinzu. Gewissermaßen als Erholung nach diesen gelehrten theologischen Auseinandersetzungen bietet Nas in der gleichzeitig erschienenen „Quarta Centuria, das ist das vierdt hundert der vierfach Euangelischen warheit" „allerlei mucken, schnacken und gaukelwerk's" und stellt vorwiegend gegen Johann Friedrich Cölestins Pantheum sive Anatomia Papatus (1568) polemisierend 50 Artikel zusammen, worin die Protestanten mit den Ketzern der ersten christlichen Jahrhunderte und des Mittelalters übereinstimmen und läßt 100 Kapitel mit je vier lutherischen Irrtümern folgen.

Das äußerste an rücksichtsloser Schmähsucht leistet die (eben-

falls mit satirischen Lutherbildnissen versehene) „Quinta Centuria ... darinn mit fleiß beschriben wirdt, der gantz handel, anfang, lebens vnd todts ... Martin Luthers“ 1570. Wieder in 100 Kapiteln reiht hier Nas Aussprüche aus protestantischen Autoren, zumeist aus Cyriak Spangenbergs panegyrischen „zehn Predigten von Sant Luther“ aneinander, ändert sie in seinem Sinn um und gibt so eine ganze Legend oder „Lugend“ des Reformators. Die Verhimmelungen von Luthers Verehrern, seine angeblichen Wundertaten und lebhaften Beziehungen zum Teufel waren leicht zu verspotten, aber Nas geht darüber hinaus, beschimpft und verflucht seinen Gegner, verunglimpft das Andenken seiner Frau und seiner Mutter, beschreibt in der unflätigsten Weise seinen Tod und gibt eine travestierende Schilderung der Begräbnisfeierlichkeiten, die mit dem boshaften Wunsche Requiescat in pice ausklingt. Gleichzeitig verfaßte Nas den gegen Lucas Osiander gerichteten Sextae Centuriae Prodromus, der aber trotz der Ankündigung von Fortsetzungen den Beschluß der Centurienreihe bildet.

Nas war eine durchaus streitbare Natur von urwüchsiger Kraft. Wie er im Leben manchen persönlichen Strauß durchzufechten hatte, so merkt man seinen Schriften, obwohl er wiederholt versichert, er sei des Streites müde und schreibe nur notgedrungen zur Abwehr der gegnerischen Lügen, deutlich die Freude an, mit der er mitten im literarischen Kampfe steht und nach allen Seiten Hiebe austeilt und pariert. Seine literarische Begabung zeigt sich, auch in den Reimdichtungen am stärksten auf dem Gebiete der Satire, wo ihn schneidende Schärfe und Reichtum an Erfindung, auszeichnen. Von seinen wirkungsvollen Predigten ging der lebhafte eindringliche Ton auch in seine Schriften über. Mit einer an Lessing gemahnenden Lebendigkeit der Polemik rückte er seinen Gegnern ganz persönlich mit Fragen, höhnischen Koseworten, ironischen Aufforderungen, doch auch mit Schimpfwörtern und Drohungen an den Leib.

Wirksam wird seine Satire auch dadurch, daß er dem Gegner in der von diesem gewählten Form antwortet, sei es eine Abhandlung, eine größere Reimdichtung, eine Allegorie oder ein Bildergedicht. Auch im Tone ahmt er die Gegner nach. Er erwidert

„dem Toren nach seiner Narrheit", er verwendet Scheltworte und grobe Possen, die auf dem Miste der Gegner gewachsen sind. Er hat die ausgesprochene Absicht, ebenso grob, ungeschlacht und rücksichtlos zu schreiben, wie die protestantischen Polemiker, was ihm vollauf gelang. Er verdreht die Namen seiner Gegner zu deren Verhöhnung. Luther nennt er nur Loder oder Bestia martis Lutra, Heßhus wird zum Hetzhund, Spangenberg zu Spanndenlügenberg, der Sammler von Luthers Tischreden zum Aurifabel, die Prädikanten zu Prächtigkautzen, die Evangelischen zu Ewighöllischen, Lucas Osiander zum Hosenluchs, Hosendoktor, Hosenanderlein, Hosenlauer, Hoscha Luchs usw., Wortspiele, die zu der Annahme berechtigen, Fischart habe diesem Polemiker, den er am Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit kennen lernte, manches im Stile abgesehen, zumal er auch in der Anwendung verwandter Redensarten und Beispiele, sowie gelegentlicher Reimprosa mit Nas übereinstimmt.

Nas ist kein ungefährlicher Kämpe. In den Schriften seiner Gegner, auch in denen der älteren Reformatoren bewandert, als Theologe ein gewiegter Fachmann, kann er sich einen ziemlich überlegenen Ton erlauben. Jeden Augenblick stehen ihm die triftigsten Gegengründe, Beweise und Belege zu Dutzenden und mehr zur Verfügung. Als fruchtbarer, rascher Arbeiter ist er jederzeit zum Gegenschlage gerüstet. Auch in den klassischen Autoren und in der deutschen Dichtung seiner Zeit ist Nas belesen, doch bei aller Gelehrsamkeit ein durchaus volkstümlicher, gut deutsch gesinnter Schriftsteller, der seine Darstellung möglichst allgemein verständlich und ergötzlich ausgestaltet, der seine vielfach ernsten und erbaulichen Ausführungen mit komischen (auch anstößigen) Schwänken, mit Sprüchen und Versen, mit derben Randbemerkungen und Holzschnitten versieht. Seine Verse sind allerdings nicht sonderlich glatt und wohllautend. Sie zeigen starke Wortverkürzungen, unreine und tonlose Reime. Aber seine mundartlich gefärbte Prosasprache ist anschaulich, gewandt, bildkräftig, warmblütig, belebt durch treffende Sprichwörter und packende Redensarten.

Die Centurien von Nas, welche die Lehren und Sitten der Reformatoren in so grellen Farben schilderten, die nach allen Seiten die schärfsten Pfeile abschossen, die außerdem die weiteste

Verbreitung fanden und in mehreren Auflagen rasch hintereinander vergriffen wurden, mußten natürlich von allen Seiten die heftigsten Entgegnungen erfahren. Die erste Centurie insbesondere wurde bekämpft unter anderem von Spangenberg in seiner Prefaz zu den Lutherpredigten, von Heßhus in der „Danksagung". Gegen die zweite schrieb Osiander eine „Ableugnung", gegen die beiden ersten Centurien veröffentlichte Nigrinus zwei „Widerlegungen." Die vierte und fünfte Centurie aber haben Fischart zu seinen zwei satirischen Jugenddichtungen „Der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit" und „S. Dominici Leben" veranlaßt.

Zu den empfindlichsten Hieben, die Nas seinen Gegnern versetzte, gehört der Vorwurf, dessen Berechtigung sie selbst gut einsahen und bitter genug beklagten, der Vorwurf ihrer eigenen Uneinigkeit unter sich, der Zersplitterung in die verschiedensten Lehrmeinungen und einander hartnäckigst befeindenden Parteien. Durch alle Centurien hindurch hat Nas in den mannigfaltigsten Allegorien den Neuerern das Scheitern ihrer Einigungsversuche mit ersichtlicher Schadenfreude unter die Nase gerieben. In der ersten Centurie schildert er den lutherischen Bettlermantel, wie er aus den verschiedenfarbigen Flicken der einzelnen Sekten zusammengesetzt ist. In der dritten und vierten Centurie macht er sich lustig über der Prädikanten kirchliche Gebräuche, Feste, Zeremonien und Amtstrachten, die überall anders gehalten werden, nicht nach dem Gebote Gottes oder der gemeinsamen Kirche, sondern je nach der Willkür und wechselnder Laune irgendeines Landesherren oder Predigers. In der vierten Centurie bringt er ein satirisches Bild Anatomia Lutheri, das dann in der fünften Centurie wiederholt und erläutert wird und außerdem noch ein besonderes Folioblatt, eine Anatomia Lutheranismi in Bild und Versen. Gereizt durch die gegnerischen Spottreden über die Zerwürfnisse und Spaltungen der Mönchsorden holt hier Nas zu einem vollen Schlage aus.

Das Bild zeigt Luther nackt auf einem Seziertische liegen. Ringsum stehen die hervorragendsten (mit leidlicher Porträtähnlichkeit gezeichneten) Reformatoren, an dem Körper des Liegenden zerrend und schneidend. Das erläuternde Gedicht ist in Anlage und Durchführung deutlich von Hans Sachs (den ja

Nas in seinen Schriften öfters erwähnt) beeinflußt. Es beginnt mit einem Erlebnis und geht in eine Traumschilderung über. Der Dichter erzählt, er sei einmal als Bettelmönch durch die Pfalz gezogen und daselbst von den evangelischen Bewohnern beschimpft und unbarmherzig abgewiesen worden — Erlebnisse, die ihm in Wirklichkeit wiederholt begegnet sind —, endlich habe er in einem Bauernhof Herberge gefunden und sei ermüdet eingeschlafen. Im Traume fühlte er sich in eine Kirche vor Wittenberg entrückt. Hier erschien ihm eine alte Frau, „die katholische Kirche“, und zeigte ihm nun das auf dem Bilde dargestellte „greuliche, häßliche“ Schauspiel, wie die zwiespältigen Nachfolger Luthers dem Reformator zusetzen:

Die hacken, stechen, segen, reyssen,
Rauffen, sauffen, küssen, beyssen,
Sieden, braten, fressen, spilen,
Ein yeder nach seim aignen willen.

Das Gebaren dieser Männer mit dem toten Reformator sei ein Sinnbild des heillosen zerspaltenen und zerrissenen Luthertums.

Calvinus ihm das Herz absticht,
    Darzu Melanchton wenig spricht,
Dann er auch ist Calvinisch worn,
    Und thets dem Schmidlein noch so zorn.
Der Zwingel haut ihm ab ein arm,
    So worgt ihn Viret mit eim garn,
Daraus er hat gemacht ein strick.
    Des gibt jhm Eberlein ein blick.
Und weil es kann nit anderst seyn
    Er und der Schmid segen entzwey
Des Luthers losen madensack — — —
    Spangberg, der Lugenbartet man
Vor lieb beißt ihm die zähen ab,
    Sonst möcht er worden sein schabab.
Sarcerius fordert sein blut:
    Trinkt all daraus, habt gutten mut!
Delirans Flack thut hinden schmecken — —
    Gallus, der schillet Hanne man
    Das best tregt auf eim Küß darvon — —
Hosanders und des Luthers Sün
    Jr Leben selbst verspilen thun,

Scelestus und der Hosenluchs
Zur Kuchen schmecken, erben fluchs.
Zuletzt da kompt ein Göckelmann,
Jonn Aurifaber ist sein Nam,
Schleufft undern Tisch nach brösenlein,
Fült ein korb voll solcher stücklein
Und nennt sie Tischred außerkorn.

Die Frau fährt fort, dieses „Affenwerk“ der Neuerung zu verdammen und ermahnt den Dichter, treu bei der katholischen Kirche auszuharren,

Die ist die rechte säul der warheit,
Die gemeynschaft hat der heiligkeit
Von nun an biß in ewigkeit!

Eine unmittelbare Antwort auf dieses im Jahre 1570 veröffentlichte Bildergedicht ist Fischarts zweite (diese Beziehungen schon im Titel ausdrückende) Dichtung: „Der Barfüßer Secten vnd Kuttenstreit. Sihe wie der arm Sanct Franciscus vnnd sein Regel oder Euangelium, Von seinen eigenen Rottgesellen ... gemartert, zerrissen ... vnd zuschanden gemacht würt. ... Dem F. J. N. vnd seiner Anatomy zu lieb gestellt, durch J. F. M. G.“

Fischart setzt einen Wahlspruch aus Salomo an die Spitze: „Es wird einem vergolten, darnach sein mund geredt hat“ ... und stellt in Bild und Versen Nasus unbarmherzig bloß, nachdem er schon im Nachtrab (V. 977 ff.) seinen Gegner als Schneiderknecht verspottet hatte, der nun die Nadel mit der so behende und leichtfertig geführten Feder vertauscht habe. Fischarts „Gemälpoesie“ gibt die Erläuterung zu einem von Tobias Stimmer gezeichneten, von Fischart in Assisi nach dem Muster des Nasschen Bildes entworfenen Holzschnitte. Das Bild stellt dar, wie der auf dem Boden ausgestreckte heilige Franziskus von seinen untereinander uneinigen Ordensbrüdern zerzerrt, beraubt und verstümmelt wird. Auch Einzelheiten der Zeichnung bieten Übereinstimmungen mit dem Nasschen Bilde. In der gleichen Lage wie dort Gallus, befindet sich hier Nasus selbst, indem er auf einem großen Buche, wie auf einem Kissen den „Angstschweiß und Geruch“ des heiligen Franziskus einherträgt. Wie die Zeichnung,

so schließen sich auch der Titel und die erläuternden Verse an die zu bekämpfende Nassche Satire an. Fischarts Dichtung beginnt ebenfalls mit einem Erlebnis und kleidet die Allegorie auch in einen Traum, worin ein Begleiter dem Dichter die verschiedenen Personen des (dort wie hier in eine Kirche verlegten) Traumbildes und deren Treiben auslegt. Nur erweiterte Fischart seiner Art gemäß die Einzelheiten bedeutend.

Es war ein guter Einfall Fischarts, gerade die Streitigkeiten der Franziskaner (oder Barfüßer, wie er sie nach dem Gebrauche der Zeit nannte) sich zum Stoffe zu erwählen. Nicht nur weil er dadurch den Franziskaner Nas persönlich am empfindlichsten treffen konnte, sondern auch deshalb, weil gerade innerhalb dieses Ordens die meisten, unerquicklichen und zum Teil recht äußerlichen und kleinlichen Spaltungen stattgefunden hatten. Der vom heilgen Franz von Assisi 1209 gestiftete (1223 durch Papst Honorius III. bestätigte) Franziskanerorden hatte bald nach dem Tode des Stifters arge innere Krisen durchzumachen. Die überaus strenge Ordensregel war die nächste Ursache, daß in den bald sehr zahlreichen und weit verbreiteten Klöstern teils Erschlaffung eintrat, teils wieder Rückkehr zu den strengsten Forderungen angestrebt wurde. Im 13. und 14. Jahrhundert bereits standen infolge des Streites über die Armut eine mildere konventualistische und eine strengere, die spiritualistische Richtung mit vielen weiteren Abzweigungen einander gegenüber. Im Jahre 1517 sah sich Papst Leo X. genötigt, eine endgültige Scheidung des Ordens in Konventualen (meist Minoriten genannt mit schwarzer Kutte) und in strenge Observanten (Franziskaner im engern Sinne, mit brauner Kutte) durchzuführen und gleichzeitig den Weiterbestand der kleineren Genossenschaften zu verbieten. Trotzdem bildeten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts weitere strengere Reformen innerhalb der Observanten heraus, so die Riformati in Italien um 1525, die Repentiner in Frankreich um 1510 und viele andere.

War es diesen Sonderbündlern auch zunächst um eine ärmlichere, strengere Lebensführung im Sinne des Stifters zu tun, so legten sie doch auch übertriebenes Gewicht auf Einzelheiten der Tracht. So führten die Kapuziner 1530 den Bart und die lang-

spitzige Kapuze wieder ein, um ihrer Meinung nach streng dem Vorbilde der Heiligen zu entsprechen, während sich andere Ordenszweige um die allein zulässige Farbe der Kutte, um die Art der Fußbekleidung und des um den Leib geschlungenen Seiles stritten. Dieses Motiv unwürdiger Streitsucht war es, das Fischart als Satiriker ins Auge faßte und mit humoristischer Übertreibung und Erfindungskraft zu packender Wirkung ausgestaltete.

Über die verschiedenen Farben der Mönchsorden und über ihren Wahn sich durch Äußerlichkeiten einen größeren Anspruch auf die ewige Glückseligkeit zu erwerben, spottete schon Erasmus Roterodamus in seinem Encomion Morias 1509, Marnix im Bienenkorbe 1569, in kurzer Andeutung auch Ulrich von Hutten in seinem Gespräche Trias Romana 1520 und Sebastian Franck in seiner Chronica Zeytbuch 1531. Fischart aber hat zuerst all das Gezänke der Barfüßer zu einem Motiv der literarischen Polemik gemacht. Er machte sich zu diesem Zwecke mit den Tatsachen der Ordensgeschichte im allgemeinen vertraut. Der italienische Gelehrte Marc Anton Sabellicus bringt in seiner Weltgeschichte Rhapsodiae historiarum enneades einige von Fischart benutzte Nachrichten über das Leben des Heiligen Franziskus und Dominikus, sowie über die Geschichte und Ausbreitung ihres Ordens. Die später fallenden Ordensspaltungen waren zu Fischarts Zeiten allgemein bekannt; dafür brauchte er wohl keine schriftliche Quelle. Übrigens begeht er auch Schnitzer. So wenn er die Pauliner und Minimi als zwei verschiedene Orden bezeichnet, oder wenn er unter den Franziskanern auch die Augustiner und die Gaudentes („vom fröhlichen Orden") aufzählt, oder wenn er von der heiligen Klara, der Stifterin des weiblichen Barfüßerzweiges, der Clarissinen, behauptet, sie hätte nach dem Tode des Stifters diesem zum Trotz die besondere Sekte der Clariner geschaffen. Beabsichtigte komische Namendeutungen sind es, wenn Fischart z. B. die Collecten, von deren Heiligtum, der Geldbüchse, so nennt und die Amadeer „von Gottes Lieb, die ich gern mit dem D. beschrieb". Wie dann überhaupt die Streitfragen zwischen den einzelnen Kongregationen und deren Verhältnis zum Stifter nicht genau nach den Tatsachen, sondern in bewußt lästernder Darstellung vorgetragen sind.

In lebhaften Farben gibt Fischart eine nach dem Leben gezeichnete epische Einführung in die erdichtete Allegorie. Vor Jahren als Student in Siena, so erzählt der Dichter, sei er einmal am 1. August nach Assisi gewandert, um das große Ablaßfest, das hier alljährlich am Grabe des heiligen Franziskus gefeiert werde, mitzumachen und sich die berühmten Bauwerke der Stadt anzusehen. Auf dem Wege dahin trifft er zwei eselgraue Mönche, die ihn bereitwillig über die vielen Rotten und Sekten innerhalb des Franziskanerordens unterrichten:

„O wir Mönchsgeschöpff
Han under uns vil seltzam Köpff;
Ein jeder hat sein eygen Läufs,
Verstehts nach seiner Narrenweyſs . . .
Sie müssen nur gezänkelt han,
Ein jeder will sein besser dran,
Ein jeder Orden schwört ein Eyd,
Franciscus war auff seiner seit,
Und darff darüber wol verdammen
Die andern Orden allesammen."

Die Stadt Assisi findet er erfüllt von Wallfahrern, „eine graue Heerde", daß der Boden ihn erbarmt, der so viele faule Mönche und Nonnen tragen muß:

„Es mant mich an die Franckfort Meß
Mit jhrem Handel vnd Proceß,
Denn alles was da außgestelt
Auff Ablaß lösen, Gut vnd Gelt."

Und dann die prächtigen Gemälde, welche die Legende des heiligen Franziskus und seines treuesten Genossen Leo darstellen. Dieser Bruder Leo ist es auch, der dem in seiner Herberge ermüdet eingeschlafenen Dichter im Traum erscheint und das Bild auslegt. Vom Kirchenchor aus zeigt er ihm das klägliche Schauspiel, wie die Vertreter der verschiedenen Franziskanerkongregationen ihren Stifter zu zerreißen drohen, weil jede sich für die besonderen Eigenheiten und Abweichungen ihrer Lebensregel und ihrer Tracht vom toten Heiligen noch Zeugenschaft und Bestätigung erzwingen will.

Der bärtige Chiaciner, der im Gegensatz zum Stifter einen feinen Mantel um die Kutte schlägt, Hosen und linde Schuhe anhat,

faßt ihn an der Wange und will ihm Haare ausreißen, ein Kapuziner zerrt den Heiligen an der Kapuze, damit sie der seinigen gleich lang werde, so fest, daß er ihn fast erwürgt. Ein Mönch vom Evangelistenorden raubt Francisci Regelbuch, „das fünfte Evangelium", um es an seinen Gürtel zu hängen; der vom Orden Pauperes erhascht das Kruzifix, um damit zu prangen. Ein Mönch vom Portiuncula-Kirchlein will des Heiligen Ablaßbrief für sich allein haben, daß Jeder, der durch seine Kirche gehe, Verzeihung aller Sünden erlange. Das sei auch erst auf der mönchischen Weberspule gesponnen, der Stifter selbst (so meint Fischart irrtümlich) habe an diesen Ablaß nicht im Traume gedacht. Ein Amadeer und ein Pauliner („ja wol Fauliner") reißen den Heilgen an der Kutte, weil der Eine sie esel- oder schweinsgrau, der andere spatzenfarben, der eine eng, der andere weit, der eine mit weißem, der andere mit grauem Seil tragen will. Die heilige Clara zieht ihm den Rosenkranz zwischen den Beinen weg, denn ihre Nonnen hätten zuerst angefangen, Gebete an Körnern herzuzählen. (Wieder ein Irrtum, denn bekanntlich haben die Dominikaner den Rosenkranz eingeführt.) Zwei strengere Barfüßer fassen den Heiligen am linken Bein, ohne sich ihres halbnackten Zustandes vor St. Clara zu schämen. Es ist ein Repentiner, dessen Orden unter der Kutte weder Hemd noch Hosen trägt, „das sie die flöh zufriden losen", und ein Observante, der stolz darauf ist, nur Obst und rohes Gemüse zu essen. Der Bosiainer will seinen besonderen Fund, Schuhe aus Seil, dem Heiligen gewaltsam anziehen. Die Minimi lesen in Demut den Staub zusammen, wie sie auch viel wertloses und falsches Heiligtum des Stifters umhertragen. Dafür aber werden sie wahrscheinlich im Himmel nicht allein die Mindesten, sondern gar nichts sein. Zwei Minoriten schlagen sich, jeder für seine Überzeugung kämpfend, ihre Leder- und Holzschuhe um die Köpfe. Zwei Mönche ziehen von rechts den Heiligen so sehr am Gürtel, daß sie ihm den Bauch zuschnüren, und streiten sich darum, ob ihr Seil zwölf oder dreizehn Knoten haben soll. Es ist ein Reformate („Rümpt sich von Reformation, Bleibt doch noch auff dem alten won") und einer von den reichen, üppigen Conventualen.

Nicht zu vergessen den Bruder Nasus, der vom Heiligen eine so übelriechende Reliquie davonträgt, daß alle Umstehenden sich die Nase zuhalten müssen:

Sanct Velten her getragen hatt
Den Schneiderknecht von Ingelstatt,
Ich glaub, er sey gefahren her
Auff einem Geißbock oder scheer . . .
Er ist sonst gar ein sauber Mann,
Wie seine Bücher zeygen an.

Ein strenger Herr, der es nicht dulde, daß man die Mönche mit den von ihnen selbst erdichteten Fabeln verspotte; (eine Anspielung auf den literarischen Streit mit Rauscher). Doch sei es gut, daß Nas auch herbeigekommen, so könne er sich bei diesem Kuttenstreit von der Heuchelei der mönchischen Einigkeit überzeugen. Der Dichter wolle ihm nur noch die im Hintergrunde marktenden Franziskaner-Päpste zeigen, die trotz der Ordensregel ihren Namen mit Handelsgeschäften und Beutegier besudelt haben.

Unter dem Haufen befinden sich neben den Ordensgenossen auch einige Gegner des heiligen Franziskus aus dem Lager der Dominikaner, so die heilige Katharina von Siena und der ebenfalls stigmatisierte Schneiderknecht Jetzer von Bern, die an dem Pater Seraphicus, die fünf Christo nachgebildeten Wundmale aus Neid wieder zu beseitigen trachten. Endlich der heilige Dominikus selbst, der über das Mißgeschick seines großen Nebenbuhlers so überlaut und häßlich zu lachen beginnt, daß der Dichter darüber erwacht und so das Ende des Streites nicht erfahren kann. Er vermutet aber zum Schlusse, daß das Gezänke und die Bildung neuer Rotten noch lange fortdauern werde, weil diese neidigen Mönche immer etwas Neues ausklügeln, statt einfach der rechten und unfehlbaren Regel zu folgen, die Gottes Wort gegeben und Christus selbst gestiftet hat.

Auch diese satirische Dichtung blieb ziemlich unbeachtet. Sie wurde erst im Jahre 1614, doch wohl als eine Art literarischer Kuriosität im Anhang zu der Barfüßer Alcoran des Erasmus Alberus zum zweiten Male gedruckt. Doch hat Fischart selbst (1577) das Bild mit der von 779 auf 196 Verse gekürzten Dichtung erscheinen lassen. Die ganze Einführung fehlt nun; bloß die

einzelnen Gestalten des Bildes werden in aller Kürze und darum um so wirksamer vorgeführt. Mehrere von den alten Versen sind wörtlich stehen geblieben; Neues ist außer einigen Witzworten nicht hinzugekommen. Stimmers Holzschnitt erschien noch einmal 1620 mit einer von unbekannter Hand abermals um 75 Verse gekürzten Fassung.

In S. Dominici Leben liefert er eine kurze Inhaltsangabe davon. Im Bienenkorb zählt er daraus neunzehn Barfüßerorden auf. In der Geschichtslitterung erwähnt er wieder die „Spatzenhatz". Der Schluß seines Kuttenstreites lautet:

Naafs, das ist nur der Spatzenkrieg,
Wart, biss die Schwalb hernacher flieg,
Vnd dann der Benedicter Sieg.

Die verkündete Schwalbe ist die Dichtung von S. Dominici Leben, mit dem „Benedikter Sieg" aber gibt Fischart die Absicht kund, eine ähnliche Satire auch gegen die Benediktiner zu verfassen. Dieser Gegenstand paßte in den Kreis der übrigen polemischen Jugenddichtungen Fischarts gut hinein, um so mehr als auch die Legende des heiligen Benedikt mit unerhörten Wunderberichten versehen wurde und sich auch die Benediktinerorden vom 10. Jahrhundert ab in zahlreiche teilweise auch in der Tracht voneinander abweichende Orden geteilt hatten. Insbesonders nach dem Tridentiner Konzil war die Kongregationsbildung innerhalb des Benediktinerordens in eine lebhafte Bewegung gekommen. Diese Verhältnisse müssen Fischart bei seinem Plane zu einer Benediktinersatire vorgeschwebt haben.

Ausgeführt hat er diesen Plan sicher nicht.

In des Alberus Alcoran vom Jahre 1614 erscheint vor dem Neudruck von Fischarts Barfüßerstreit eine anonyme Dichtung in Reimpaaren des Titels: „Bericht, Welcher gestalt sich Sanct Benedictus, deß Benedictiner Ordens Erster Stiffter in vielen stücken mit dem Propheten Elia vergleich auß alten Legenden zusammen gezogen vnd in Teutsche Reymen verfasset". Kein Zweifel, daß diese mehr als zwanzig Jahre nach Fischarts Tod zum ersten Male gedruckte Dichtung nicht von ihm herrührt. Auch die unbedeutende humorlose Behandlung des Gegenstandes weicht ganz von Fischarts Art ab.

4. Dominici Leben. — Georg Nigrinus.

Die Schwalbe aber flog sehr bald „hernacher". Bereits im Jahre 1571 veröffentlichte Fischart seine, schon vor dem Barfüßerstreit begonnene, aber später vollendete umfängliche Dichtung: „Von S. Dominici, des Predigermünchs, vnd S. Francisci Barfüssers, artlichem Leben vnd grossen Greweln, Dem grawen Bettelmünch F. J. Nasen zu Ingelstat dedicirt, Das er sich darinnen seiner vnverschempten lesterungen vnd beywonung der Teufeln bey den München (welches die Nas D. Luthern Seligen auffzutrehen begeret) zu erinnern vnd zu ersehen hab. Gestelt aus liebe der warheit von J. F. Mentzern". Auch die Widmungen sind an den „unverschämten Lügenflicker, den eselgrauen Franziskaner" gerichtet: Die ganze Dichtung wendet sich, wie die Seitenüberschrift besagt „Wider die Lesterungen Johan Nasen zu Ingelstat". Sie wird ausdrücklich bezeichnet als eine Antwort auf die Centurien, insbesonders auf die vierte Centurie von Nas. Der Lutherischen Anatomie und der Verspottung der protestantischen Uneinigkeit in dieser Schrift will Fischart eine „Bäpstische Anatomie", eine Schilderung der möncheischen Zwistigkeiten entgegenstellen, gegenüber den Hohnreden auf Luthers innige Beziehungen zum Teufel, will Fischart nachweisen, welch häufigen und freundschaftlichen Verkehr die Mönche jederzeit und insbesondere der heilige Dominikus mit dem Teufel unterhalten haben. Nicht einen polemischen Bettlermantel, wie ihn Nas mühselig zusammengeflickt habe, sondern die ganze Dominikuslegende, ein einheitliches Werk, wolle Fischart darbieten.

Die Dominikuslegende sollte also den eigentlichen Inhalt der Dichtung bilden. In Wirklichkeit nimmt sie kaum die Hälfte ein, weil Fischart durch breitspurige Ausführungen allgemeiner Art über die Zustände der Mönchsorden und des Papsttums, sowie durch die immer von Neuem anhebende persönliche Polemik gegen Nas seine Satire so übermäßig anschwellen ließ. Er hat ja dieses Werk in seinen späteren Schriften kurzweg als den Nasenspiegel bezeichnet. Gleich im „Vortrab" kündigt er seinem Gegner an, er wolle ihm einen Spiegel vorhalten, aus dessen eignen Büchern und den möncheischen Schriften überhaupt

deren Greuel, Lügen und Abgötterei aufdecken. Wie Nas als Schalknarr auftrete, so solle ihm entsprechend erwidert werden. Beklage sich Nas darüber, daß man den heiligen Franziskus so bitter verspottet habe, so wolle ihm Fischart Heiligenpossen vorführen, die von den Mönchen selbst erzählt werden. Gegen seine Lügen und sonstige Mönchsfabeln wolle er mit Gottes Hilfe die Wahrheit und die heilige Schrift wieder zu Ehren bringen.

Jedesmals wenn Fischart einen besonderen Trumpf ausspielt, spricht er den Gegner an; Komm her und sieh dir das mit besonderem Fleiße an! Was meinst du dazu? Ob es dir gefällt oder nicht! Mögest du vorläufig damit fürlieb nehmen. Besonders gern hänselt Fischart den ehemaligen „Schneiderknecht". Hosen zu flicken habe Nas verlernt, darum schneide er jetzt Lügen zu. Doch er nähe sie so schlecht, daß sie den Stich nicht halten. Die Naht sei so grob, daß man sie gleich greifen könne. Unerschöpflich aber sind die Witze, die Fischart an den Namen seines Gegners Nas anknüpft. Er nennt dessen Schriften einen eklen Nasensaft, auch Rotz- und Schnudelbücher. Wie die Nase, so sei das Schnupftuch, das er ihm jetzt darbiete. Möge auch Nas die Nase darüber rümpfen, er werde schon noch einen Mann finden, der ihn ordentlich schneuzen könne. Fischart hoffe doch mit seinem Mund endlich die Nase zum Schweigen zu bringen. Es sei freilich schwer, einer so reichlich triefenden Nase zu wehren, aber man müsse ihm die eigenen Gründe unter die Nase reiben, so daß er die Nase voll des eigenen Gestanks bekäme, dann könne er sich selbst bei der Nase ziehen. So jagt ein Einfall den anderen. Zum Abschied ruft er ihn noch zu, er verdiene für seine gotteslästerlichen Schriften, daß man ihm das Seil, welches er um die geilen Lenden trage, einmal um den Hals schlinge, daß er des Teufels Beute werde.

Fischart ergeht sich nun in allgemeinen Ausführungen über die Streitigkeiten innerhalb der katholischen Kirche, über das Gezänke der Nominalisten und Realisten, ferner über die vier Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner, Kartäuser und Augustiner, schildert, wie sie sich beim Betteln und Predigen eifersüchtig befehden, wie sie sich um die Erbschaft Sterbender reißen, in den Erfindungen der Ordenslegenden einander zu übertrumpfen suchen

usw. mit Beispielen aus Luthers Tischreden und anderen Sammlungen. Die Auseinandersetzungen sind so weitschweifig, daß Fischart selbst fürchtet, es werde die Geschichte dem Nas zu lange dünken, doch er habe so viel Stoff, daß er die Besprechung der übrigen päpstlichen Stände, der Kardinäle, Bischöfe, Weltpriester und der übrigen 160 Mönchsrotten auf ein andernmal verschieben müssen. Er gibt hier nur eine Übersicht der verschiedenen Trachten der Mönchsorden (V. 775 ff.):

„Denn ich kanns nicht gleich allzumal
In einem Büchlein handlen wol,
Bis ich so manche Kutt beschrieb,
Die eine hell, die ander trüb,
Die ein vom Fegfewr gar gereuchert,
Die ander bleicher und viel weicher,
Den einen Münch graw wie ein Spatz,
Den andern hellgraw wie ein Katz,
Den einen weis gleich wie der Schnee,
Den ander wie ein Winterkrae,
Ein Kapp vermengt von schwartz und weiß,
Gleich wie die Atzeln und die Leus,
Die ander wie ein Reiger graw,
Die dritt wie Raupen grün und blaw,
Die vierdt Schwebelfarb und Wolffsfarb,
Die fünfft Eschenfarb und Holtzfarb,
Die sechst den Kolschwartz wie ein Rap ....
Der ein wil halb beschoren sein,
Der ander gantz (O Nas, ein Schwein);
Etlich seind bartecht, etlich nicht,
Nachdem sie gern ein Megdlein sicht!
Etlich gehn barhaupt, viel barfüssig,
Aber all mit einander müssig ....
Etlich sind Wöllnen, etlich Leinen,
Etlich harrecht, etlich Schweinen ....
Sie haben auch ein feinen brauch,
Das sie an Kleidern auff der Brust
Ein Zeichen füren nur mit lust,
Gleich wie die Juden Ringlein tragen:
Der ein zwey Schwert, Creutzstreich zu schlagen
Der ander ein klein Crucifix ...
Der dritt zwen Schlüssel, sind gar alt,
Der vierdt ein Stern vom finstern Stern ...
So weren sie zum Krieg bereit,
Feltzeichen sind schon ausgestreit".

Nas zu Leide und dem Doppeltitel seiner Satire zu Liebe sollte nun Fischart das Leben des heiligen Franziskus vorführen. Es müsse jedoch genügen, sagt er selbst, wenn er nur an einige Schwänke kurz erinnere, denn eine ausführliche Schilderung böten schon die Eulenspieglischen Possen der Conformitates.

Aus den drei Lebensbeschreibungen der Zeitgenossen und Schüler des heiligen Franziskus erwuchs die Vita des Bonaventura 1261, die später mit einem immer dichteren Netz unbewußter und willkürlicher Erdichtung umsponnen wurde. So entstanden die lieblichen und reizvollen „Fioretti di San Francesco“, die zuerst 1476 gedruckt, viel verbreitet und auch Fischart bekannt wurden. Im schroffsten Gegensatze zu diesem poetischen und volkstümlichen Büchlein verfaßte Bartholomäus von Pisa seine anmaßenden, geschmacklosen und gekünstelten Conformitates b. Ser. Patris Francisci ad vitam Jesu Christi, worin er die Übereinstimmungen zwischen dem Leben des seraphischen Vaters und Christi spitzfindig nachweist, jenem aber in der Regel die größeren Wunder und überhaupt die erste Stelle unter allen Heiligen des Himmels zuweist. Dieser Liber conformitatum wurde 1399 vom Generalkapitel der Franziskaner approbiert und wiederholt, so 1510 und 1513 gedruckt, bis endlich in der Ausgabe von 1590, wahrscheinlich wegen der inzwischen erfolgten protestantischen Angriffe die anstößigsten Stellen getilgt wurden.

Empört über dessen Inhalt, entnahm Erasmus Alberus diesem Buche mehrere hundert Geschichten, verdeutschte sie, fügte kurze Erläuterungen und höhnische Randglossen über die inneren Widersprüche und den Aberwitz dieser mönchischen Heiligenverehruug hinzu und veröffentlichte sie samt einer grimmigen Vorrede Luthers unter dem Titel: „Der Barfuser Münche Eulenspiegel vnd Alcoran“ 1542. Das Jahr darnach erschien eine lateinische Bearbeitung des Alcorans, später drei deutsche, von denen die Ausgabe von 1573 mit einem Gedichte über die zehn Gebote der Franziskaner und die von 1614 um Fischarts Barfüßerstreit und die antikatholische Kampfschrift: „Neuer Kreuzgang“ vermehrt sind.

Fischart hat die wenigen Geschichten, die er in Dominici Leben nebenbei von Franziskus erzählt, dem Alcoran entnommen:

Das Kanzleramt im Himmel, das Herumwälzen im Schnee zur Stillung unlauterer Begierden, die Aufnahme von Vögeln, Eseln und Wölfen in den Barfüßerorden, die jährliche Lösung der Seelen aus dem Fegefeuer und die Anwesenheit der Haubenlerchen beim Tode des Heiligen.

Vor allem aber bezeichnet Fischart den Alcoran als ein Vorbild, dem er seine Dominikusepopöe an die Seite stellen möchte. Freilich ist sein Seitenstück in der Behandlung ganz anders ausgefallen: Denn er gibt die (kirchlichen Vorlagen entnommenen) legendarischen Erzählungen in gereimten Versen und in durchgängiger satirischer Verarbeitung.

Zunächst erzählt er, um den Ursprung der zwischen den beiden Bettelorden herrschenden Feindschaft (die schon im Liber conformitatum grell erklingt) zu erklären, folgende auch im Titelblatt illustrierte Geschichte: Franziskus und Dominikus kommen einmal auf einer gemeinsamen Wanderung zu einem Fluß. Dominikus ersucht seinen Freund, er möge ihn hinübertragen, da dieser ohnehin barfuß und ohne Hosen sei: Franziskus ist es bereit, schürzt sich seine graue Kutte und nimmt den Bruder mit dem schwarzen Mantel auf seine Schultern. Es sah aus, als ob ein Esel einen Kohlensack trüge (V. 335 ff.):

„Nun, wie Franciscus gar arbeitsam
Recht mitten in das Wasser kam,
Da fragt er den Dominicum:
„Hör, sag die Warheit, bistu fromb?
Tregstu auch jtzund bey dir Gelt,
Weil du abgstorben bist der Welt?"
Dominicus sprach, das er hett,
So viel, das er die Reis vertet.
Da repliciert Franciscus drauff:
„Das ist der Welt gemeiner lauff;
Aber in meiner Regel Orden
Jst mir gar hart verbotten worden,
Das ich kein Gelt nicht tragen sol;
Du aber hast dasselbig wol —"
Und eh er solchs hett ausgered,
Da lies er plumpen auff der stet
Dominicum ins wasser dieff;
Er aber fluchs darüber lieff."

Dominikus denkt sich, es schade ihm nicht, da er ohnehin lange nicht gebadet habe. Trotzdem ruft er dem davoneilenden schwere Drohungen nach. Dann arbeitet er sich ans andere Ufer, schüttelt sich ab, wie ein schwarzer Wasserhund und setzt sich an die Sonne wie Jonas, als er aus dem Walfisch kam.

Dieser Schwank ist wiederholt erzählt worden, so von Rabelais, von Hans Sachs u. a., doch immer in der Form, daß irgendein Franziskaner eine Persönlichkeit über ein Wasser getragen und, weil sie mit Geld versehen war, mitten drin abgeworfen hat. Das ist sicher Fischarts Geschoß, daß er diese Geschichte gerade auf die beiden Ordensstifter übertragen hat. In Wirklichkeit hatten die beiden Heiligen im Leben, wie nach der Legende nur eine, und zwar überaus herzliche Begegnung miteinander.

Bei den übrigen Geschichten aber, die Fischart vom heiligen Dominikus erzählt, hält er sich stofflich genauer an die Ordenslegende. Er versichert auch wiederholt, daß er aus den Schriften von Dominikanern geschöpft habe, daß er mit deren eigenen Worten erzähle. Seine Quelle bezeichnet er ganz allgemein als mönchische Parabel, Lugende, Märlein, Geschichte Dominici und anders, ohne sie zu nennen, doch finden sich alle Geschichten, die er vorbringt, in der Dominikuslegende des Dietrich von Apolda in der Summa historialis des Florentiner Erzbischofs Antoninus (die ihm auf jeden Fall zur Verfügung stand) immer mit stofflicher, oft auch mit wörtlicher Übereinstimmung. Freilich in Sinn und Auffassung weicht die travestierende Bearbeitung Fischarts völlig von der Vorlage ab. Mit dem scharfen Auge des Satirikers bemerkt Fischart jede Blöße, jeden Widerspruch, jeden Zug unfreiwilliger Komik in der legendarischen Erzählung, zerpflückt sie in rationalistischer Ausdeutung und übergießt sie mit der Lauge unbarmherzigen Spottes.

Bei alle dem aber kleidet er seine Angriffe gern in ein poetisches Gewand. Zu einer derbkomischen Äneide wurde unter seinen Händen Dominici Leben.

Ich mus wie Maro fangen an,
Denn wir auch ein Äneam han.

Und wie Vergil am Beginn seines Epos die Muse anruft, sie möge ihm die Mühsale des Äneas künden, so ruft auch Fischart ironisch die Muse der Legendendichtung, die regina studiorum,

die Dominikanernonne Katharina von Siena an. Sie möge ihm die Ursache des Grolls künden zwischen den beiden Bettelorden, sie möge ihm als Göttin des Predigerordens die Mühsale berichten, die der fromme Dominikus zu tragen hatte.

Und nun beginnt endlich (erst im zweiten Drittel der Dichtung) die Schilderung von Dominici Leben, Taten und Wundern, aber auch jetzt noch unterbricht Fischart den (nur in den Hauptzügen chronologischen) Bericht immer wieder mit allerlei Legenden, Schwänken und mit allgemeinen Ausführungen über die ihm so verhaßten Ketzermeister, so daß er sich selbst wiederholt zur Eile, zur Kürze, zur Rückkehr zu dem eigentlichen Gegenstand ermahnen muß. In dem er mit spottsüchtigem Humor die oft an der Grenze des Widersinnigen sich bewegenden Geschichten wiedererzählt, läßt er sie gern auf der abschüssigen Bahn vom Erhabenen zum Lächerlichen hinabgleiten. Die zahlreichen Gelegenheiten, eine gegebene Situation komisch auszumalen, läßt er nie ungenützt vorbeigehen, gebraucht bei ernst gemeinten Dingen die komischsten Vergleiche und scheut vor dem Heiligsten nicht zurück. Zur Verschärfung tragen auch wesentlich die Randbemerkungen bei, die neben saftigen Witzen auch ehrabschneidende Etymologien enthalten, wenn er z. B. die Ordensbrüderschaft als eine Fraterey=Verräterei erklärt oder zum Lateran die Bemerkung macht: „Latro heißt ein Räuber".

Das Schwergewicht aber legt Fischart auf die „Teufelskundschaften" des heiligen Dominikus und seiner Ordensbrüder. Er berichtet, mit welcher Leichtigkeit Dominikus bei seinen zahlreichen Beschwörungen seine Freunde, die Teufel, dazu bringt, Menschen, die von ihnen besessen sind, wieder zu verlassen, wie der Teufel ihm Heilige als Bürgen stellen muß:

Sie (die Mönche) han kein stiel der Lügen funden,
Jst weder gflochten noch gebunden;
Sie habens künstlich wöllen machen
Und han verderbt so gar die sachen,
Das man draus kein verstand empfangt,
Woran es hanget oder langt.

Er erzählt ferner, wie der Teufel in Gestalt eines Affen den an einer Predigt arbeitenden Dominikus in dessen Zelle besucht und

allerlei Possen treibt, wie aber der Heilige ihn zwingt, ihm zu leuchten, bis er mit dem Schreiben fertig wird. Und ob der Teufel auch schreit und sich bäumt, er muß die Kerze halten, bis sie völlig herabbrennt und ihm die ganze Kralle versengt.

Ein so guter Gesell war der Böse dem heiligen Dominikus, daß er oft in dessen Kloster und Kirche weilte, ja in dessen Ordenskleidung gottesdienstliche Handlungen verrichtete:

So schreiben sie, das auff ein Nacht,
Da Dominicus hat gewacht,
Sah er den Teuffel angethan,
Wie ein Münch vor dem Altar stahn,
Vnd murmelt fast und neigt sich sehr,
Als ob er gar andächtig wer . . .
Dominicus, der sah ibm zu,
Wie er so gar andechtig thu
Vnd meint nicht, das es wer der Teuffel . . .
Sondern er meint, es wer ein Bruder.
Dominicus dem Teuffel winckt,
Das er sich in sein Bett verdingt.
Der Teuffelische Münch sich neigt
Und folgt dem andern, was er zeigt,
Und legt zu anderen München sich.

Dominikus verbietet nun den Mönchen, so spät noch in der Kirche zu verweilen. In der folgenden Nacht findet er nun wieder den vermeintlichen Mönch und stellt ihn zornig wegen seines Ungehorsams zur Rede:

Da lacht der Teufel über laut:
„Oho mein Frater, dumme haut
Was gilts, ich hab mich nun gerochen,
Das du dein schweigen hast gebrochen." —

Ein andermal zieht der Teufel mit dem Stifter durch das ganze Kloster und bescheidet ihn auf dessen Fragen ausführlich, was für Aufgaben ihm als Verführer der Mönche in den einzelnen Räumen, im Schlafsaal, im Refektorium, auf dem Chor usw. obliegen.

Zu noch herberem Spotte wird Fischart gereizt durch die von den Dominikanern berichteten engeren Beziehungen zwischen dem Stifter und der Jungfrau Maria. So erzählt er, wie die Gottes-

mutter mit den heiligen Jungfrauen Katharina und Cäcilia eines Nachts in den Schlafsaal der Dominikaner gekommen sei (Dominikus, so fügt Fischart hinzu, habe wie ein neuer Paris sie grüßend betrachtet, welcher von den drei Schönen er den Apfel geben solle). Dann habe Maria die schlafenden Brüder mit Weihwasser besprengt, mit Ausnahme eines Einzigen, der in fleischlichen Gedanken im Bette lag. Nachdem sie in freundlichen Gesprächen dem Dominikus ihr Gehaben erklärt, sei sie mit ihren Begleiterinnen verschwunden.

Ferner erzählt er, wie Maria den kranken Ordensbruder Riwalt (richtig: Reginaldus) mit heilenden Salben eingeschmiert habe:

„Ich mag es nicht so grob hie setzen,
Wie selbst die Münch vom handel schwetzen".

und ihm hierauf die von ihr genähte für die Dominikaner bestimmte Tracht: eine weiße Kutte mit schwarzem Mantel übergeben habe.

Weiters, wie Dominikus einmal in den Himmel verzückt wurde und große Trauer darüber empfand, daß er dort keinen seiner verstorbenen Ordensbrüder finden konnte. Seinen Kummer Christo mitteilend, wurde er ausgiebig getröstet:

Da hies jn vnser Herr nur schweigen
Vnd sprach: „Kom her, die wird dirs zeigen",
Vnd klopffet auff sein Mutter dar,
Die jm gleich an der Seiten war.
Wie vnser Fraw solchs hett gehört,
Da hat sie sich nicht lang gewert
Vnd auffgedeckt den weiten Mantel,
Der denn gemacht war zu dem handel.
Da stacken eitel Münch darunter,
Dominici Bruder besonder,
Welchs sehr Dominicum verwundert,
Es kont nicht zalen all die hundert,
Sie saßen also heis vnd warm,
Das keiner hett geregt ein arm.

In einer anderen Verzückung sieht Dominikus Christum, wie er mit drei langen Speeren die Welt vernichten will. Da kniet Maria vor ihm nieder und hält ihn durch die folgende Bitte von seinem Vorhaben ab.

(Das sind die Wort, die die Münch setzen,
Das man nicht mein, ich wöll sie pfetzen)
Verschon die Leut, han Bus gethan,
Ich hab nun ein trewen Caplan,
Dominicum, der wird sie leren,
Das sie sich wider zu dir keren,
Denselben ich dir wol befehl;
Desgleichen ist noch ein Gesell
Franciscus, der thut auch das best.
Mein Son, das sein zwen gute Gest,
Die las du dir befohlen sein.

Gibt Fischart diese und andere Ordenslegenden seiner Vorlage noch in einem vorwiegend launigen Ton wieder, so steigert sich seine Stimmung zu heißer Empörung, wenn Christus oder Gott Vater selbst in die Ordensüberlieferung hineingezerrt werden. Als Greuel bezeichnet er es, wenn Christus als grausam dargestellt wird, oder wenn Gott Vater in der Dominikanertracht erscheint. Die Legende, wonach Dominikus in Nachahmung oder in Übertrumpfung der Wunder Christi mit zwei Broten ein ganzes Kloster speist und aus einem Becher Wein ein ganzes Faß füllt, verdammt Fischart als Gotteslästerung. Gegen das Ende seiner Dichtung klagt er, den Inhalt und die Tendenz des Ganzen zusammenfassend, die Mönche noch einmal an, daß sie durch ihre Erfindungen und Neuerungen das Wort der Bibel verdunkeln und Christi Werk der Erlösung zugunsten Marias und der Ordensheiligen verkleinern wollen. Wie den Barfüßer Kuttenstreit, so beschließt er auch S. Dominici Leben mit einem vertrauensvollen Ausblick auf den endlichen Sieg der Wahrheit und der reinen Lehre Christi.

Diese drei Jugenddichtungen Fischarts, die im Verlaufe von nicht mehr als zwei Jahren rasch hintereinander entstanden, gehören in Form und Inhalt eng zusammen. Alle abgefaßt in vierhebigen Reimpaaren, die noch nicht die Glätte der späteren Dichtungen zeigen, alle angeregt durch katholische Streitschriften, bekämpfen sie katholische Orden, Lehrmeinungen und Kirchenzustände. Die Vorbilder für Form und Ton seiner polemischen Dichtung fand er ganz im allgemeinen bei seinem Gegner Nas selbst, aber auch in der älteren polemischen Literatur seiner Glau-

bensgenossen. Neben Brants Narrenschiff nennt er die Epistolae obscurorum virorum, Luther, Burkard Waldis, Erasmus Alberus in den Randbemerkungen seiner ersten Reimwerke.

Die gesamte konfessionelle Polemik der Zeit ist durchaus ungerecht und schonungslos. Die Ausführungen des Gegners werden ohne Prüfung verworfen. Gern werden die persönlichen Verhältnisse des Gegners in den Streit gezerrt. Wie einem Alberus, Nigrinus und andern protestantischen Polemikern der Zeit geht auch Fischarten ganz die Neigung und wohl auch die Fähigkeit ab „Sinn und Poesie der Legende zu verstehen". Es wehte zu heiße Kampfeslust in diesen Kreisen, als daß man die römischen Ordenslegenden mit anderen Blicken, als denen der Verachtung angesehen hätte. Nicht die Spur eines Versuches, sie als liebenswürdig-fromme Blüten einer üppigeren Einbildungskraft des Südens gelten zu lassen. Man sah in ihnen nichts als Lüge, absichtlichen Betrug, Beleidigung des gesunden Menschenverstandes, Lästerung des Wortes Gottes, leidiges Teufelswerk, das man im Namen der reinen Lehre mit den schärfsten Mitteln bekämpfen zu müssen glaubte.

Aber in all der Glühhitze des konfessionellen Eiferns verleugnet Fischart nicht den Dichter. Fischarts konfessionelle Streitdichtungen sind Jugendwerke, alle oft „mehr grob als witzig", langatmig und schlecht aufgebaut, aber sie werden gehoben in ihrer Wirkung durch eine anschauliche poetische Einkleidung, durch die Kraft lebendiger Schilderung und sicher treffender Polemik.

Ihre besonderen Vorzüge sind leicht zu erkennen, wenn wir sie mit den gleichzeitigen, von derselben Tendenz erfüllten und aus demselben Anlaß hervorgegangenen Dichtungen von Nigrinus vergleichen. Georg Schwarz (latinisiert Nigrinus) wurde 1530 zu Battenberg in Hessen geboren, studierte in Marburg, wirkte als Korrektor in Nürnberg, als Kollaborator an der poetischen Schule in München, seit 1565 als Pfarrer in Gießen und starb als Superintendent in Alsfeld 1602. In den Jahren 1570 und 1571 als Gießener Pfarrer begann er seine literarische Polemik gegen Nas gleich mit einer großen Reihe von Schriften. Auf des Nasus „Antigratulatio. Wie die Prediger und Lehrer im Herzogthumb Bayern Lutherisch worden" (1568) antwortete er zwei Jahr später

mit einem „Wilkom vnd Abdanckung der Antigratulation", auf des Nasus beide erste Centurien mit zwei „Widerlegungen" und auf das „Handbüchlein des kleinen Catechismi" mit einem „Examen Des Schandtbüchlein" (1571). Nigrinus veröffentlichte ferner gleichzeitig mit Fischart zwei polemische Reimdichtungen „Gewisser Notdürftiger Beschlag sampt Gürt, Sattel vnd Zaum des Frenckischen Jesuwidrischen Nerrischen Cacolischen Esels Johan Nasen". Sie enthält eine überaus heftige und derbe Vorrede, die haupstächlich gegen des Gegners G. Asinus Nasi Battimont Anus (das seinerseits eine Antwort auf des Nigrinus, „Von Bruder Johann Nasen Esel" darstellte) polemisiert und ein längeres Reimgedicht, das die sechs Säulen des Papsttums Messe, Heiligenverehrung, Zölibat, die guten Werke, Weihe, Schlüssel) bespricht, Nas als den Meister in der Lügenzunft verhöhnt und ihm zum Schluß den Kardinalshut und darnach einen ewigen Sitz in der Hölle wünscht. Die zweite umfängliche Reimdichtung von Nigrinus ist das „Affenspiel F. Johan Nasen zu Jngolstad, sampt dem gantzen Affenreich in Schlauraffen Land Gute Nacht Bapst". Sie zerfällt in zwei Teile. Im ersten werden die Affen weitläufig beschrieben, ihre Natur, Aussehen, Eigenschaften, Lebensweise, Verbreitung mit Benutzung naturhistorischer Quellen und mit Aufzählung zahlreicher Beispiele, Schwänke und Fabeln. Im zweiten Teile werden aus den gewonnenen Zügen der Affenwelt Parallelen gezogen zu der römischen Priesterschaft im allgemeinen und zu Nas im besonderen. Schon durch diese ungeschickte Anordnung, die viele Wiederholungen nötig macht, wird ein Teil der Wirkung gelähmt. Die Beziehungen werden übrigens meist bei den Haren herbeigezogen und sind nur selten im einzelnen witzig durchgeführt, wie etwa bei dem Vergleich zwischen der Angst des Affen vor der Schnecke mit dem Abscheu der „Pf-Affen" vor dem häuslichen Glück der Ehe.

Diese Dichtungen des Nigrinus haben mit den hier gewürdigten Jugendwerken Fischarts manches gemeinsam. Sie sind auch in vierhebigen Reimpaaren abgefaßt, zeigen dieselbe Tendenz, verwandte Stoffe, Gedanken und Motive. Aber wie sehr weichen sie doch wieder von ihnen ab. In holprigen mit unreinen

Reimen durchsetzten Versen finden wir eine überaus trockene Darstellung. Des Nigrinus Dichtungen sind nur Versifikationen theologisch-polemischer Prosaschriften. Die Beweggründe und Kampfesmittel seiner gelehrt-theologischen Werke kehren in den Reimdichtungen wieder. In ermüdender Breite und mit dürren Worten werden immer wieder die gleichen Gedanken vorgeführt. Die Bilder und Vergleiche werden meist nur angedeutet, nicht durchgearbeitet. Der Witz ist erzwungen und besteht meist lediglich in den gröbsten Beschimpfungen. Keine Spur von der poetischen Anschaulichkeit, dem Humor und der Fülle komischer Einzelheiten Fischarts finden wir bei ihm. Nigrinus ist ein derber und gelehrter konfessioneller Polemiker, aber im Gegensatz zu Fischart kein Satiriker und vor allem kein Dichter.

Drittes Buch.

Humoristisch-satirische Jugendwerke.

Eulenspiegel Reimensweis. Aller Praktik Großmutter. Flöhhaz.

1. Eulenspiegel Reimensweis.

Hatte Fischart in den konfessionell-polemischen Jugenddichtungen seine satirische Begabung insbesonders im literarischen Kampfe wider die katholischen Mönchsorden erwiesen, so erweiterte er in den späteren Dichtungen den Kreis bedeutend und bekämpfte die Schelme aller Stände, Fürsten und Richter, Gelehrte und Kaufleute, Bauern und Handwerker, die Mißbräuche und Torheiten jeder Art, all den Jammer im Heiligen Römischen Reiche seiner Zeit als Humorist und Satiriker. Den Höhepunkt dieser Art seiner literarischen Tätigkeit bedeutet seine Umarbeitung von Rabelais' Gargantua. Vor der Abfassung seines Hauptwerkes, der Geschichtklitterung, hat er aber seine Kräfte für diese schwierige Aufgabe geübt und gestählt in den humoristisch-satirischen Jugenddichtungen. Auch hier steht er, wenigstens im Eulenspiegel und in der Praktik, schon zum Teile im Bannkreise Rabelais'. War für seine konfessionellen Streitdichtungen der Stoffkreis bereits gegeben durch die Schriften von Rabe und Nas, so mußte er sich für seine das Sittenleben der Zeit behandelnden Satiren nach Vorlagen umsehen, denn in der Erfindung seiner Fabel blieb er dauernd unselbständig. Er fand die Quellen und Anregungen für den Flöhhaz in der volkstümlichen Tierdichtung, für die Praktik in der scherzhaften Kalendersatire. Am günstigsten aber

war in Anbetracht seiner besonderen Zwecke die für seine erste satirische Dichtung, den „Eulenspiegel Reimensweis“, getroffene Stoffwahl des Volksbuches vom Eulenspiegel. Da Till Eulenspiegel fast den ganzen Kreis damaliger Berufstätigkeit, als Gesell in den verschiedensten Handwerken, als Händler, Marktschreier, Reitersknecht, Hofnarr, Künstler, Student, Arzt usw. durchprobierte, bei Rittern und Bauern, in Werkstätten und Kaufläden, Pfarrhäusern und Wirtsstuben, an Universitäten und Fürstenhöfen seine Possen trieb, so bot das Volksbuch Fischarten die beste Handhabe dar zur Durchhechelung der vielfältigsten menschlichen Torheiten, der Auswüchse und Schattenseiten aller Stände.

Der aus Kneitlingen stammende Bauernsohn Till mit dem Familiennamen Ulenspeighel (Verre podicem), der damals im Braunschweigischen vorkommt und erst auf dem Grabstein und dem Titelblatt des Volksbuchs fälschlich als Eule und Spiegel gedeutet wurde, durchwanderte im 14. Jahrhundert als ungelernter und unzünftiger Geselle seine Heimat und die benachbarten Landschaften, wechselte fortwährend das Handwerk und brachte dadurch, daß er alle Aufträge nicht dem Sinne, sondern dem Wortlaut nach ausführte, seinen Meistern und Lohnherren immer wieder Ärger und Schaden. Seine Standesgenossen, Bauernsöhne, welche auch als Bönhasen das Handwerk schädigten, freuten sich dieser Streiche gegen zünftige Meister, verbreiteten diese weiter, häuften irgendwo aufgelesene Schwänke, die in diesen Gegenden wirklich vorgefallen waren, oder aus literarischer Überlieferung, auch vom Pfaffen Amis stammende Geschichten auf Ulenspeighel. So war dieser in der Sagenbildung bereits über seinen Beruf hinausgewachsen; man versetzte ihn unter Studenten, Gelehrte, Ärzte und Geistliche, sowie an den Hof. Damit erweiterte sich nicht nur der Schauplatz seiner Tätigkeit überaus, sondern es verschlechterte sich auch sein ursprünglicher Charakter, in der eigenartig niederdeutschen Mischung von Schwerfälligkeit und Schlauheit zu „einem durchtriebenen Schalk“, der betrügt, stiehlt, seine Mitmenschen schädigt und quält, nicht nur aus Eigennutz, vielfach auch aus boshafter Freude an Schadenstiftung und unflätigen Späßen.

Diese über Till in der Heimat verbreiteten ungefähr 80 Ge-

schichten hat ein Unbekannter vor 1500 zu Braunschweig in schlichter, wirksamer niederdeutscher Prosa aufgezeichnet und zu einem kleinen Büchlein zusammengefaßt, das unwiederbringlich verloren ging, wahrscheinlich weil es in einer kleinen Auflage auf schlechtem Papier gedruckt wurde; denn dieser Held konnte in der vorwiegend städtischen Literatur Niederdeutschlands nicht beliebt werden.

Um 1510 erschien bei Johann Grieninger eine oberdeutsche Fassung des Volksbuches, deren Bearbeiter nach der mundartlichen Färbung ein Straßburger oder doch ein Elsässer gewesen sein muß, aber nicht Thomas Murner, weil von dessen eigenartigem Stil in den ungefähr zwölf Zusatzgeschichten keine Spur zu finden ist, und auch nicht Johannes Pauli, weil die in seine Sammlung „Schimpf und Ernst" aufgenommenen Eulenspiegelgeschichten ganz anders gehalten sind als im Volksbuch. Der unbekannte Bearbeiter, „ein Humorist mit gelegentlichen satirischen Anwandlungen", war keine ausgeprägte Persönlichkeit und verstand das Niederdeutsche so schlecht, daß er die geläufigsten Wörter und Redewendungen falsch wiedergibt und so viele Schwänke, bei denen der Witz lediglich auf dem Wortspiel beruht, um die ganze Wirkung bringt. Nach dieser verloren gegangenen ersten oberdeutschen Fassung erschienen bei Grieninger noch die erhaltenen Drucke 1515 und 1519, und bei anderen Straßburger Druckern drei auf der Erfurter Ausgabe beruhende Fassungen dieses Volksbuches 1539, 1543 und 1551. Von Straßburg also hat das Volksbuch seinen ruhmreichen Weg in die Weltliteratur angetreten und konnte so Fischarten von Jugend auf vertraut sein.

Tills Charakter paßt natürlich schlecht zum Helden eines moralisierenden Werkes. Dem Verfasser des Volksbuches lag auch solche Absicht gänzlich fern, er wollte nur „ein fröhlich gemüt machen in schweren zeiten". Fischart aber hatte gerade die Absicht, durch Scherz zu belehren, durch Satire bessernd zu wirken. Indem er nicht von dem ethischen Werte, sondern von dem Humor der Eulenspiegeleien und von der reichen Vielseitigkeit des Stoffes ausging, konnte er in der Bearbeitung dieses Werkes leicht seine eigenen politischen, religiösen, gesellschaftlichen Ansichten in satirisch-lehrhaften Ausführungen niederlegen. Die morali-

sierende Tendenz wurde mehr äußerlich in den Eingangs- und Schlußversen der einzelnen Kapitel, sowie in Vor- und Nachwort betont.

Ohne Jahresangabe, doch bestimmt im Jahre 1572, erschien zu Frankfurt am Main der „Eulenspiegel Reimensweiß. Eine newe Beschreibung vnnd Legendt deß kurtzweiligen Lebens vnd seltzamen Thaten Thyll Eulenspiegels mit schönen neuwen Figuren bezieret vnd nu zum ersten in artige Reimen durch J. F. G. M. gebracht, nutzlich vnd lustig zu lesen".

Fischarts unmittelbare Vorlage war das Volksbuch in der späteren um sieben Geschichten vermehrten Erfurter Fassung von 1532 in dem Straßburger Nachdruck 1543. Er hat alle Kapitel des Volksbuches mit Ausnahme von Nr. 97 (von Vlenspiegels angeblicher Ehefrau) benutzt, einige Male je zwei Historien zu einem Kapitel zusammengezogen und gegen den Schluß die Reihenfolge teilweise abgeändert. An den Wortlaut der Erzählungen hielt er sich dort, wo sich ihm keine Veranlassung zu seinen, oft sehr umfänglichen Zusätzen darbot, so genau, als es ihm Vers und Reim nur gestatteten.

Von den zwei gereimten Prologen ist der erste, der in fließender Darstellung und reicherer Verwendung von Stilmitteln den letzten Abschnitten der Dichtung gleichkommt und inhaltlich als Epilog zu erkennen ist, gewiß erst zum Schluß verfaßt worden. In diesen Prologen, wo Eulenspiegel selbst und der Dichter sich an die Leser wenden, erscheint der Held des Volksbuches mit dem ganzen mythologisch-historischen Aufputz antiker Epen ausgestattet. Zwar tritt er auch hier, wie auf dem Titelbild seiner Natur gemäß auf mit der Eule, dem Vogel der Klugheit, mit einem Spiegel, der jedem Menschen seine Fehler und Blößen aufdecken soll, und reitend auf einem geflügelten Esel, dem von Fischart erdachten Sinnbild der komischen Dichtungsgattung. Seine Erscheinung aber wird durch allerlei Vergleiche und komisch wirkende Berührungspunkte mit den verschiedensten Göttern, Heroen und geschichtlichen Berühmtheiten des Altertums in Beziehung gebracht. Eulenspiegel ruft die Musen an, sie mögen ihm bei seiner löblichen Absicht behilflich sein, seine alten Schelmenstreiche nur zur Warnung und Besserung der Welt, in heiteren Worten

zwar, doch mit ernster Gesinnung vorzutragen. Eulenspiegel vergleicht sich selbst mit Achilles, Aeneas und Ulysses, dessen Name auch von der Eule abgeleitet werden könne, und bezeichnet sich als Schildjungen der Minerva. Ähnlich werden in epilogartigen Zusätzen zu den letzten vier Kapiteln Eulenspiegels Krankheit, Tod und Beerdigung mit breiten mythologischen Ausschmückungen und Deutungen versehen. Idee und Ausführung dieser Vor- und Nachworte verdankt Fischart sicherlich der lateinischen versifizierten Eulenspiegel-Bearbeitung Noctuae speculum, die Giles Omma (Ägidius Periander) im Jahre 1567, also wenige Jahre vor dem Eulenspiegel Reimensweis ebenfalls in Frankfurt am Main veröffentlichte. Während aber Omma das ganze Volksbuch parodistisch als eine Art Äneide bearbeitete, beschränkte Fischart — den volkstümlichen Ton der Vorlage wahrend —, die schwerfällige antikisierende Einkleidung auf den Anfang und Schluß seiner Dichtung. Zu dieser seltsamen Mischung christlicher Anschauungen mit antik-mythologischen wurde er durch Scheits „Fröhliche Heimfahrt" angeregt.

Endlich setzt Fischart vor seine Bearbeitung auch noch eine Prosa-Vorrede, die „abred an die Eulenspiegler vnnd Schalcksklügler", eine Art Verteidigungs- und Programmrede. Fischart führt hier unter anderem aus, daß er das Volksbuch trotz den bereits zahlreichen Bearbeitungen und Übersetzungen doch noch in deutschen Reimen gebe, weil alles, was bei uns volkstümlich werden wolle, in Liedern und Reimen Verbreitung finden müsse. In den verschiedensten Wendungen und Bildern mit zahlreichen literarischen und kulturgeschichtlichen Anspielungen und Beispielen wiederholt er bis zum Überdruß die Tendenz seines Werkes. (Beeinflußt von Scheits Vorrede zum Grobianus und Rabelais' Prologue zum Gargantua.) Er will die Welt erheitern und zugleich bessern. Er will durch Scherz belehren, in spaßhafter Weise der Welt die Wahrheit sagen und ihr alle Laster in einem Spiegel zeigen. Darum habe er sich gerade die derblustigen Eulenspiegeleien zum Vorwurfe erwählt. Daß sein Schalk vielfach unflätig auftrete, daran sei der Bearbeiter unschuldig. Er freue sich aber darauf hinweisen zu können, daß keine unzüchtige Buhlerei in Boccaccios Art darin vorkomme.

Im großen Gegensatz zum völlig sachlichen Bericht des Volksbuches, wo wir nichts von einer Persönlichkeit des Erzählers merken, tritt Fischart in seiner Bearbeitung als echter Humorist sehr subjektiv hervor. Er beginnt ja den ersten Vers der Darstellung geradezu mit „ich". Er wendet sich wiederholt an seine Leser, macht sie auf wichtige Ereignisse aufmerksam, spricht verschiedene Personen seiner Erzählung an, äußert zu allem seine eigenen Ansichen und Gefühle und verweist auf frühere oder spätere Teile seines Werkes. Ein geradezu inniges persönliches Verhältnis aber besteht zwischen dem Verfasser und Eulenspiegel selbst. Hierin ist der Einfluß von Kaspar Scheits „Grobianus" 1551 zu erkennen. Wie Fischart in seiner Prosavorrede erzählt, beabsichtigte Scheit selbst das Volksbuch zu verreimen, überließ aber dann diesen Plan seinem Schüler. Fischart hat nun das Werk, wie es Scheits Absicht war, „dem Grobiano gleichmessig" behandelt, nicht nur in der Form, sondern auch in seinem Verhältnis zu Till. Er redet ihn mit den zärtlichsten Kosenamen an, belehrt, rühmt oder tadelt ihn, entschuldigt gar zu grobe Streiche, nimmt regen Anteil an der inneren Entwicklung seines Helden und läßt ihn selbst seine Pläne und Absichten enthüllen.

Hier, wie bei der Ausmalung der verschiedenen grobianischen Lebenslagen gebraucht Fischart vielfach wörtlich Scheitsche Redewendungen, Vergleiche und Erwägungen, verstärkt den alten Eulenspieglischen Zug materieller Genußsucht und beabsichtigt ungesitteten Betragens und zeichnet bei jeder Gelegenheit seinen Helden als Vielfraß und Trunkenbold, als Faulpelz und Unflat. So wird der Schalksnarr ein echter und rechter Grobianer.

Für die Art, wie Fischart aus jedem Schwanke einen moralischen Kern herauszuschälen sucht und ihn meist in Form von Sprüchen an den Anfang oder Schluß seiner Kapitel setzt, sind Brants Narrenschiff und Murners Narrenbeschwörung, die er beide (wie auch Hans Sachs) in der Vorrede nennt, seine Vorbilder gewesen. Auch Brant erklärt in seinem Prologe, er wolle den Menschen alle ihre Torheiten in einem Spiegel zeigen. Mit Brants Reichtum an tiefen Gedanken kann sich Fischart nicht messen, aber frischer, launiger ist sein Jugendwerk, denn Brants und Murners didaktische Dichtungen haben auch darum

etwas trocken theoretisches, weil sie nicht an bestimmte Erzählungen anschließen.

Über die Art dieser Zusätze hat sich Fischart selbst in seiner Vorrede geäußert. Er habe die übernommenen Schwänke weder gekürzt, noch verfeinert, er habe nur versucht, sie womöglich noch heiterer zu gestalten und des ersten Verfassers Absichten „in Moralitäten und sittlichen Lehren" zu erraten und deutlicher auszusprechen.

Immer wieder weist Fischart auf die Gefährlichkeit der Schälke hin. Trotz ihrer Hinterlist und Gemeinschädlichkeit sehe man sie überall gerne. Sie gälten mehr, als Helden und Gelehrte, ihre Possen gefielen besser als weise Lehren. Schalkheit führe durch alle Lande und bringe reichen Gewinn. In der ganzen Welt, in allen Ständen gebe es so viel Schälke, daß vier Bücher nicht hinreichten, ihre Bosheit zu schildern. In einem langen Zusatz des 70sten Kapitels (Vom Schälkesäen) klagt Fischart-Eulenspiegel darüber, daß allüberall die Schälke wie Unkraut hervorschössen. Die ärgsten unter ihnen seien die Wucherer:

„Das seind die rechten schälck vnd Lauren,
Die da lauren hinder den Mauren
Vnd in den Häusern Federn spitzen,
In Sammet, Seiden daher glitzen
Vnd rauben doch durch erbarn schein,
Darumb sie die Stulräuber sein,
Gleich wie die Reuter Sattelräuber
Vnd in der that ists doch ein kleiber ...
Das Land außsaugen und außnagen,
Seind selbst die Thewrung in eim Landt
Der Hunger selbst, Mord, Hagel, Brandt,
Seind wie die Stein, ohn hertzlich dauren
Vnd achten nit der armen trawren."

Die Sünden der einzelnen Stände werden grell beleuchtet. Schon die durch Wortverdrehungen gebildeten neuen Berufsbezeichnungen enthalten den herbsten Tadel. Die Juristen nennt Fischart „Luristen" (von lûre = Lauer), die Advokaten: „Schadvocaten", die Apotheker: „Lappotheker", die ungerechten und blutsaugenden Amtleute: „Der Empter leid", den Rektor: „Rechtor" (rechter Tor) und Doktor leitet er ab von „Docken" (Puppen), „Deck den Thoren, dukt euch, daß man nicht seh die Ohren".

Er tadelt die Feinschmeckerei und Verschwendungssucht der Handelsherren, die nur an welschen Speisen und Kleidern ihr Genügen finden; er wirft den Ärzten vor, daß ihre ganze Kunst nur in Purgiermitteln bestehe, er verhöhnt die spitzfindigen Fragen und aberweisen Streitpunkte der Scholastiker. Er tadelt an seinen Zeitgenossen im allgemeinen das üppige Leben, die verschiedensten Modetorheiten, die Unsitten jeder Art.

Am schlechtesten aber kommen im gereimten Eulenspiegel die Priester weg. Schon das Volksbuch läßt nichts Gutes an ihnen. Fischart aber benutzt mit unverhüllter Freude jeden Zug der Vorlage, um die Habgier, den Eigennutz, die Heuchelei der Pfarrer und Mönche zu geißeln. Er nennt sie ihrer Tonsur wegen „gezeichnete Leute", die man fliehen müsse, er verspottet mit hämischen Witzen katholische Einrichtungen, so die Ohrenbeichte, die Totenmesse, die Klostergründungen, die Reliquienverehrung, schildert die allgemeine Verderbnis in Rom und beklagt den mächtigen Einfluß der Päpste in Deutschland.

Wie des Bearbeiters ethische Anschauungen in jedem Abschnitt durchbrechen, so sprudelt auch sein schalkhafter Mutwille an ernsten und heiteren Stellen über. Gut versteht es Fischart, insbesonders die Komik, die oft in der vom Volksbuch erzählten Situation unbenutzt verborgen liegt, zu humoristischer Wirkung zu verwenden.

Den Vortrag beleben Sprichwörter, Beteuerungen und Ausrufe, komische Wortbildungen und Zusammensetzungen, sowie die (aus der Tierfabel, dem antiken Anekdotenschatz und der deutschen Heldensage stammenden) Bilder und Vergleiche.

Den Vorzügen der Darstellung stehen auch fühlbare Mängel gegenüber. Den Anfänger verrät die vielfach unklare und ungeschickte Ausdrucksweise, willkürliche Verstöße gegen Satzfolge und Formenlehre, die oft, wie die vielen Gemeinplätze und schalen Flickwörter durch die Rücksicht auf den Reim zu erklären sind. Ferner die ermüdende Weitschweifigkeit. Fischart hat in vollständigem Gegensatze zu den Eulenspiegelschwänken des Hans Sachs, der den überlieferten Stoff in der Motivierung und in einzelnen Erfindungen ändert und ergänzt und dabei doch in gedrängtester Kürze erzählt, den Umfang seiner Vorlage, obwohl

er zur Fabel nicht die geringste Tatsache neu hinzufügt, mehr als verdreifacht und so seine Dichtung auf mehr als vierzehnthalbtausend Verse anschwellen lassen. Diese Breite der Darstellung ist in den ersten Abschnitten besonders empfindlich. Später weiß der Bearbeiter mehr Maß zu halten, gedrängter und besser zu erzählen und die langen Einschübe der letzten Abschnitte mit bedeutenden Gedanken zu versehen.

Die Verse des Eulenspiegel sind vielfach holprig und mit unreinen Reimen durchsetzt, sie sind augenscheinlich rasch hingeworfen und lassen die nachbessernde Hand vermissen. Die Gespräche erscheinen oft durch Reimbrechung belebt, der Abschluß größerer Abschnitte durch Dreireim äußerlich gekennzeichnet, was die Kenntnis der dramatischen Dichtungen von Hans Sachs verrät. Jedem Kapitel ist je ein Holzschnitt beigegeben von der Hand Tobias Stimmers, der offenbar die Zeichnungen der Vorlage nachgebildet, doch in der sorgfältigen Ausführung weit übertroffen hat.

Fischarts Bearbeitung des Eulenspiegel hat keine weitere Verbreitung gefunden. Sie erschien in einer einzigen Auflage, die heute nur noch in fünf Exemplaren erhalten ist. Sie blieb unbeachtet trotz ihrer durch Humor gewürzten Darstellung, trotz der inhaltreichen satirischen Zusätze, die schon ihres Verfassers (in der Schule des Lebens und durch eifriges Studium gewonnene) Reife erweisen. Nur er selbst erwähnt in Schriften der nächsten Zeit seine Umdichtung.

Das Volksbuch hingegen mit seiner knappen und volkstümlichen Redeweise, mit der glücklichen Heraushebung der verschiedenen Persönlichkeiten und Stände, mit der anschaulich frischen Darstellung war ganz dazu angetan, die nachhaltigste Wirkung in der Heimat wie in der Fremde bis in die Gegenwart herein auszuüben. Zu herb vielleicht, doch im ganzen richtig urteilt Jakob Grimm darüber: „Das gemeine Volksbuch ist viel ergötzlicher zu lesen, aber der Eulenspiegel reimweis bleibt unter dem Gegenstand.“

2. Aller Praktik Großmutter.

In dem gleichen Jahre wie der gereimte Eulenspiegel, erschien auch Fischarts Praktik, eine Satire, welche sich gegen die damals in ganz Europa verbreiteten, astronomischen Kalender und wahrsagenden Praktiken richtet, die von gewinnsüchtigen Druckern und gewissenlosen Gelehrten gerade im 16. Jahrhundert in ungeheurer Anzahl auf den Markt geworfen wurden und die Fischart empfindlich treffen oder verdrängen wollte. Vorbilder für die Art und Ausführung seiner Satire, sowie reichlich ausgeschöpfte Quellen boten ihm die verschiedenen scherzhaften und ironischen Praktiken, die in Deutschland, wie anderwärts schon vor Fischart erschienen waren.

Alle diese Parodien wurden veranlaßt durch die den meisten Kalendern des 15. und 16. Jahrhunderts beigegebenen Anhänge, die in der Regel den Zweck hatten, auf Grund astrologischer Deutung der Planetenkonstellation Wetterprognosen und allgemeine Weissagungen vorzubringen. Ende des 15. Jahrhunderts begann man diesen Anhang auch selbständig ohne Kalendarium unter dem Titel Praktik (practica in dem Sinne: Ausübung der Wahrsagekunst) oder Prognostik zunächst in lateinischer Sprache zu veröffentlichen. Doch bereits vor 1500 erschienen auch deutsche Praktiken, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Zahl wuchsen, im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichten und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts allmählich erloschen, nachdem sie für Unzählige nach Fischarts ironischem Ausspruch „so nötig als die Bibel" waren.

Berufsastrologen, Professoren, Ärzte, Geistliche, Hofmathematiker, darunter Namen von gutem Klange, doch auch Literaten niedrigster Art, Schwindler und Landstreicher (z. B. Doktor Faustus) beteiligten sich, nur auf geringe Erfahrungen gestützt, oft genug mit Absicht lügend, an dieser einträglichen Arbeit. Äußerlich, wie in ihrem Inhalt sind die Praktiken untereinander ziemlich gleich: meist Quarthefte von wenigen Blättern, oft mit den altüberlieferten Bildern des Jahresregenten, der Planeten, Tierzeichen usw. versehen, in der Regel in einer absichtlich dunkel, kraus und rätselhaft gehaltenen Prosa abgefaßt. Aus der Stellung

der Gestirne werden die zu erwartenden Folgen für ein oder mehrere Jahre abgeleitet. Erst die Witterungsverhältnisse der vier Jahreszeiten und der zwölf Monate, dann folgen Abschnitte über die Kriege und Seuchen des Jahres, über Obst und Feldfrüchte, über die gefährlichen Zeiten, an denen bestimmte Beschäftigungen zu meiden seien, über glückliche oder unglückliche Geburtsstunden des Jahres, über das Schicksal der einzelnen Nationen, Länder und Städte, je nach dem Tierzeichen, unter dem sie liegen, sowie der einzelnen Stände und Menschen, je nach dem Planeten, von dem sie beherrscht werden sollen. Auch Bauernregeln, volkstümliche Heilvorschriften, sowie genaue Bestimmungen für den Aderlaß (daher die Bezeichnung „Laßtafel" für die ältesten Kalender) sind meist beigegeben.

Die Weissagungen werden vorsichtig, mit Vorbehalt und unbestimmt geäußert, so daß sie schließlich einigermaßen zutreffen mußten. Trat der sicher angekündigte Weltuntergang, eine große Sintflut und dergleichen nicht ein, so redeten sich die Praktikschmiede flugs auf Gottes unerschöpfliche Gnade aus, der das drohende Unheil zuletzt doch abgewendet habe. Politische, soziale und kirchliche Ereignisse werden gern vorausgesagt. Auch auf diesem Gebiete bekämpfen sich Protestanten und Katholiken aufs heftigste. Je nach dem Standpunkte des Verfassers wird der baldige Untergang der Neugläubigen oder des Papsttums aus den Sternen gelesen. Beide Parteien warfen sich gegenseitig ihre Praktikenlügner vor: die Hebenstreit und die Liechtenberger.

Aus den protestantischen Kreisen, wo die Zahl und Wirksamkeit der Praktiken besonders groß war, ging auch die besondere Art der theologischen Praktiken hervor, die jegliche Astrologie zurückweisend, ihre Weissagungen aus der Heiligen Schrift, besonders aus der Apokalypse schöpfen, doch ebenso willkürlich und phantastisch ausdeuten, wie die astrologischen Bauernfänger. Ein Werk daraus wurde Fischarten zugeschrieben; das aus Jobins Druckerei hervorgegangene Prognosticon Theologicum von 1588, das in weitschweifigen, verworrenen, von schrankenloser Einbildungskraft eingegebenen Weissagungen die Weltereignisse bis zum Jahre 1600 voraussagt: die Eroberung Roms durch die Türken und den endlichen Sieg des evangelischen Deutschland

über Papsttum und Islam. Doch nicht ein Hauch Fischartischen Geistes ist in diesem überaus umfänglichen, in einem platten und unreifen Stil geschriebenen Buche zu verspüren, das übrigens, in der Vorrede ausdrücklich als das Werk eines jungen protestantischen Pfarrers (mit dem Decknamen Adam Nachenmoser) bezeichnet wird.

So verbreitet auch diese Art von Praktiken waren und so viel Ansehen auch die Astrologie überhaupt bei Hoch und Nieder im 15. und 16. Jahrhundert genießen mochte, so waren doch einzelne Zeitgenossen einsichtig und tapfer genug, auch diese Seite der menschlichen Torheit zu bekämpfen. Die großen Satiriker vor dem Beginn der Reformation Erasmus Roterodamus und Sebastian Brant, Murner und Gengenbach erhoben ihre Stimmen gegen die Verfasser und Leser von Praktiken, Martin Luther, sowie mehrere Gelehrte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eiferten heftig gegen den ganzen Kalender-Anfug. Aber der Tadel allein genügte nicht. Die Lächerlichkeit und zähe Unverschämtheit der Praktiken reizte die Gegner zu spöttischen Nachahmungen. In großer Zahl erschienen daher vom Ausgang des 15. bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts Scherz-Praktiken, die Form und Inhalt der ernst gemeinten Praktiken vollständig, jedoch zur Ironie verkehrt nachbildeten, die selbstverständlichsten und lächerlichsten Dinge im Scherze weissagten und die bequeme Gelegenheit zu satirischen Ausfällen gegen die mannigfachen Übelstände der Zeit benutzten. Es gibt deutsche, lateinische, französische, italienische Praktiken, von denen hier nur Fischarts Quellen Berücksichtigung verdienen.

Die ältesten Erzeugnisse dieses Literaturzweiges sind die komischen Laßtafeln vom Jahre 1480 und 1501, die zum Teil wörtlich übereinstimmen mit späteren Drucken, so auch mit Fischarts Quelle, der „Laßtafel vnnd Practica des weytberümgten Doctor Grillen von dem Narrenstein.“ Sie enthalten komische Angaben über die astronomischen Eigenschaften des betreffenden Jahres, sowie witzige, meist absichtlich unsinnige, zum Teil schlüpfrige Bestimmungen über den Aderlaß, über den Eintritt des Neumondes und über das Wetter in den einzelnen Monaten nebst scherzhaften Rezepten.

Die weiteren Spottpraktiken stehen nun fast insgesamt unter-

einander in engerem oder weiterem Zusammenhang. Meist hat der jüngere Verfasser den älteren ausgeschrieben oder doch frei benützt. Zu den Erstlingen dieser Art gehört die Schweizer „Praktika Doctor Johannis Roßschwanz“ (1509), die lauter selbstverständliche Dinge von Fürsten, Geistlichen, Rittern, Studenten, Frauen, von verschiedenen Ländern, Städten, von Früchten, von Krankheiten und Kriegen für das betreffende Jahr voraussagt. Sie ist wiederholt nachgeahmt, ausgeplündert und unter anderem von Jakob Henrichmann in dessen Prognostica 1509 ins Lateinische frei übertragen und mit einigen Zusätzen versehen worden.

Dieses Büchlein Henrichmanns, sowie das inhaltsverwandte Prognosticon Heinrich Bebels (1512) boten Rabelais die Anregung zu einer ähnlichen, doch unvergleichlich launigeren und geistvolleren Satire. Für seine Pantagrueline Prognostication (1533), hat Rabelais von seinen lateinischen Vorgängern nur wenige Absätze übernommen. Im übrigen hat er irgendeine der typischen Praktiken in selbständiger Weise persifliert. Zuweilen durchbricht sein Zorn den satirischeu Ton und läßt ihn mit pathetischem Eifer die gottlosen Narrheiten der Kalender-Propheten bekämpfen.

Nicht nur gegen den Unsinn der Kalenderliteratur überhaupt, sondern auch gegen den herausfordernden Ton der überwiegend protestantisch tendenziösen Praktiken tritt mit gedoppeltem Kampfeseifer Johannes Nas in seiner mehrfach aufgelegten Gegenpraktik auf. Die erste Fassung seiner Practica practicarum 1566 hat zwei ironische Kapitel, eines über die vier Jahreszeiten mit überaus komischen Voraussagungen über Wetter, Feldfrucht und Befinden der Menschen im Geiste Rabelais' und ein Kapitel über die zwölf Monate und Tierzeichen, das sich an Johann Weiermanns Berner Spottpraktik vom Jahre 1564 anlehnt, doch darüber hinaus eine Fülle witziger Einfälle und satirischer Seitenhiebe beibringt. In den übrigen Abschnitten aber bekämpft Nas mit ernst gemeinten breiten Ausführungen auf Grund von Aussprüchen der Bibel, der Kirchenväter, zahlreicher Gelehrter des Mittelalters und der Reformationszeit (auch Luthers) die „vanitet der Astrologischen vorsagung“, die er als Gebärmutter der Ketzerei bezeichnet.

Nach der zweiten (nur unbedeutend geänderten) Auflage vom Jahre 1567 erschien 1571 eine stark gemehrte (späterhin auch wiederholt nachgedruckte) Fassung der Practica practicarum, die in mehreren neuen Abschnitten mit größerem gelehrten Material wiederum „alle Einreden der Sterngucker" wiederlegt und ein neues ironisches Kapitel, eine freie, erweiterte Verdeutschung der Prognostica Henrichmanns aufweist.

Diese Schriften lagen nun Fischarten vor, als er auch seinerseits empört über den Aberwitz und den Trug der Astrologen, sowie über die auch in Straßburg eifrig gedruckten Praktiken sich entschloß, durch ein möglichst volkstümliches, von wirksamem Spott erfülltes Büchlein die landläufige Kalenderliteratur in den weitesten Kreisen lächerlich zu machen.

Den ersten Anstoß gab ihm zweifellos Rabelais, mit dem sich Fischart in jener Zeit bereits beschäftigte. Als Anhang zu seinem großen Roman hatte Rabelais die Pantagrueline Prognostication 1533 veröffentlicht und sie dem maistre Alcofribas, Architriclin dudit Pantagruel zugeschrieben. Diesen Zusammenhang hat Fischart äußerlich bewahrt und bei seiner Praktik, obwohl sie drei Jahre vor der Bearbeitung des Gargantua erschien, Pantagruel im Titel (und gelegentlich auch im Texte) erwähnt. Auch die Praktiken seines Gegners Nas und dessen Quellen konnten ihm, einmal auf dieses Gebiet aufmerksam gemacht, nicht lange verborgen bleiben. Schon in Dominici Leben erwähnt er sie wiederholt.

Doch hat Fischart diese Vorbilder nicht abgeschrieben, sondern mit reichlichen Zusätzen volkstümlichen Gutes und eigener Erfindung ein neues selbständiges Werkchen geschaffen. Folgerichtiger als Nas erfüllte er dessen Absicht, den Feind mit seiner eigenen Wehr zu erlegen, indem er sich in Anlage und Ausführung seiner in Prosa abgefaßten Satire genau an die ernstgemeinten Praktiken anschloß.

Die erste Ausgabe der älteren kürzeren Fassung von Fischarts Praktik erschien im Jahre 1572 unter dem Titel: „Aller Praktick Großmutter. Ein dickgeprockte Newe vnnd trewe, laurhaffte vnnd jmmerdaurhaffte Procdick ... sampt einer gecklichen vnd auff alle jar gerechten Laßtafeln." Mit dem Hehlnamen:

„Winhold Wustblut vom Nebelschiff, des Königs Artsus von Landagrewel“ (für Pantagruel) „Kalenderreimer.“ Der Druckort Basel ist durch „Altennarren und Narrenweiden,“ angedeutet.

Die Parodie wird eröffnet (gleich den ernstgemeinten Praktiken) mit einem Abschnitt über die allgemeinen astronomischen und meteorologischen Eigenschaften des betreffenden Jahres. Nach einer scherzhaften, krausen (einem alten Basler Rebus nachgeahmten) Andeutung der Jahreszahl: „Als man das Jar zeichnet mit einem gelegten kessel oder einem Rincken mit seinem dorn vnnd vier huffeisen, auch einer zimmeraxt, mit angehenckten zwo spindeln, zwen schmaltzhäfen und zween krüg“ kündigt Fischart in mehreren willkürlich aus Nas-Henrichmann, Grill und Rabelais herausgerissenen mit selbstverständlichen und unsinnigen Weissagungen eigener Prägung untermengten Brocken die zu erwartenden Eigenschaften des anbrechenden Jahres an. „Diß jar wird ein Schalckjar sein von halb hundert guten faul Montagen.“ „Die gulden zahl erzeigt sich bey den armen schmal.“ „Diß jar würt nur ein Mon sein.“ „Nach wind kompt regen, wenn es regnet ists naß“ usw.

Darauf folgen einige seltsame Ankündigungen von Finsternissen und der Abschnitt über die vier Jahreszeiten, worin Fischart ziemlich selbständig, nur wenige Sätze aus den verwandten Kapiteln von Nas und Rabelais benützend den neugierigen Lesern im derben Ton die komischesten Versicherungen erteilt, daß beispielsweise sich in der Fastnacht ein Teil der Welt verkleiden werde, daß im Sommer „das Dorffwasser im Brunnen so süß vnd geschmack werden (wird), des manchem durstigen Schnitter ein kalter trunck wassers baß schmacken wird, dann den Reichen hünerfressern der badwarm gänßwein.“ Auch sei zu vermuten, daß in der Hitze die Flöhe den Frauen viel Ungemach bereiten würden. Im Herbste werden die Laubbäume ihre Kleidung verlieren und nackend zu Schanden stehen. Nach der Traubenlese wird übermäßiger Weingenuß manchen Schaden stiften. Im Winter, bis der Frost eintritt, werde das Weibervolk von einbrünstiger Liebe zum Ofen entzündet werden.

Nach einigen dunklen Aussprüchen über die Planetenkonstellationen folgt das umfängliche Kapitel vom Stand der Leute nach den Planeten. Rabelais hatte in genauer, aber ironischer

Nachbildung der landläufigen Praktiken die sogenannten Planetenkinder zusammengestellt, Menschen, die nach Temperament und Beschäftigung dauernd im Bannkreis bestimmter Planeten verbleiben und von deren Aspekten in ihren Geschicken abhängig sind. Diese ganze humorvolle Liste hat Fischart herübergenommen und reichlich gemehrt, das Ganze mit satirischen Ausfällen versehen und auf deutsche Verhältnisse übertragen. Dem Jupiter sind demnach unterworfen, die „nicht viel arbeyten wöllen, die ein schelmenbein haben im rucken, das sie sich nicht gern bucken", die Ablaßkrämer, Amtleute, Büttel, Mönche und Pfaffen, Notare und Advokaten, überhaupt alle Papiersudler. Die werden im anbrechenden Jahre mehr Geld verdienen durchs Sitzen, als gewöhnlicher Arbeiter durchs Schwitzen. Ja: „Ettliche Trucker und Schreiber werden sich mehrtheils mit blossen worten ernehren". Aber all diese Jovisten mögen sich vor dem Podagra hüten, mit Pelzen, Socken und Krücken dazu rüsten und zur Vorsicht Wasser in ihren Wein mischen. Die unter dem Eisenbeißer Mars, die Henker, Mörder, Räuber, Galgenvögel, Fechter, Troßbuben, Glücksjäger, eine „Catilinisch geselschaft" müssen befürchten, daß einer von ihnen zum Feldbischof erhöht werde, um den Vorübergehenden mit den Füßen den Segen zu erteilen. Krieger und Reiter werden sich so verhalten, daß ihnen kein Wirt etwas schuldig bleiben wird. „Im krieg werden viel gleiches todts umbkommen, die doch ungleich Nativiteten hatten."

Der strohhitzigen Venus verwandt sind alle Buhler, Schürzenjäger, Liebesnarren, Amadisleser und „nomina desinentia in in, ut Näherin, Köchin usw." Auch ihnen drohen aus den Einflüssen ihres Gestirns mancherlei Gefahren.

Anschließt sich das unerläßliche Kapitel von den zwölf Monaten. Fischart bringt hier für jeden Monat Weissagungen über das Wetter und das Leben in der Natur überhaupt, setzt diese Ereignisse in die seltsamsten Beziehungen zu den betreffenden Tierzeichen, zu Kirchenfesten und Kalenderheiligen. Nahezu die Hälfte all dieser Abschnitte entnahm er wörtlich oder mit geringen Änderungen der Practica von Nas und fügte seinerseits Bauernregeln, Volkssprüche, Schwänke und allerlei Spaßhaftes hinzu. „Im Augst gibt es hitzig lieb, dan die Son geht in die jung-

fraw, dise zeit würd so grausam heyß sein, das ein schwartzer Krebs, so man jn siedet, gantz rot würd, das seind dan lustige todten ... Sanct Laurentz ist der wärmst lentz. Augst soll sein ein Augentrost, Macht zeitig korn vnd Most." Die kurzen Schlußabsätze zu den einzelnen Monaten mit den tollsten Ausführungen über das Eintreten der Mondphasen und derben Bemerkungen über das Aderlassen voll blühenden Unsinns und zweideutigen Anspielungen verdankt Fischart außer einigen Zusätzen der Grillschen Laßtafel.

Die nächsten Kapitel: Von Früchten, Obst und Wein, aus dem wir unter anderem erfahren, daß „der wein im Schwartzwald vbel gerathen, im Böhmerwald gar vmbfallen, aber in guten Weinländern ziemlich ansetzen wird", von Metall, Gold und Reichtum: „Das kupffer würd zu grossen Ehren kommen, dan mans in viel Münzhütten zum Silber heurathen würd", und „des St. Francisci leiden vnd Orden würd sehr groß sein, bey denen so kein gelt haben"), von ungern erhörtem Glück, und von Nationen und Städten sind mit Benutzung von Nas-Henrichmann verfaßt. Aus Rabelais hat Fischart noch etwa die Hälfte für das letzte Kapitel von Krankheiten, Arzneien und Sterben genommen. Endlich bekennt Fischart im gereimten Epiloge, daß es seine Absicht war, das „lastrolugium" bloßzustellen und allen Kreisen zu verleiden.

Trotzdem hier Fischart seine Quellen ausgiebig benutzt, so erscheint doch das fremde Gut so selbständig verarbeitet und mit den reichen Beigaben des Verfassers zu einer solchen Einheitlichkeit verschmolzen, daß der besondere charakteristische Stil Fischarts überall zutage tritt, vor allem in der selbstherrlichen Laune, mit der so recht von oben herab vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes der Aberglaube bekämpft und der ganze Stoff gemeistert wird. Die Darstellung ist gleichmäßiger als in anderen Scherzpraktiken und durchweg volkstümlich, durchsäet von Schwänken und Späßen, Redensarten und Sprüchen. Vor allen ihren Vorläufern zeichnet sich Fischarts Praktik aus durch die Einheitlichkeit der Satire, die vom Anfang bis zum Ende den Ton der Ironie festhält.

Diese Geschlossenheit der Form, diese Gleichmäßigkeit des

Tons der ersten Fassung, die 1573 in einem fast unveränderten Abdruck (sicher bei Jobin in Straßburg) herauskam, wurde in der zweiten um mehr als das Dreifache erweiterten Bearbeitung ganz durchbrochen: „Aller Practic Grosmuter. Die dickgeprokte Pantagruelinische Btrugdicke Prokdik oder Pruchnastikaz, Lastafel, Baurenregel vnd Wetterbůchlin. ... Durch Winhold Alcofribas Wüstblutus, des Herrn Pantagruel Löffelreformirer“ 1574. Der Druckort (Straßburg) ist wieder nicht angegeben. Der Verfassernamen ist nun durch M. G. F. J. und „Retznem“ angedeutet.

Die zweite Bearbeitung zeigt dieselbe Anordnung, die gleichen Kapitel wie die erste. Doch sind außer einer Vorrede und einem Schlußgedichte zwei neue Kapitel „Von dreierlei Himmelslichtern“ und „Von Nativiteten und Kometen“ hinzugekommen. Die alten Abschnitte sind zu ermüdender Breite erweitert. Die vielen Zusätze sind oft gar nicht verarbeitet und bringen mit dem fremden Stoff auch einen fremden Stil in den alten Aufbau. Weit stärker als in der ersten Auflage ist nun die Prosa von gereimten Sprüchen durchsetzt.

Die Vorrede führt in überaus scherzhaftem Ton, aber in ernster Absicht (mit Benutzung der Vorreden von Nas und Rabelais) von neuem aus, daß Fischart die betrügerischen Astrologen bekämpfen wolle, die sich aus ihren Nestern erhoben und mit dem Esel aufs Eis gehen, weil sie merkten, daß ihre Praktiken und Nativitäten ihnen viel in die Küche tragen und bei Fürsten und Städten Ansehen erwecken. Sie haben die Prognostiken nötiger gemacht, als die Bibel, daß man heutzutage es nicht wage, Krieg, Arzenei, Heirat oder Bündnis ohne ihr kroatisch Ziffermalen vorzunehmen. Jeder Luginsland und Kälberarzt unterstehe sich heute bereits in dunkeln, nichtssagenden Reden der Menschen Geschicke aus dem Stand der Planeten abzuleiten. Die Heiligkeit der Religion, die Heimlichkeit des Gewissens, die Gotteskraft des Wunders bänden sie an die Sterne. Aus Mitleid mit dem neuzeitung-begierigen, leichtgläubigen Völklein habe nun der Verfasser die Geheimnisse des Himmels mit Dietrichen erbrochen.

Fischart hat für seine zweite Bearbeitung aus Rabelais und

Nas den noch nicht verwendeten Rest bis aufs letzte Wörtchen herübergenommen. Die Beziehungen der Praktik als einer Art Anhang zum Gargantua sind jetzt wiederholt betont. Die Kapitel von den vier Jahreszeiten, den regierenden Planeten und den zwölf Monaten haben bedeutende Erweiterungen erfahren. Das Kapitel vom Stand etlicher Leute nach dem Planeten zerfällt nun nach Benutzung der alten und neuer Quellen in siebzehn Unterabteilungen. Es hat neben einem einleitenden Gedichte, das sich an Alciatis Emblem vom distelfressenden Esel anschließt, zu jedem Planeten einen eigenen Abschnitt mit besonderen Verhaltungsmaßregeln, dann lange Listen z. B. über die Beziehungen der Farben der Haare, Augen usw. zur Geistesart der betreffenden Menschen und anderes mehr.

Henrichmanns Prognostica benutzt Fischart jetzt unmittelbar. Auch das aus dem Anfang des Jahrhunderts stammende, weit verbreitete und vielfach ausgeschriebene deutsche Wetterbüchlein von Leonhard Reinmann wurde ausgeschöpft. Fischart setzte für sein neues Kapitel von den dreierlei Himmelslichtern die ernstgemeinten Angaben des Meteorologen in Reime um und verbrämt sie mit Scherzen, derben Vergleichen und Wortspielen und verwendet seine Bauernregeln für das Kapitel über Gewitter und Witterung.

Für weitere Einschübe, für die Schwänke, Narrenlisten, Wetterregeln macht er Anleihen bei den verschiedensten literarischen Speichern, für die Monatsnamen bei Iunii Nomenclator 1576, für die Sprichwörter bei Egenolff. Auch zahlreiche Zitate und Hinweise auf klassische und neuzeitliche Dichtungen (auch auf seine eigenen Schriften, den Eulenspiegel Reimensweis, den Flöhhaz Dominici Leben) helfen den Text mehren. Zu den zwölf Monaten wurden jetzt die Stimmerschen Bilder aus dem deutschen Ismenius 1573 verwendet, doch nimmt Fischart nur beim April in der Darstellung darauf Bezug.

So buntscheckig nun der aus allen möglichen Flicken zusammengesetzte Text geraten sein mag, selbst in der zweiten Fassung verleugnet kein Abschnitt Fischarts Verfasserschaft. Wir erkennen sie, abgesehen vom Wortschatz und Stil, in dem überall hervortretenden Bestreben, die sternamhimmligen und sandammeerigen Gebrechen der Zeit, die Mißbräuche und Unsitten in Heimat

und Fremde zu geißeln. Seine satirische Beobachtungsgabe erweist er am besten in dem auch sehr erweiterten Kapitel von Nationen, Städten und Ländern. Hier, wo unter anderem z. B. geweissagt wird, daß „Polen vnd Ungarn groß Krieg mit dem Vngezifer führen", daß „der gemein Mann zu Würtzburg nit so Reich seyn werde, als desselbigen orts etliche Domherrn", stellt er lange Listen von Leuten zusammen, an denen es in bestimmten Ländern oder Städten keinen Mangel geben werde. So kommt eine knappe Charakteristik der Nationalfehler zustande. Unter den Spaniern, sagt Fischart, fehlt es nicht an Ruhmredigen und Geizigen, in Italien nicht an Prachtliebenden und Tückischen, in Frankreich an Leichtfertigen, in England an Fressern, in Deutschland an Schnarchhansen. Sehr boshaft zählt er in der gleichen Liste der Überschüssigen auf: Schmeichler an Höfen, Heuchler in Klöstern, Geadelte in Österreich, Juden zu Frankfort (mit dem späteren Zusatz „vnd in allem ort"), Juden zu Prag „wiewohl jhren schier zu wenig, denn die Christen müssen auch heut Wucher treiben". Und das ganze Kapitel eröffnet er mit edlem Unmut und schneidendem Spott über das Einreißen fremden Einflusses in Deutschland: „Das Edel Volckreich Teutschland wird diß Jahr in allen Wollüsten Glückselig Triumphiren, und mechtig gut Männlein sein, also daß viel frembde Nationen werden hilff bey jm suchen, sich dahin begeben, begrasen, einschlagen vnd durchreisen, vnd zu belohnung den frembden Staub darinn lassen, daß Teutsch Gelt hinauß tragen: daher uns die frembde breuch bleiben vnd die einheimische versteuben."

Fischart hat seine Vorläufer, die er freimütig und weitherzig benutzt, aber alle (wenigstens in der zweiten Fassung) nennt, auf dem Felde des literarischen Wettwerbes besiegt. Daß seine Satire am kräftigsten einschlug, ersehen wir aus dem Umstande, daß seine erweiterte Praktik in zahlreichen Ausgaben bis zum Jahre 1635 immer wieder neu aufgelegt und von späteren Satirikern wiederholt benutzt und nachgeahmt worden ist. Den Gegner allerdings, den es in erster Linie zu bekämpfen galt, die ernstgemeinte Praktik, konnte Fischart bei allem Erfolg seiner wirksamen Satire nicht aus dem Felde schlagen.

3. Der Flöhhaz.

In die Zeit zwischen beide Fassungen der Praktik fällt die launigste und harmloseste von Fischarts Jugendsatiren, das kleine, an volkstümliche Fabeln und an zwei fremde Flohdichtungen sich anschließende gereimte Tierepos „Der Flöhhaz."

Wie die satirische Tierdichtung im allgemeinen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf reichen Überlieferungen der Antike und des deutschen Mittelalters, besonders dem Reineke de Voß ruhend von neuem frisch auflebte, so war auch im besonderen das scherzhafte Motiv von den innigen Beziehungen zwischen den Weibern und den Flöhen in der Zeit vor Fischart wiederholt aufgetaucht: in neuen Bearbeitungen von Fabeln des Äsop oder des Paulus Diaconus, in lateinischen Dichtungen zahlreicher Humanisten, so besonders in den Floh-Enkomien von Calcagninus und Gallissardus, wo der Floh gerühmt und glücklich gepriesen wird, in Schwänken von Bebel, Lindener, Montanus, Hans Sachs, in volkstümlichen Dichtungen und Volksliedern, in Vorläufern, die Fischart zum größeren Teil gekannt, im Flöhhaz erwähnt und auch in einzelnen Zügen benutzt hat. Ihn selbst lockte dieser Stoff schon lange, hat er ihn doch, wie sein Meister Scheit in der „Lobrede von wegen des Meyen", gelegentlich episodisch angeschlagen, so in ‚Dominici Leben,' im ‚Eulenspiegel' wie in der ‚Praktik'.

Zur Fastenmesse 1573 erschien die erste Fassung seiner Tierdichtung bei Jobin in Straßburg unter dem Titel:

„Flöh Hatz, Weiber Tratz.
Der wunder vnrichtige vnd spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern: Ein New geläß auff das vber kurtzweiligest zubelachen, wo anders die Flöh mit stechen einem die kurtzweil nicht lang machen."

Der Verfasser ist in der Überschrift des Schlußgedichtes mit J. F. G. M. angedeutet, Jahr, Verlag und Druckort sind auf dem letzten Blatt vermerkt.

Die Dichtung besteht, abgesehen von den Anhängern, aus zwei Teilen: „Des Flohs klag; von der Weiber Todschlag" und als Entgegnung darauf „Die Nutwendige vnd Böständige Ver-

antwortung der Weiber." Der erste Teil, die Flohklage ist eine abgerundete Dichtung für sich, ein Meisterstück eines kleinen rein komischen Tierepos. Der Inhalt ist frei erfunden. Nur der Umriß ist überliefert: die zum Himmel emporgesandte Klage eines verfolgten Tieres. Im 15. und 16. Jahrhundert finden wir wiederholt bei Meistersängern, Fabeldichtern und in Volksliedern Tierklagen. Hans Sachs hat nach älteren Motiven eine Wolfsklage und eine Hasenklage gedichtet, die beide im Flöhhaz erwähnt werden. Namentlich die Wolfsklage, worin das im berechtigten Streben nach Nahrung von allen Seiten bedrängte Tier ausführt, daß es ja nur seiner Natur gemäß handle, und schließlich Jupiter um Abhilfe anfleht, hat die Flohklage deutlich beeinflußt. Frei von satirischen Zeitanspielungen zeigt die Flohklage eine ganz volkstümliche Behandlung der Tierschwänke. Mit Scharfsinn und Humor ist die Flohwelt belebt. Alles erscheint voll Bewegung und mutwilligster Laune, und ohne Abschweifungen läuft die Erzählung rüstig vorwärts. Allgemein wurde die Flohklage als eine der vorzüglichsten kleineren Dichtungen Fischarts bezeichnet, wobei allerdings auffiel, daß die Art der Behandlung ganz abweicht von Fischarts schriftstellerischer Eigenart und seiner Lust, fremdes Gut zu bestimmten tendenziösen Zwecken völlig umzuarbeiten.

Nun rührt die Flohklage in der ersten Ausgabe in der Tat nicht von Fischart her, sondern von dem Rappoltsweiler Stadtschreiber Mathias Holtzwart. Auf der Rückseite des Titelblattes zum Flöhhaz sagt M. H. H. M. (das ist Matthias Holzwart, Harburgensis Magister) in lateinischen Distichen, er habe die vorliegende Kleinigkeit auf Bitten einiger Freunde in kurzer Zeit abgefaßt. Auch die Bemerkung: Seria deponens, liberiora dedi paßt auf Holtzwart, den Dichter der Tragödie Saul und der Eikones, nicht aber auf Fischart, der knapp vor dem Flöhhaz den Eulenspiegel und die Praktik herausgegeben hatte. Fischart selbst spricht in seinem Epiloge in der Beurteilung verwandter Dichtungen von der Flohklage, wie von einer fremden Schrift:

„Deßgleichen muß ich loben sehr
Hie des Flohs klag zum Jupiter,
Der seim Sommergsellen, der Mucken
Klagt, wie man ihn gar wol vertrucken" ...

Auch Sprache, Stil und metrische Behandlung der Flohklage weichen vom zweiten Teile und den sonstigen Dichtungen Fischarts wesentlich ab. Der Stil wirkt mit den einfachsten Mitteln. Die Sprache ist grob alemannisch gefärbt, die Verse nicht sehr regelrecht gebaut und reich an unreinen Reimen.

Die Flohklage ist, abgesehen von einigen kurzen Zwiegesprächen zwischen Floh und Mücke, rein episch gehalten. Der Floh erzählt seine Erlebnisse: wie er der faulen schmierigen Mägde überdrüssig, von ohngefähr eine schöne vornehme Jungfrau erblickt und großes Verlangen nach ihr gewinnt. Wie ihn dann sein Vater vor dieser gefährlichen Beute warnt und als abschreckendes Beispiel seine eigenen tollkühnen Jugendstreiche und waghalsigen Unternehmungen vorführt. Der inhaltreiche Bericht des väterlichen Flohes steht im Mittelpunkte des ganzen Gedichtes, und hier finden wir auch die verhältnismäßig breiteste Ausmalung der Einzelheiten, so besonders bei der Schilderung des Weiberklatsches auf dem Gümpelmarkte. Der Floh erzählt weiter, wie er, der wohlgemeinten väterlichen Warnungen nicht achtend, von Wagemut und Genußsucht beseelt, sogar seine Eltern und Freunde verleitet, mit ihm bei einem Hochzeitsmahle die schöne Jungfrau anzugreifen, wie dann alle daselbst ihr Leben einbüßen und der junge Anstifter allein mit knapper Not entflieht. Das alles ist frisch und witzig, freilich auch derb vorgetragen, was bei diesem Stoffe nicht zu vermeiden war. Die Grausamkeit, Blutgier und erfinderische Verfolgungswut der Frauen wird grell beleuchtet. Des Werkchen endigt mit dem Troste der Mücke; ohne Hinweis auf eine Fortsetzung. Es ist deutlich in sich abgeschlossen.

Diese Flohklage kam handschriftlich wahrscheinlich durch Jobin in Fischarts Hände. Die Schwäger standen ja auch anderweitig mit Holtzwart in literarischen Beziehungen. Und das war nun so recht Fischarts Art, an ein fremdes Werk seine satirischen Einfälle anzuschließen. Für die erste Ausgabe hat er jedenfalls die fremden Verse unverändert gelassen und sich vorläufig damit begnügt, in einem zweiten Teile auf die „Klagred" eine „Gegenred" zu liefern: die Verteidigung der Frauen gegen die Vorwürfe der Flöhe und den Urteilsspruch des als Richter angerufenen Jupiter.

Fischart tritt im zweiten Teile als Flohkanzler auf, als Notar, Sekretär und Fürsprech der Weiber, zugleich von Jupiter für alle Flohangelegenheiten bevollmächtigt. Auch diese Einkleidung ist in der satirischen Literatur altüberliefert. Murner ist der Schelmenzunft Schreiber und Zunftmeister, der Gäuchmatte Kanzler, Scheit ist des Grobianerordens Pedell, Pförtner und Schreiber, und Fischart selbst bezeichnete sich früher als „der Eulenzunfft guttwilliger Eulenreimer und Eulenreisser". Auch der Inhalt dieses Teiles ist durch ein älteres Vorbild angeregt worden, durch die etwa 1544 erschienene Strophendichtung Procès des femmes et des Paces. Der unbekannte Dichter tritt hier als frère Mineur auf und fällt die Entscheidung. Diese Dichtung berührt sich mit der bedeutend umfangreicheren „Gegenrede" Fischarts im Urteil und in Einzelheiten, doch hat der Franzose die Frau selbstredend eingeführt.

Als Anwalt der Frauen nimmt Fischart alle Einzelheiten der Flohklage vor und stellt so eine enge Beziehung zwischen beiden Teilen her. Punkt für Punkt erweist er gegenüber der Flohklage, daß die Frauen im Rechte sind, daß sie nur aus Notwehr zu Totschlägerinnen werden. Diesen Ausführungen liegt ein tieferer Sinn zugrunde, eine allerdings nur leise angedeutete Tendenz: die Überhebung, die Unzufriedenheit mit dem eigenen Stande soll getadelt werden. Die Flöhe müssen die Verfolgungen von Rechts wegen dulden, weil sie aus dem Staube, indem sie geschaffen wurden, zum Hunde, vom Hunde zur Magd, von der Magd zur vornehmen Dame aufstreben. Ihre eigene Genäschigkeit bringt sie blindlings in Gefahr. Sie quälen die Frauen unablässig bei Tag wie bei Nacht und in jeder Jahreszeit. Sie sind schuld, daß die Frauen der Scham vergessen und sich entblößen, daß sie lächerliche Moden einführen. Die Flöhe erschrecken schwangere Frauen, daß diese ums Kind kommen oder Mißgeburten in die Welt setzen; sie behindern sie an der Arbeit, sie verleiden die Mädchen ihren Liebhabern, sie peinigen schon das Kind in der Wiege und stören alt und jung in der kirchlichen Andacht. Nach Aufzählung aller dieser Verbrechen erfolgt des Urteil des Kanzlers. Hier wird manches Motiv aus den früheren Teilen zum dritten Male wiederholt, allerdings immer von einem neuen Gesichts-

punkt aus und mit neuen komischen Wendungen. Der ziemlich weitschweifige Urteilsspruch verkündet den Flöhen, daß sie sich von nun ab mit Tierblut begnügen müssen. Bei den Frauen wird ihnen mit mannigfachen Vorbehalten eingeräumt: der ganze Leib im Bade, die Beine beim Tanzen und jederzeit die geschwätzige Zunge. Dieser zweite Teil erweist sich als echtes Geisteskind Fischarts, auch in den satirischen Deutungen und Wortspielen, die der Dichtung erst den Charakter des Prickelnden und Stichelnden verleihen. Wie der gereimte Eulenspiegel, so erweist auch der Flöhhaz in der frischen Behandlung von Anrede, Frage und Antwort, der Ankündigung neuer Personen den Einfluß Sachsischer Fastnachtspiele.

Dem zweiten Teile folgen in Prosa einige Rezepte zur unblutigen Vertreibung der Flöhe, die ernst gemeint sind und noch heute zur Anwendung kommen, ferner der Epilog, und „Das alt gemein Flöhen Lied", ein altes Volkslied vom Kriege der Weiber mit den Flöhen, das schon um 1530 auf einem fliegenden Blatte erscheint und mit verschiedenen Varianten vor und nach Fischart Aufnahme in viele Liederbücher des 16. Jahrhunderts gefunden hat. Die dritte und die sechste Strophe, die sich anderwärts nicht finden und nähere Beziehungen zur Flöhhaz zeigen, rühren wahrscheinlich von Fischart her:

Vnd wiewol man klagt sehre,
  Das sie [die Weiber] seind schuldig dran,
Das sich das Flöhgschmeiß mehre,
  Weil sie Beltz tragen an,
Sag ich, es sey verlogen,
  Denn Gott hat Euá bald
Im Garten Beltz anzogen,
  Wer ist, der Gott je schalt.

Der diß Lied hat gesungen,
  Trägt ein mitleiden groß
Mit Weibern, hart getrungen
  Von Flöhen vber d' moß,
Vnd wünscht, das alle Künste
  Gedächten auf alle wäg,
Das man zur Frawen dienste
  Der Flöhen mutwill leg.

Das Büchlein hatte einen großen Erfolg. Der Dichter rühmt selbst im Prolog der erweiterten Fassung die große Verbreitung des

Flöhhaz und die „gros Authoritet, Das es gleich beym Katchismo steht". Nach vier Jahren erschien eine völlig umgearbeitete und stark erweiterte Ausgabe unter dem alten Titel mit der neuen Bemerkung: „Durch Hultrich Elloposkleron auff ein neues abgestosen und behobelt". 1577. Auch im Texte deutet jetzt Fischart wiederholt seine Verfasserschaft an, während er Holtzwarts Anfangsbuchstaben wegläßt. Namentlich der erste Teil, die „Erneuerte Flohklag" wurde inzwischen gänzlich umgestaltet, von 892 auf 2446 Verse erweitert und dadurch erst zu seinem literarischen Eigentum gemacht. Versbau und Reime wurden gebessert, Reimkünste eingefügt, sprachliche Härten gemildert, Einzelheiten stärker ausgemalt und die Komik verstärkt.

Gleich die ersten 778 Verse sind neu hinzugekommen. Daß in der zweiten Fassung der erzählende Floh selbst so schwer verwundet ist, daß er „kaim ehrlichen Floh meh gleich" sieht, verleiht seiner Anklage natürlich eine größere Wirksamkeit. Auch am Schlusse der Klage wird hier die Bitte zu Jupiter wiederholt und so eine engere Verbindung mit dem zweiten Teile hergestellt.

Eine wesentliche Neuerung der zweiten Fassung sind die zahlreichen köstlichen Flohnamen, die nun Fischart im Anschluß an die zwei überlieferten Namen Beißhart und Zwickſi geschaffen hat, meist Befehlsformen, die das Gebahren der Flöhe bezeichnen, z. B. Bortief, Buckelsprung, Habhindenacht, Hackinsbäcklin, Huiauf, Keckimschlaf, Nimmerru, Plutdurst, Schlagein, Schrepffie, Zopfsieheck und andererseits die Scheltnamen, mit denen der arme Floh eine Todfeindinnen belegt: „Flöhmauserin, Flöhhenkerin, Belzklopferin usw." Im übrigen war Fischart bemüht, die Anschaulichkeit der Darstellung zu heben, fehlende Übergänge herzustellen, komische Situationen zu erfinden, wenn z. B. die Kindbettgelüste der Flohmutter angedeutet werden oder wenn der Floh den Geschmack seines Sohnes bewundert:

„Son, du bist kain Geck;
Dein augen sind dir nicht mit speck
Eingsatzt, du kännst wol zarte Leib:
Dis ist ein ausbund von aim Weib.
So alt binn ich nicht diser stunden,
Mich fräuet, solt ich sie verwunden.
Aber die gfar ist vil zu gros . . ."

„Ach, mein Vater", sprach ich zur stund,
„Mein herz ist gegen jr gar wund
Wenn ich sie jzunt nur anplick,
So gab ich jren gern ain zwick,
Denn sie ist linder den ain schmatz,
Ich wag vm sie kopf, bart vnd Hals."

Das Gespräch der Weiber auf dem Marktplatz ist nun bedeutend umfangreicher und satirischer gehalten, die Todesarten der einzelnen Flöhe unter grausamen Weiberhänden werden vermehrt.

Fürnämlich ainer daurt mich sehr
Dem thäten sie all füs auszucken
Vnd danach inn das Salzfaß trucken.
Etlich hing man an die füs,
Gleich wie die Juden zu verdris,
Etlich sie zu Sanct Lorenz machten
Vnd inn den glüend Kacheln bachten ...
Auch vilen sie die Köpf abprenten
Vnd vil an baiden augen plendten ...
inn ain Buzschär sie steckten,
Zwen Brüder, die sie drinn ersteckten
In dem giftigsten rauch vnd gstanck ...
Den edlen Hauptmann Rauschimbart
Mit haisem vnschlicht sie beträuften
Ainen im Weinglas sie ersäuften ...

Viel geringer sind die Änderungen, die Fischart am zweiten Teile, also an seiner eigenen Arbeit durchführte. Doch kamen auch hier ein halbes Tausend neuer Verse hinzu. Einige dieser Zusätze waren darum notwendig, weil die Verteidigung und der Urteilsspruch im zweiten Teile auch auf die Erweiterungen der Flohklage eingehen. Im Endurteile werden jetzt den Flöhen außer den früher erwähnten Freiheiten auch die unförmlichen modernen Hals- und Ärmelkrausen als erlaubter Aufenthaltsort hinzugefügt.

Beide Teile enthalten eine Menge von satirischen Anspielungen auf Zeitverhältnisse, eine Unzahl von Beispielen und Geschichten aus der antiken, wie aus der modernen, aus der wissenschaftlichen wie aus der volkstümlichen Literatur. Literarhistorischen Inhalts ist der (nun stark gekürzte) Epilog. Um die Daseinsberechtigung seines Flöhhaz zu erweisen, zählt Fischart in langer Liste antike

und moderne Schriftsteller auf, die sich auch geringfügige Helden für ihre Dichtungen ausersehen, das Leben und Treiben unscheinbarer Tiere geschildert, verächtliche Dinge in ironischen Enkomien gepriesen haben, so erwähnt er die pseudohomerische Batrachomyomachie, die pseudovergilische Elegie Culex, die dem Ovid zugeschriebenen Gedichte Nux und De pulice bis herab zu Agrippas Lob des Esels, Scheits Grobianus und seinen eigenen Eulenspiegel.

Rasch folgten weitere unveränderte Auflagen 1578, 1594, 1601. Im Jahre 1610 erschien bei Johann Carolus, dem Nachfolger Jobins, eine Ausgabe mit zwei Anhängen: dem „Lob der Mucken," einer freien Bearbeitung des Lukianischen Fliegenlobes, und dem viel umfänglicheren Streitgedichte „Deß Flohes Strauß mit der Lauß", das unmittelbar an den Inhalt des Flöhhaz anknüpft und mit dem Siege der Laus endigt. Diese beiden, durch eine gereimte Ansprache an die Frauen eingeleiteten Reimdichtungen rühren nicht von Fischart her — sie sind erst zwanzig Jahre nach seinem Tode erschienen, in Form und Stil ganz von seiner Art abweichend und durch geschmacklose Übertreibungen als Nachahmungen erkennbar, — sondern bestimmt von Wolfhart Spangenberg, der damals Korrektor bei Carolus war und wahrscheinlich in dessen Auftrag den Flöhhaz fortgesetzt hat. Das Encomion de pulice von Petrus Galissardus ist als Quelle für das Streitgedicht deutlich erkennbar. Die erweiterte Ausgabe des Flöhhaz vom Jahre 1610 wurde noch einmal abgedruckt in Dornaus Sammelwerke Amphitheatrum Sapientiae 1619.

Zwischen den späteren Auflagen erschien die bemerkenswerteste Flohdichtung nach Fischart, die maccaronische Hexameterdichtung Floia 1593, die im allgemeinen sicher durch den Flöhhaz angeregt scheint und die eine stattliche Reihe von Auflagen und Neubearbeitungen bis in die Gegenwart herein erlebte.

Viertes Buch.

Die Geschichtklitterung.

---

1. Frankreichs Einfluß auf die deutsche Kultur und Dichtung im 16. Jahrhundert. Die Amadisromane und Fischarts Anteil daran. Ismenius.

Während im 14. und 15. Jahrhundert das deutsche Volk dank seines kräftig aufstrebenden Bürgertums eine selbständige nationale Entwicklung genommen hatte, erstarkte im Laufe des 16. Jahrhunderts immer mehr die fremdländische Einwirkung; wie ja auch anderwärts in dieser Zeit der Geist des Weltbürgertums fühlbar wird. Der auch für das deutsche Geistesleben überaus fruchtbare Humanismus schwächte aber durch die Einführung des römischen Rechtes und durch die Scheidung der Gebildeten von den breiten Volksschichten den Widerstand gegen die fremden Einflüsse, welche alsbald romanische Völker auszuüben begannen. Das Italienische nur in geringem Maße, zunächst durch Novellen und Schwänke, obwohl die süddeutschen Reichsstädte noch immer einen regen Handelsverkehr mit Italien pflogen, Gelehrte, Künstler und Adlige noch immer dahin pilgerten. Spanien wirkte nur auf die Mode der vornehmen Kreise ein, auf die Literatur erst am Ausgang des Jahrhunderts. Doch der Einfluß Frankreichs auf Deutschland wuchs ständig in allen Gebieten; in den letzten Jahrzehnten des Mittelalters nur langsam, von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab mit beschleunigter Schnelligkeit. Innerhalb der allseitigen, im ganzen nicht ungünstigen Einwirkung wurde auch die ganze Zeit über der Roman und zuletzt das weltliche und geistliche Lied von der französischen Dichtung befruchtet. Die

Vermittlung bildeten die Grenzlande: von Flandern angefangen, den ganzen Rhein herauf mit den Vororten Köln und Straßburg, die Pfalz, Zweibrücken, Lothringen, Elsaß und Mömpelgard. Auch der übrige Westen und Süden Deutschlands bis nach Bayern unterlag etwas später fremdem Einflusse.

Was am Burgunder Hofe und von den Vorgängern des Königs Franz I. vorbereitet worden war, vollendete dieser: ein höfisches Lebens- und Bildungsideal, das auch Künste und Wissenschaften förderte und die deutschen Fürsten mächtig anzog. Von nun an galt diesen der Hof in Paris als beste Erziehungsstätte für ihre Söhne. Mit Franz I. begann auch die bedrohliche Verbindung der französischen Könige mit deutschen Fürsten; unter ihm wurde allmählich das Französische die Sprache der Diplomatie. Auch des deutschen Kaisers Karl V. Muttersprache war französisch. Darum sprechen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht nur viele deutsche Fürsten, sondern auch deren Räte und Sekretäre, sowie die politischen Agenten größerer Reichsstädte ein gutes Französisch. Jetzt mehrt sich auch der Zuzug deutscher Studenten und Söldner nach Frankreich. Der damalige allgemeine Niedergang Deutschlands in politischer, wirtschaftlicher und auch in geistiger Hinsicht, besonders der Rückgang der Reichsstädte steigerte den Einfluß Frankreichs. Der Aufenthalt ganzer Scharen flüchtiger Hugenotten im Westen des Reiches und deren innige Beziehungen zu deutschen Fürsten und Adligen, sowie zu hervorragenden Männern wie Sleidan und Johannes Sturm, schließlich der Übertritt des Kurfürsten von der Pfalz Friedrich III. (1563) zum Calvinismus setzten diese Gebiete der Gefahr einer allmählichen Entnationalisierung aus.

Während um 1550 eine Aufnahme französischer Wörter in den deutschen Wortschatz noch nicht zu verspüren ist, erwies sich 1571 bereits das Erscheinen des ersten deutschen Fremdwörterbuches von Simon Rothe mit vielen französischen Ausdrücken als eine Notwendigkeit. Das erste lateinisch-französisch-deutsche Lexikon erschien zu Straßburg 1587. Um 1580 begannen die Mahnrufe völkisch gesinnter Männer gegen die französischen Sprachbewegungen zu ertönen, die von nun an nicht mehr verstummen. Sehr früh aber zeigt sich der französische Einfluß in

der Dichtung, besonders im neueren Roman, dessen Heimat Frankreich ist. Schon im 15. Jahrhundert verdeutschten hochgestellte Frauen, auch adlige Männer und später Bürger französische Ritterromane, die mit ihren rührenden Berichten von Kämpfen und Kriegen, von verleumdeter und gerechtfertigter Unschuld, von Trennung und Wiedersehen Liebender zunächst adlige Kreise gewannen, später in die breitesten Schichten eindrangen und zu wirklichen Volksbüchern wurden. So übersetzte Elisabeth Gräfin von Nassau-Saarbrücken in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Romane „Loher und Maller", sowie „Hug Schapler", die erst am Beginn des 16. Jahrhundert in Straßburg gedruckt wurden, die Herzogin Eleonore von Vorderösterreich um 1450 „Pontus und Sidonia", Türing von Ringoltingen im Auftrag des Markgrafen Rudolf von Hochberg-Neuenburg (1456) die „Melusine" und Marquard vom Stein (1493) die Novellen des Chevalier de La tour. Es folgten Herzog Herpin (1514) und die von dem Schweizer Ziely verdeutschten Romane „Valentin und Orso" sowie „Olivier und Artus" (1521), die schon länger handschriftlich verbreiteten Prosaromane aus dem Sagenkreis Karls des Großen „Fierabras" und „Die Haimonskinder" (1533 und 1535) und bald darnach „Kaiser Oktavianus" (Straßburg 1535) und „Die schöne Magelone" (1536). Auch der erste Roman Jörg Wickrams „Ritter Galmy" (1539) geht mittelbar auf eine französische Quelle zurück. Anfang der fünfziger Jahre übersetzte Kaspar Scheit Verse von Marot und kleinere französische Gedichte, bildete die vers communs nach und verwertete für seine allegorische Reimdichtung „Fröhliche Heimfahrt" Motive von Lemaire und Cretin. Durch französische und italienische Musiker, die in Deutschland Stellungen fanden, wurden Volkslieder mit fremdartiger Zierlichkeit versehen, in Wort und Weise verkünstelt und so zum Gesellschaftslied umgestaltet. Marots und Bezas Psalmen wurden mit Nachbildung der Versmaße und Strophenformen ins Deutsche übertragen: vollständig von dem lutherischen Prediger Ambrosius Lobwasser (1573) und nur zu einem Teil von dem calvinistischen Dichter Paul Melissus (1572).

Doch die größte Verbreitung erlangten in Deutschland die Amadis-Romane von den sechziger Jahren ab, als dem deutschen

Adel das französische Gesellschaftsideal des homme du monde, des Weltmanns, schon näher getreten war. Der Grundstock des Amadis entstand wahrscheinlich in Wales, worauf schon der Beiname des Helden de Gaula hinweist. In der pyrenäischen Halbinsel aber wurde der Roman ausgestaltet zu einem verstiegenen Idealgebilde spät mittelalterlichen Rittertums und Frauendienstes; ob in Portugal oder in Kastilien ist nicht zu entscheiden. Die erste Kunde kommt aus Spanien. Dort erwähnen ihn Dichter des 14. Jahrhunderts, dort erhält er um 1490 durch Garci-Ordoñiez de Montalvo seine endgültige Fassung. Der erste bekannte, vier Bücher enthaltende Druck erschien 1508. Im ersten Buch wird erzählt, wie Amadis, der einem heimlichen Liebesbunde des Königs Perion von Wales mit Elisena von Kleinbritanien entsprossene Sohn, in einem Kästchen dem Meere anvertraut und von einem schottischen Ritter gefunden wurde, und unter dem Namen des Junkers vom Meere, von der Fee Urganda beschützt, am schottischen Hofe aufwuchs. Als Knabe verliebte er sich in Oriana, die Tochter des Königs Lisuarte von Großbritanien. Vom Vater zum Ritter geschlagen, zog Amadis in ihren Diensten in ferne Länder, wo er als Sieger in zahlreichen Kämpfen, Schwache beschützt, Unrecht und Gewalt bricht, Versuchungen widersteht und seine Ritterehre leuchtend bewährt. Auf diesen Irrfahrten stößt er mit seinem, den Eltern früh geraubten Bruder Galaor zusammen, einem leichtsinnigen Gegenstück zum treuen Amadis. Nach Auflösung vieler Mißverständnisse erfolgt seine Vereinigung mit Orianen, die bald wieder durch Verleumdungen gestört wird. Von ihm verlassen gebiert sie Esplandian. Als der Kaiser von Konstantinopel um sie wirbt, gibt ihr Vater aus politischen Erwägungen seine Zustimmung. Doch Amadis befreit sie auf ihrer Brautfahrt und bringt sie auf die verschlossene Insel. Bei einem allgemeinen Völkerkrieg zwischen Christen und Heiden wird Amadis Sieger und endlich mit Orianen vermählt.

Die Vorzüge dieses Romans: die reiche Mannigfaltigkeit des unterhaltenden Stoffes, die bewegten Schilderungen von Abenteuern und Kämpfen, die wirksame Verwendung von Zauber und Wundern, die gute Charakteristik der Hauptpersonen, die sicht-

lich ideale Weltauffassung des Helden, der fließende Stil, haben zu seiner großen Beliebtheit und seiner weiten Verbreitung geführt.

Die Fehler dieses Romans, die von den Fortsetzern weit übertrumpft wurden, sind von den damaligen Lesern nicht erkannt worden: das langsame Vorrücken der Handlung, welche sich in mehrere nebeneinander laufende Zweige teilt, und durch das fortwährende Auftauchen neuer Persönlichkeiten und Episoden, ganz unbegründeter Hindernisse und Mißverständnisse immer wieder ins Stocken gerät, ferner die ermüdend langen Beschreibungen, die weitschweifigen, gespreizten Reden und süßlich hochtrabenden Liebesgespräche. Im Gegensatz zu dem Rittertum der alten Epen und Romane, das von den lebensvollen Idealen des Mittelalters getragen in der ursprünglich herben und darum wirksamen Natürlichkeit auftritt, erscheint das Rittertum im Amadis künstlich, raffiniert, ohne belebende Grundsätze, zwecklos und hohl. Weil die Wirklichkeit den Zeiten des Verfalles nicht genügte, versetzte man sich in eine verträumte Vergangenheit. Den politischen Mittelpunkt von geschichtlichen und kulturellen Zuständen, die nach ihrer inneren Unwahrheit nie und nirgends bestehen konnten, bilden in allen Bänden des Amadis die Kaiser von Konstantinopel, die als Haupt der Christenheit Europa vor den Ungläubigen (Mohamedanern) beschützen sollten.

Aus dem Stamm der vier ersten Bücher sproßten viele Zweige, die später in Italien, Frankreich und Deutschland neue Schößlinge trieben. In diesen Fortsetzungen, welche das Leben der Nachkommen mehrere Geschlechter hindurch erzählen, wird immer mehr die Breite ins Ungeheuerliche gedehnt, das Unnatürliche ins Fratzenhafte verzerrt, immer wieder dieselben Charaktere, Motive, besonders die uneheliche Geburt des Stammhalters und verwandte Schilderungen bis in die kleinsten Züge in ähnlicher Weise vorgeführt. Vier Hauptbestandteile sind am Stamm und den Zweigen deutlich zu erkennen: Rittertaten, Liebeshändel, ferner höfische Etikette und Konversation, welche dem gesellschaftlichen Leben der Zeit ein Vorbild bieten und die Wunderwelt, welche dem Sensationsbedürfnis der Leser dienen sollte. Der so häufig breit und lüstern ausgemalte Liebesgenuß hat nachweislich die

Auffassung vom Geschlechtsleben bei der vornehmen Welt Deutschland ungünstig beeinflußt.

In Spanien wurde der Amadis bis zum zwölften Buch (1546) fortgesetzt. Doch Frankreich wurde erst das Sammelbecken, aus dem sich dieser Roman in andere Lande ergoß. Der Artillerieoffizier Seigneur Des Essars Nicolas de Herberay, dessen Übersetzung der ersten acht Bücher 1541—1568 erschien, hatte hierbei vor allem die Absicht, den Kriegsruhm Frankreichs zu erheben. Durch die Verwechslung von Gaule mit Gallien hielt er Amadis für einen Franzosen, den er in die Heimat zurückführen und dadurch seinen Landsleuten den Glanz vergangener ritterlicher Zeiten wieder vor die Augen zaubern wollte. Darum näherte er seine Vorlage den Sitten und Anschauungen seiner Heimat und seiner Zeit an. Durch diese Umgestaltung und durch den eleganten reinen Stil, auf den Herberay große Sorgfalt verwandte, hat er diesem schwerfälligen Roman zu einem beispiellosen Erfolg verholfen. Andere französische Schriftsteller erweiterten diesen durch Übertragungen und Fortsetzungen auf vierundzwanzig Bücher.

Schon die französische Ausgabe fand in Deutschland viele Liebhaber, besonders in den Kreisen des Adels und der Höfe. So kam es, daß Christoph Herzog von Württemberg, der das Erscheinen der ersten französischen Bücher in Paris erlebt hatte, eine Verdeutschung veranlaßte. Nach dessen Tode gab Sigismund Feyerabend in rascher Folge die ersten dreizehn Bücher, Übersetzungen aus dem Französischen, 1569—1575, heraus. Der große Anteil des Heidelberger Hofes ergibt sich auch beim Amadis daraus, daß sieben Bücher (1570—1574) geborenen oder vermählten Pfalzgräfinnen gewidmet wurden. Feyerabend veröffentlichte 1583 eine zweibändige Folioausgabe der ersten dreizehn Bücher ohne Vorreden und Prologe. Doch erst 1590 entschloß er sich, von Anderen dazu „beredt", die Reihe mit der Verdeutschung des vierzehnten und fünfzehnten Buches fortzusetzen. Die Bücher XVI und XXIV wurden 1591—1595 von seinen Erben herausgegeben. Die ersten sechs Bücher erzielten je vier bis fünf, die späteren, bis einschließlich des dreizehnten Buches, je drei Auflagen. Da die deutschen Bücher XXII—XXIV lange vor den letzten französischen Büchern erschienen, so sind sie natürlich

nicht Verdeutschungen von diesen, sondern Verbreiterungen und Fortsetzungen früherer Bücher.

Die Verbreitung des Amadis war in Deutschland nicht so groß wie in Frankreich, doch beträchtlich genug. Denn über den Abgang der ersten Auflage sagt Feyerabend 1577 „daß jme diser zeit der Amadis mehr in sekel getragen, weder des Luthers Postill", und die letzte Auflage der ersten Bücher wurde in 1200 bis 1250 Exemplaren gedruckt. Gegenüber den religiösen und politischen Kämpfen und den sie wiederspiegelnden Streitschriften jener Tage mußte die erotisch-ritterliche Scheinwelt des Amadis den Lesern förmlich zu einem Labetrunk werden. Durch den dreißigjährigen Krieg verschwand hüben wie drüben der Reichsgrenze der Amadis vom Büchermarkt.

Die Verdeutschung der vierundzwanzig Bücher wurde von verschiedenen Verfassern besorgt. Die meisten sind mit je vier Initialen bezeichnet, die bisher noch nicht gedeutet wurden, weil es wahrscheinlich lauter unbekannte Verfasser waren, die aus Liebhaberei oder des Broterwerbes wegen je einen oder mehr Bände übersetzten. Einige Verdeutscher, bei denen ein V in den Initialen erscheint, dürften Adlige gewesen sein. Bei dem sechsten Buch steht es anders. Hier heißt es im Titel ausdrücklich: „auß frantzösischer sprach newlich in Teutsche durch J. F. M. G. gebracht" und es erweisen auch Sprache und Stil, daß Fischart dieses Buch wirklich verdeutscht hat. Natürlich merkt man hier deutlich den Anfänger in der Kunst des Übersetzens an den vielen ungenauen und unrichtigen Übersetzungen, so für tard: „ermüdet", und an den Mißdeutungen französischer Redensarten, z. B. bei einer Verwechslung von tette mit tête für j'avois la connaissance de la tette de ma nourisse: „So hab ich schon meiner Seugammen kopff vnd angesicht erkennet". Ferner an wortwörtlich wiedergegebenen französischen Wendungen: für la teste baissée montrerent: „nach gehencktem kopff bestiegen sie den Wall". Doch treten auch die besonderen Kennzeichen und Vorzüge von Fischarts Prosastil schon bei diesem ersten Versuch zutage: die reiche Ausdrucksfähigkeit durch verstärkende Beiwörter, mehrgliederige Formeln, durch Einschub oder Ersatz nüchterner Stellen mit bildkräftigen Ausdrücken, sprichwörtlichen Wendungen

und Wortspielen, z. B. prend ce chemin: „nam den weg under die füß“ und il entra pesle mesle: „vnder sie sprang wie ein hungeriger Wolff vnder die Schaff“; für contestant: „wehr- und Ehrwort treiben“, die Gewandtheit im Schaffen neuer wirksamer Zusammensetzungen: „neidbissig, notzwänglich, schellhirnig, Aberkunst, Grewelhorn, Schnellschifflin, Mundleinspiel, schamlächeln, stumpflings“. Ferner steht am Schluß des sechsten Buches der Wahlspruch: „Alors comme alors“, der sich auch sonst mehrfach bei Fischart findet.

Im Gegensatz zu den Verdeutschern der übrigen Amadisbücher, die zumeist einen einförmigen, steifleinenen, ungelenken, an die Kanzleisprache gemahnenden Stil aufweisen und sich im ganzen eng an die Vorlage anschließen, zeigt Fischart eine größere Freiheit, Lebendigkeit und Glätte der Darstellung, einen selbständigen, reichen Wortschatz, wenig Fremdwörter und häufigere Verwendung direkter Rede. Freilich die ihm angeborene Weitschweifigkeit macht sich schon hier breit, wo oft für ein Wort der Vorlage eine umständliche Umschreibung, für einen Satz ein schleppendes, unklares Satzgefüge eintritt. Bei all dieser Verbreiterung gibt es hier keine sachlich neuen Zusätze, wie sie später in der Geschichtklitterung und im Bienenkorb in Fülle vorkommen. Gewiß ist er hier dem Wunsche des Verlegers gefolgt. Natürlich war es ihm nicht möglich, dieses durchaus romanische Werk wirklich einzudeutschen und es — so wie Herberay — der heimischen Umwelt gemäß umzumodeln. Auf jeden Fall war für ihn diese Verdeutschung eine gute Vorübung für die weit schwierigere Bearbeitung des Gargantua.

Das sechste Buch erzählt die Abenteuer, Heldentaten und Liebeshändel von Perion, dem jüngeren Sohn des Amadis und von dessen Neffen Lisuart auß Griechen. Nachdem sich beide in allen Gefahren als tapfere Ritter bewährt und sich mit den Töchtern des Kaisers von Trapezunt, Gricilerie und Onolorie verlobt hatten, zogen sie mit dem Vater und seiner Sippe gen Konstantinopel, dem Sturmbock der Christenheit, wo der große Entscheidungskampf zwischen Christen und Ungläubigen ausgefochten werden sollte. Die Feinde brachten die christlichen Heerscharen durch Zauber und Hinterlist in arge Not. Da trat Entsatz

ein durch Amadis, der vor mehr als zehn Jahren auf der verschlossenen Insel von der Fee Urganda in Schlaf versenkt worden war, jetzt wieder geweckt und auf einem Affenschiff nach Konstantinopel gebracht wurde. Nach blutigen Kämpfen wurden jetzt die Ungläubigen in die Flucht geschlagen. Onolorie, die ihren Bräutigam für untreu hielt, schrieb ihm eine Absage. Aus Liebeskummer zog sich Lisuart in die Einsamkeit zurück wie ehedem Amadis. Nach mannigfachen Abenteuern stieß Perion zufällig auf ihn. Sie kämpften miteinander und brachten sich, ehe sie sich erkannten, schwere Wunden bei. Nach weiteren Zweikämpfen an Amadis Hof kehrten sie endlich nach Trapezunt zurück, wo sich Lisuart und Onolorie, nachdem sie ein verzaubertes Königspaar erlöst hatten, als treue Liebende erwiesen. Beide Ritter zogen neuerdings in die Welt hinaus und gerieten durch Verrat in Gefangenschaft. Onolorie gebiert inzwischen Amadis aus Griechen, der gleich nach der Geburt Mohren in die Hände fällt und dessen Taten im siebenten Buche erzählt werden.

Das einleitende Gedicht: „Ein Vorbereitung in den Amadis J. F. G. M." beginnt mit einem lang ausgesponnenen Gleichnis. König Mithridates sei vor den ungetreuen Vögten und Freunden in den Wald geflohen und habe sich von Kräutern und Wurzeln genährt. Das Kraut Giftwend habe ihm den Magen so ausgebeizt, daß ihm hinfort Gift nicht mehr schaden konnte. „Also soll es auch hie geschehen". Die Leser mögen aus diesem Buche nur das Gute aufnehmen und die hier erzählten bösen Taten vermeiden. Wer aber nicht die Tugend, die von Tuen, und das Laster, das von Lassen so heiße, voneinander scheiden könne, der begebe sich dieses Buches, auf daß es ihn nicht vergifte. Unverständig sei derjenige, der nicht erkenne, daß die Kunst der Dichter in Parabeln und Fabeln heilsame Lehren mit einer süßen Brühe zubereite, damit diese besser schmeckten. Man müsse die Schale zerbrechen, um zum Kerne zu gelangen. So vieler Worte und Gründe bedarf Fischart, um sittliche Lehren aus dem Amadis zu ziehen. Zum Schluß geht er auf das einzuleitende Buch selbst ein. Amadis heiße Gotteslieb, darum lasse ihn Gott trotz schlimmen Erfahrungen nicht untergehen, sondern obsiegen und auch sein Geschlecht bis ins ins dritte Glied — gemeint ist Amadis „aus

Griechen" — Gottes Güte genießen. Solche Lehren könne man aus diesem, auch der „ergetzlicheyt" dienenden Buche ziehen. Man lege nichts übel aus und verwandle nichts wie die Spinne in Gift, sondern handle wie die Bienen.

Die von Sigmund Feyerabend unterzeichnete Widmung an Frau Graenrodt, geborenen van Gemmingen, zeigt im wesentlichen denselben Wortlaut wie die Widmung zum ersten Buche und die zweite „Vorrede an den günstigen Leser", deren ungenannter Verfasser sich auch bemüht, aus dem Amadis eine Moral zu ziehen, findet sich wörtlich in den früheren Büchern.

Die Vorzüge der Fischartschen Verdeutschung waren jedenfalls die Ursache, daß das sechste Buch fünf Auflagen erlebte; mehr als die übrigen Bücher.

Ein Jahr darnach beteiligte sich Fischart abermals an der Herausgabe eines Romans, den der Byzantiner Eustathios Makrembolites, auch Eumathios genannt, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verfaßt hatte, eine süßliche, geschmacklose, unnatürliche Liebesgeschichte von Hysminias und Hysmine, eine verunglückte Nachahmung der Erzählung von Leukippe und Klitophon, Achilles Tatius. Die italienische Übersetzung dieses Romans des Lelio Caranis Gli Amori d'Ismenio (Florenz 1550) hat der, wahrscheinlich aus Mainz stammende, katholische Schriftsteller Johann Christoph Artopeus (Becker), genannt Wolckenstern, verdeutscht. Das Italienische eignete er sich völlig an während seiner Kriegsdienste auf der damals Venedig gehörenden ionischen Insel Kephalonia und sicher in Italien selbst. Er übersetzte auch andere Bücher aus dieser Sprache und verfaßte sogar ein längeres italienisches Bildergedicht auf die menschlichen Altersstufen. Den Ismenius übersetzt er im ganzen richtig und genau in einem guten Stil mit reichhaltigem Wortvorrat; verbreitert auch die Vorlage, versieht sie mit kleinen Einschüben, ohne sachlich Neues hinzuzufügen. In seiner Vorrede dazu entschuldigt er sich wegen seines „herfürkratzens" einer „alten Scharteke" damit, daß auch die „alten Scribenten" gute Beispiele zur Vertreibung melancholischer Gedanken und zur Erfrischung des Gedächtnisses beibrächten.

Diese Verdeutschung erschien 1573 bei Jobin: Ismenius Oder Ein Vorbild Stäter Liebe. Das ist: Die Hystory von der

stäten Liebe deß Jünglings Imenij vnd der Jungfrawen Ismene gegeneinander, wie sie beyde nach langwiriger übung Cupidinis, widerwertigkeit zu Land vnd Meer, letzlich widerumb bey Göttlicher güte vnd aller Welt jhrer bestendigkeyt halben gnad gefunden vnd sich als ein Exempel aller standhafften Liebhaber vorgestellt haben. Erstlich durch Eustachium Philosophum in Griechischer sprach beschrieben, nochmals durch Lelium Carani in Italiano transferiert, jetzo aber von Joch. Christ. Artopeo genannt Wolckenstern in Teutsch gefertigt. (Spätere unveränderte Ausgaben erschienen 1594 und 1610.)

Auch zu diesem Roman verfaßte Fischart eine gereimte Einführung, die dem Vorbericht zum Amadis verwandt ist. In seiner „notwendigen Anweisung, was darauß zu lehrnen und wie das regiment der Liebe zuerkennen", gibt Fischart kurz und nicht ganz richtig den Inhalt des Romans an, verwendet aber einen größeren Raum für die daraus zu entnehmenden erbaulichen Betrachtungen und benutzt die Gelegenheit, die Liebe, welche „zum ernsthafften Ehelichem leben" gerichtet ist, gegen die heidnischen Weisen zu verteidigen, die närrischer Liebeshändel wegen auch die ordentliche Ehe verachten. Er tadelt das junge Liebespaar besonders darum, weil es gegen den Wunsch ihrer Eltern vorging und sie lieblos verlassen hat. Mit frommen Ermahnungen an die jungen Leser und mit neuerlicher Verwendung des Bildes von der Spinne schließt diese Einführung.

An der Verdeutschung selbst hat Fischart nur einen ganz geringen Anteil. Vielleicht stammen die Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel und einige auffallende Wortbildungen, wie „Sphinx oder Rhätersthier", „Sphär oder Himmelszirkel", „Schiltschäfftlin oder Dardo Mercurii" von ihm.

2. Rabelais' Gargantua und Pantagruel.

Da sich Fischart seit seinem Wormser Aufenthalt mit der französischen Literatur beschäftigte, mußte er die bedeutendste literarische Erscheinung des Nachbarlandes, Rabelais' Gargantua und Pantagruel, die gerade damals zu weitester Verbreitung gelangte, früh kennen lernen. Vielleicht schon in Paris oder

durch Johannes Sturm, der mit dem Kardinal Bellay in Briefwechsel stand und darin auch Rabelais' teilnehmend gedenkt.

In der gesegneten und lebensfrohen Touraine — den „Frantzösisch Lustgarten" benennt sie Fischart — wo die Sprache damals den Gipfel der Anmut und Reinheit erreicht hatte, wurde François Rabelais, wahrscheinlich am 4. Feber 1494, auf der Devinière bei Chinon, dem Weingute seines Vaters, des Advokaten Antoine Rabelais geboren. Er trat um 1510 in den Franziskanerorden ein und verlebte vielleicht einen längeren Zeitraum im Kloster Fontenay-le Comte im Bas-Poitou, bis er seiner humanistischen Studien wegen verdächtig geworden, den Orden verlassen mußte, 1524 oder 1525, mit päpstlicher Genehmigung Benediktiner und bald darnach Weltgeistlicher wurde. Kurze Zeit wirkte er als Sekretär beim Bischof von Maillezais Geoffroy d'Estissac. Ungefähr 1528 begann er seine medizinischen Studien in Paris, setzte sie im Herbst 1530 in Montpellier fort, wo er bald Baccalaureus wurde. Von 1532 ab wirkte er als Spitalsarzt und Schriftsteller in Lyon. Bei seinem zweiten Aufenthalt zu Rom als Leibarzt des französischen Gesandten, des Kardinals Jean du Bellay, erhielt er Ende 1535 vom Papst Paul III. eine Absolution für seine (ohne Erlaubnis der Oberen) vollzogene Vertauschung der Mönchskutte mit dem Gewande eines Weltpriesters und seiner Erwerbung der niederen medizinischen Grade, sowie anfangs 1536 ein Kanonikat der Abtei Saint-Maur-les-Fossés bei Paris. Am 3. April 1537 wurde er Doktor der Medizin in Montpellier und hielt daselbst und in Lyon Vorlesungen. Vom Sommer 1540 bis zum Ende 1542 weilte er, doch nicht ständig, in Turin. Jetzt dürfte er einige Zeit dem Hofstaat Franz I. wahrscheinlich als Berichterstatter über Bittschriften angehört haben. In den Jahren 1546 und 1547 war er Stadtarzt in Metz. Dann reiste er wieder nach Rom und 1549 nach Paris zurück. Sein nicht zu stillendes, auf allseitige Bildung gerichtetes Streben, kirchenbehördliche Verfolgungen, die er sich durch seine freie Lebensführung und seine satirischen literarischen Angriffe immer von Neuem zuzog, auch eine innere Unruhe trieben ihn von Ort zu Ort. Überall trat er in näheren Verkehr mit hervorragenden humanistischen Gelehrten und Dichtern der neuen

Richtung; überall erfreute er sich mächtiger Gönner, die ihm Schirm und Einnahmen boten. Anfangs 1551 erhielt er die Pfarre zu Meudon, die er nicht selbst versah. In Paris ist er, wahrscheinlich zwischen August 1553 und Mai 1554, gestorben.

Das dritte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts bezeichnet in Frankreich den Aufschwung der Renaissance in der Dichtung und des Humanismus in der Wissenschaft, die beide einige Zeit mit der Reformation gleichen Schritt halten. Damals erschienen die Adolescence clementine von Clement Marot, der Miroir de l'âme pecheresse von Margareta, Königin von Navarra, die grundlegende Bekenntnisschrift Calvins und der zweite Band der Commentarii linguae latinae von Etienne Dolet. Trotz der Schwierigkeiten und Kämpfe, die sich bereits ankündigten, war die höhere Gesellschaft in einer freudig bewegten, ja übermütigen Stimmung. So kamen die ersten Bände des satirischen Romans von Rabelais diesen neuen Richtungen, denen damals auch Franz I. gewogen war, entgegen und erregten darum ungeheures Aufsehen.

Die vielseitigen Kenntnisse von Land und Leuten, von mannigfachen Wissenszweigen und Berufen, die sich Rabelais in seinem bewegten Leben erworben hatte, fanden einen Niederschlag in seinen überaus reichen, gelehrten und auch volkstümlichen Schriften, vor allem in seinem Lebenswerke. Durch das alte Volksbuch vom Riesen Gargantua, das er zunächst sicherlich ungeändert — denn die Darstellung ist ganz schlicht und volkstümlich — Anfang August 1532 herausgab, wurde er zu seinem Roman angeregt. Da die Grandes chroniques Beifall fanden, entschloß er sich, sie fortzusetzen und dem Gargantua einen Riesensohn Pantagruel hinzudichtend, dessen Leben in freier Erfindung zu erzählen. Diese Fortsetzung erschien im Spätherbst 1532 unter dem hochtrabenden Titel Pantagruel, les horribles et épouvantables faits et prouvesses du trés renommé Pantagruel, roi des Dipsodes, fils du grand geant Gargantua. Composé nouvellement par maître Alcofrybas Nasier (abstracteur de quintessence wie die weiteren Auflagen hinzufügten). Bald darnach arbeitete er das Volksbuch, einzelne Züge der alten Fabel benutzend, in einem grotesken, im Gang der Geschichte und in den Charakteren der

Hauptpersonen als Parallele zum Pantagruel aufgebauten Roman um. Diese, Anfang Oktober 1534, erschienene Vorgeschichte La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel wollte nun Rabelais als das erste Buch betrachtet wissen, während er den Pantagruel in späteren Auflagen als das zweite Buch seines Werkes bezeichnete.

Unter dem Drucke religiöser Verfolgungen sah sich Rabelais genötigt, in der Ausgabe von 1542 die schlimmsten Ausfälle gegen die Sorbonne, welche sein Werk verdammt hatte, zu mildern. Das hinderte ihn aber nicht, nachdem er inzwischen am 19. September 1545 durch Franz I. ein Privilegium für die Fortsetzungen des Pantagruel erhalten hatte, in dem anfangs 1546 unter seinem wirklichen Namen erschienenen Tiers livre des faits et dits héroïques du noble Pantagruel und noch mehr in dem anfangs 1552 vollendeten Le quart livres des faits et dits héroïques du bon Pantagruel die katholische Kirche in der heftigsten Weise anzugreifen. Der Sturm der Entrüstung und die Verfolgungen, die neuerdings anhoben, wurden durch hohe Gönner niedergeschlagen. Es stand ja seine übermütige Satire in Einklang mit der gleichzeitigen papstfeindlichen Politik Heinrichs III., der ihm 1552 ein neuerliches Privileg für die Veröffentlichung seiner Werke verlieh. Freunde und Leser mehrten sich; rasch folgten neue Ausgaben.

Mitten zwischen die Veröffentlichungen der einzelnen Teile des vierten Buches erschien 1549 Le cinquieme livre des faits et dicts du noble Pantagruel par F. Rabelais, das aber mit einem Roman nichts zu schaffen hat, sondern nur mehrere gegen die Mißbräuche einzelner Stände gerichtete, mit Benutzung einer anonymen französischen Übersetzung von Brants Narrenschiff ausgeführte Kapitel enthält und im Stil und der Auffassung ganz von der Art Rabelais abweicht. Es ist ein Machwerk eines unbekannten humanistischen Gelehrten und überzeugten Anhängers der Reformation. Von dem eigentlichen fünften und letzten Buch erschienen nach dem Tode Rabelais' ein Stück daraus L'Isle sonnante 1562 und das Ganze 1564. Hier ist an mehreren Abschnitten Rabelais' Geist unverkennbar, aber in Einschüben und Ergänzungen, in Satzbau und Plagiaten, in der

Verfälschung der Charaktere ist deutlich eine fremde Hand zu spüren.

Die Handlung des Romans tritt ganz zurück hinter die satirischen und sinnbildlichen Ausführungen. Nicht nach einem festen Plan sind die abenteuerlichen und märchenhaften, oft läppischen und abscheulichen Begebenheiten aufgebaut, sondern sie folgen einander je nach Laune und Einfall des Verfassers und bilden nur das Rückgrat für die Schilderungen der gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, kirchlichen und politischen Zustände der Zeit und sind gespickt mit komischen Einfällen und derben Schwänken.

Das erste Buch erzählt von dem schon in der alten Chronik vorhandenem Riesenpaar Grandgousier und Gargamelle, sowie von dem Leben und den Kriegsfahrten ihres Sohnes Gargantua. Während der Riesenkönig mit guten Gesellen in launigster Stimmung nach seiner Gewohnheit übermäßig schlemmt und zecht, gebiert seine Gattin (nachdem sie sich an Kutteln überessen) durchs linke Ohr einen Sohn. Dieser schreit, kaum zur Welt gekommen: „Trinken, trinken", worauf sein Vater voll Bewunderung ausruft: Que grand tu as (nämlich le gousier, der Schlund). Davon erhält der Königssohn seinen Namen. Der junge Gargantua wächst kräftig heran und zeichnet sich durch ungeheure Eß- und Trinksucht, wie durch riesenhafte Unsauberkeit und Flegelei aus. Gekleidet wird er als Knabe in die Farben des königlichen Hauses blau und weiß, über deren Bedeutung in zwei Kapiteln die Rede ist. Sein Lieblingsspielzeug ist ein reichhaltiger Marstall der edelsten hölzernen Pferde. Gegen Ende seines fünften Lebensjahres gibt Gargantua seinem Vater durch langwierige, ergebnisreiche Versuche zu einer zweckmäßigen Reinigung des Gesäßes solche Proben außerordentlicher Begabung ab, daß dieser einen andern Alexander den Großen in seinem Söhnlein zu entdecken vermeint und dessen Talente durch eine gelehrte Erziehung zu entwickeln beschließt. Er übergibt ihn aber verbohrten sophistischen Lehrmeistern, die den Königssohn in der formalistischen und geistlosen veralteten Methode der Scholastik unterrichten. Während vieler Jahre lernt er nun mühsam das Alphabet, sowie lateinische Grammatiken und Lehrbücher von vorn und hinten auswendig

hersagen, wird dabei immer dümmer und linkischer und weiß seine Studien im Leben und Auftreten nicht zu verwerten. Ein befreundeter Vizekönig überzeugt nun Grandgousier, daß diese Art Gelehrsamkeit nur eine Zwangsjacke sei, edle Geister zu knebeln und zu fälschen und alle Blüte der Jugend zu ersticken, weist ihm an einem trefflich erzogenen Pagen die Güte der modernen, vernünftigen, natürlichen Erziehungsmethode nach, wie sie derzeit in Paris üblich sei, und empfiehlt ihm dessen Erzieher, den weisen, grundgelehrten und welterfahrenen Humanisten Ponokrates. Mit diesem Hofmeister sendet der König seinen Sohn zur Fortsetzung der Studien nach Paris.

Nun folgen einige aus der alten Chronik übernommene Streiche, wie Gargantua auf einer seltsam gebauten afrikanischen Riesenstute, die unter anderem, um sich der Fliegen zu erwehren, mit ihrem Schweif den Wald zu Beauce niederhaut, nach Paris reitet und wie er sich dort auf die Türme von Notre Dame aufstellt, und nachdem er mit seinem Harne tausende neugierige Gaffer ersäuft, die großen Glocken nimmt und seiner Stute um den Hals hängt.

Gargantua ist ja zu so ungeheurem Umfange herangewachsen wie seine Rieseneltern. Sein Hunger und Durst, die Geräte, deren er sich bedient, sind nach gelegentlichen Schilderungen von entsprechender grotesker Maßlosigkeit. Jeden Augenblick aber wird in der Erzählung seine fabelhafte Größe vergessen. Denn mit den gewöhnlichen Menschen seiner Umgebung sitzt Gargantua an denselben Tischen, bewegt er sich in denselben Räumen.

Um die Glocken zurück zu erlangen, senden nun die Pariser den Meister Janotus, den Ältesten und Würdigsten unter den Magistern der alten Richtung zu Gargantua. Nach einer langen, durch fortwährendes Husten und Niesen unterbrochenen Rede erreicht er das Gewünschte. Durch die in höchstem Grade lächerliche und widerliche Weise seines Auftretens aber sollen die Scholastiker der Sorbonne überhaupt verhöhnt werden.

Die schädlichen Folgen allzu plötzlicher Veränderungen fürchtend, beläßt Ponokrates seinen Zögling noch eine Weile bei seiner grobianischen und Zeit vertrödelnden Art, beseitigt aber dann durch Nießwurz die üblen Gewohnheiten und den aufgespeicherten

unnützen Gedächtniskram und beginnt mit der neuen humanistischen Erziehungsmethode. Diese soll den Zögling zu einem geistig und körperlich gesunden, sittlich hochstehenden, für alle Erfordernisse des Lebens gewappneten Menschen heranbilden, der sich gewohnheitsgemäß einer höchst hygienischen Lebensweise befleißt, der in allen Künsten und Fertigkeiten ein Meister wird, weltläufig und erfahren in allen praktischen Kenntnissen, auch im Denken und Urteilen selbständig, ein Meer von Wissen beherrscht. Die Tageseinteilung trifft der Hofmeister in der Art, daß keine Stunde nutzlos verloren geht. Humanistischen Grundsätzen gemäß greift er mit seinem Schüler zu den Quellen selbst, zur Bibel und zu den Schriften der alten Klassiker, die aber in lebendige Beziehung zur Wirklichkeit, zu den täglich beobachteten menschlichen Einrichtungen ihrer Umgebung gebracht werden. Auch die naturwissenschaftlichen Kenntnisse werden nicht bloß aus den alten Schriften, sondern auch aus der Anschauung der Natur gewonnen. Zur Erholung des Geistes dient die Musik und ritterliche Übungen, wie Fechten, Jagen, Reiten, Turnen, ferner Spiele, Ausflüge und erheiternde Tischgespräche. Für saubere Körperpflege bleibt noch genug Zeit übrig. Mit schlichten Gebeten wird das Tagewerk begonnen wie beschlossen. Es ist ein ideales Erziehungsbild, das Rabelais hier entwirft, aber mit der Übertreibung des Humoristen und Satirikers. Alles wird vergrößert und maßlos vervielfältigt. Eine Überfülle des Schönen und Nützlichen, von Genuß und Plage, von ungewöhnlichen Leistungen, wie sie nur ein königlicher Riesenjüngling leisten könnte. Die Unterschiede der alten und der neuen Erziehungsmethode sind durch die Satire so stark gefärbt, daß die Schwächen der einen, so gut wie die Vorzüge der anderen, vielfach verzerrt erscheinen.

Mitten aus diesen fruchtbringenden Studien wird Gargantua durch einen Brief seines Vaters dringend aus Paris abberufen. Die Schäfer Grandgousiers waren nämlich mit den Kuchenbäckern von Lerné in Streit geraten, worauf deren König Pikrochol in das ahnungslose Nachbarland plündernd, sengend und mordend einfiel. Der friedliebende und fromme König Grandgousier konnte trotz seinen mit edler Nachgiebigkeit und weiser Mäßigung unter-

nommenen Versöhnungsversuchen einen größeren Krieg nicht verhindern, weil der aufgeblasene Pikrochol zur Fortführung der Feindseligkeiten durch seine ehrgeizigen Feldherren bestimmt wurde, die ihm in großsprecherischen Reden ausmalten, wie leicht er die ganze bekannte Welt, die sie ihm in den Umrissen lustig beschreiben, erobern könnte. Der heimgekehrte Gargantua übernimmt die Oberleitung im Feldzuge, der nun ausführlich mit vielen schrecklichen und heiteren Episoden erzählt wird. Er vollführt gewaltige, seiner Riesengestalt entsprechende Kriegstaten, zeichnet sich aber, besonders gleich seinem Vater, durch weise Anordnungen und durch milde Großmut dem besiegten Feinde gegenüber aus.

Doch als tapferster Held erweist sich der kreuzfidele, gescheute, lebensgewandte, einnehmende Mönch Jean des Entommeures, Johann der Dreinhauer, der schon bei dem ersten Einfall Pikrochols den Weingarten seines Klosters todesmutig verteidigt hatte, und den Gargantua nun in seinen engsten Freundeskreis aufnimmt, obwohl er ein Mönch ist. Denn ein Mönch, so sagt Gargantua, werde von Alt und Jung verabscheut, weil er nicht ackere wie ein Bauer, nicht das Land beschütze wie ein Soldat, nicht Kranke heile wie ein Arzt, nicht predige und lehre wie ein würdiger Priester oder Schulmeister, nicht nützliche Waren zur Stelle schaffe wie ein Kaufmann. Der arbeitssame, hilfsbereite, prächtige Bruder Johann aber sei eine Ausnahme. Überdies entpuppt sich dieser nachher als ein meisterlicher Zecher, der die Freuden der Tafel mit ausgelassenen Späßen und gepfefferten Erzählungen zu würzen versteht.

Nach blutig errungenem vollständigen Siege werden die Tapfersten des Heeres vom König Grandgousier hünenhaft beschenkt und mit Gütern belehnt, Bruder Johann aber, der jede persönliche Gabe ablehnt, wird ermächtigt, nach eigenen Ideen eine Abtei zu stiften. Thelema (θέλημα), die Abtei vom freien Willen, soll im geraden Gegensatz zu allen übrigen Klöstern eingerichtet werden: ohne abschließende Mauern, ohne Zwang, ohne strenge Stundeneinteilung. Nicht nach dem Schlage der Uhr, sondern nach Verstand und Bedarf soll hier die Arbeit geregelt werden. Nicht alte, kranke, häßliche, unbrauchbare, sondern schöne, kräftige, begabte junge Männer und Frauen finden hier Auf-

nahme. Sie sind an kein Gelübde gebunden; es bleibt ihnen vielmehr unbenommen, das Kloster zu verlassen oder zu heiraten, wann es ihnen paßt, Geld zu besitzen und in voller Freiheit zu leben. Nur die eine Ordensregel gilt: „Tue, was du willst!" Denn edlen, wohlerzogenen, klugen Menschen schreibt es das Ehrgefühl vor, tugendhaft zu handeln, das Laster zu meiden, seinen Nächsten zu lieben und sich durch freundschaftliche Nachgiebigkeit auch mit einem größeren Kreise zu vertragen. Die Abtei stattet Gargantua mit fürstlichen Einnahmen aus und läßt sie auf das kunstvollste und schloßartig aufbauen mit zahllosen bequemen Gemächern, mit Prunksälen, Gemäldesammlungen und einer großen Bibliothek, auch mit herrlichen Parkanlagen, Spielplätzen, Badeanstalten, Tiergärten u. a. versehen. Eine gereimte Überschrift über dem Portal verwehrt den Scheinheiligen, Geldgierigen, Rechtsverdrehern und Volksbedrückern den Eintritt, ladet hingegen alle Freisinnigen, Schönen, Guten, Edlen ein und diejenigen, welche um ihrer religiösen Überzeugung willen Verfolgung leiden.

Die Einzelheiten dieses Luftschlosses wurden in beabsichtigtem Gegensatze zu den Einrichtungen und der Lebensweise damaliger Klöster ausgeführt und erscheinen auch zuweilen des packenden Gegensatzes wegen scherzhaft, ja bis zum Lächerlichen übertrieben (z. B. die peinliche Sauberkeit und prächtige Kleidung der Thelemiten). Im ganzen aber beruht die Abtei Thelema, die äußerlich an verwandte Phantasiegebilde der Zeit anknüpft, sowie Rabelais' Erziehungsentwurf auf der neuen humanistischen Weltanschauung. Es ist ein erträumtes Ideal eines durch äußeren Glanz verschönten, durch Kunst und Wissenschaft gehobenen, durch sittigen Verkehr zwischen beiden Geschlechtern veredelten, von kirchlich-konfessionellen Vorschriften unabhängigen, von einem freien, nur vom Ehrgefühl erzogenen Willen bestimmten gesellschaftlichen Lebens, das freilich nur einer kleinen (ein Heer von Dienern beanspruchenden) auserwählten Schar geistig und körperlich begnadeter Jünglinge und Jungfrauen vergönnt sein kann.

Bei der Grundlegung der Abtei wird eine rätselhafte Inschrift gefunden, die Rabelais mit geringen Änderungen dem calvinistischen Dichter Mellin de Saint-Gelais entnommen hat. Es ist eine gereimte Weissagung auf den endlichen Sieg der

evangelischen Wahrheit und der religiösen Duldsamkeit, die Bruder Johann spaßhaft als Allegorie des Ballspiels deutet. Mit dieser Mitteilung schließt das erste Buch.

Nur dieses hat Fischart bearbeitet. Es geht aber aus seinen Andeutungen hervor, daß er auch die übrigen Bücher des „Gargantua und Pantagruel" gelesen und zum Teil benutzt, sowie, daß er sich vorübergehend mit der Absicht trug, auch diese zu verdeutschen. Das zweite Buch setzt trotz der Wahrheitsbeteuerungen der Vorrede gleich mit den haarsträubendsten Schilderungen und unglaublichsten Lügen ein. Der Gang der Handlung, sowie viele Einzelheiten sind hier im wesentlichen dem ersten Buch gleich. Nur ist hier alles noch weit grotesker und phantastischer; ernstere Gedanken, die in dem später geschriebenen ersten Buche ihre Vertiefung und nähere Ausführung finden sollten, werden hier nur angedeutet. Auch das zweite Buch erzählt von der wunderbaren Geburt eines Riesenknaben, des Sohnes von Gargantua, der den Namen Pantagruel, d. i. ganz und gar durstig, erhält und zu einem noch größeren Ungeheuer, als es der Vater ist, heranwächst. Auch hier wird des Helden grobianische Kindheit und erste unzweckmäßige Erziehung geschildert, die zu keinem Ergebnis führt, obschon Pantagruel alle französischen Universitäten besucht. In Paris, wo Pantagruel unter anderem die scholastische Bibliothek von St. Victor bewundert, wird er durch einen Brief seines Vaters ermahnt, nach humanistischen Grundsätzen unter der Leitung Epistemons ernstlich und mit Begeisterung den Wissenschaften und der Tugend zu leben, sich gründlich die drei gelehrten Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch), sowie die Realien anzueignen und wahre Frömmigkeit zu üben. Auch Pantagruel wird von Paris plötzlich abberufen, um die Heimat gegen den einfallenden Feind zu verteidigen, den er in fürchterlichen Gewalttaten mit Hilfe seiner Freunde besiegt. Auch hier steht eine humoristische Figur als ständiger Begleiter und Schalksnarr des Königssohns im Vordergrunde der Handlung: Panurge (πανοῦργος, listig, schurkisch), der ewig durstig und bodenlos leichtsinnig, sinnreich und witzig, prahlerisch und feige, pietätlos, aber in der Gefahr ein Frömmler, immer aufgelegt nicht nur zu tollen Späßen, sondern auch zu den gemeinsten und grausamsten Schurkenstreichen,

ohne Ehrgefühl, Begeisterung und sittlichen Ernst, keine erfreuliche, aber eine der lebensvollsten Schöpfungen des Romans ist.

Im dritten Buche, mit dem Rabelais auf den Gipfel seiner Kunst gelangte, wird Panurge der Held des Romans. Zum Gutsherrn erhoben, wirtschaftet er gar schlecht. Er beschließt zu heiraten, um im Krankheitsfalle einer Pflegerin sicher zu sein. Er zögert aber mit der Ausführung, weil ihn eine bittere Vorahnung der Hahnreischaft beschleicht. Von nun an ist der ganze weitere Gang des Romans von der Frage bestimmt, ob Panurge heiraten solle oder nicht. Alle folgenden Ereignisse sind nur Versuche Panurges, eine sichere Auskunft darüber zu erhalten, ob seine künftige Frau ihn betrügen würde oder nicht. Bei diesen Unternehmungen ergibt sich natürlich dem Verfasser willkommene Gelegenheit zu freien Abschweifungen, bunten Episoden und tollen Einfällen, sowie zu satirischer Behandlung der verschiedensten Berufe und Zustände seiner Zeit. Panurge fragt die Verse alter Dichter, Träume, eine Sibylle und einen Stummen, die Vertreter aller Fakultäten, endlich einen Narren um Rat, der ihn an das Orakel der Dive Bouteille weist.

Das vierte Buch aber schildert die seltsamen Irrfahrten des Kleeblattes Pantagruel, Panurge und Bruder Johann mit Gefolge nach dem fabelhaften Lande Catay, wo Bacbuc, die Priesterin der göttlichen Flasche, wohnen soll. Sie kommen zu einer Reihe der merkwürdigsten Inselreiche, die allegorische Verhöhnungen verschiedener menschlicher Torheiten, namentlich aber damaliger Mißstände der katholischen Kirche darstellen. Am schärfsten aber wird die Satire gegen das Papsttum im fünften Buche, wo die Fortsetzung der Reise erzählt wird, namentlich in dem Inselstaate des Glockengebimmels, wo der Papst, Kardinäle, Bischöfe, Mönche und Nonnen in Vogelmasken erscheinen und unter anderem der Zölibat aufs Bitterste verhöhnt wird. Hierauf kommen die Reisenden in das Königreich der Dame Quinte-Essençe, das Land der Abstraktionen und Hirngespinste und in das Land der lebendigen Laternen, deren eine die Reisegesellschaft endlich in den unterirdischen Tempel der geheimnisvollen Flasche führt. Die daselbst ihres Amtes waltende Priesterin Bacbuc läßt noch allerlei Hokuspokus aus der Flasche das deutsche Wort „Trinc!“ er-

schallen. So werden Panurges Zweifel nicht gelöst und sein weiteres Schicksal bleibt ungewiß. In einer Abschiedsrede aber deutet die Priesterin das Orakelwort als den Durst nach Erkenntnis, der die moderne Zeit erfüllt, um jenes Wissen unter Gottes Führung zu erlangen, das die Alten unerforscht gelassen haben.

In den scherzhaften Vorreden zu den einzelnen Büchern spricht es Rabelais wiederholt aus, daß seine mit fröhlichem Herzen geschriebenen heiteren Geschichten zunächst nur den einen Zweck haben, „der Mitwelt Spaß zu machen", daß aber die, welche es verstünden, den Knochen das Mark auszusaugen, in dem scherzhaften Maskengewande vernünftige Lehren und eine gesunde geistige Nahrung fänden. Er warnt aber gleichzeitig vor dem Bestreben, alle Einzelheiten sinnbildlich zu deuten und tief Geheimnisse aus seinen Scherzen herauszuschnüffeln. Er spottet so schon im vorhinein über systematische historisch-allegorische Erläuterungen des ganzen Romans, sogenannte Schlüssel, wie sie später wirklich erschienen sind und die Figuren und Namen des Romans als Vertreter geschichtlicher Persönlichkeiten, bestimmter Berufe, Orte und Landschaften in zumeist verunglückten Versuchen erweisen wollten. Neben vielen Episoden, die nur augenblickliche Eingebungen eines frei waltenden Humors sind, neben mehr oder weniger verhüllten Anspielungen auf bekannte Zeitgenossen und neben ganz offen und deutlich ausgesprochenen Satiren auf die verschiedenartigsten Mißstände und Torheiten des öffentlichen und kirchlichen Lebens verkündigt aber der Gesamtroman seinem tieferen Sinne nach die Lehre von der neuen humanistischen Weltanschauung: die Erneuerung der Bildung und des Wissens, die Verweltlichung der Lebensführung, die Befreiung des Menschen auf Grund der Geistesschätze und der Lebensanschauungen des klassischen Altertums im Kampfe wider den Geisteszwang und die Körperaskese des scholastischen Mittelalters. Er tritt für Reformen auf allen Gebieten ein, aber er ist kein Philosoph und kein Pädagog, sondern Poet und vor allem Satiriker und baut darum auch kein System einer neuen Lebensführung auf.

Rabelais' ursprüngliche Absicht, mit seinem Werk die damals überaus beliebten Ritterromane zu verspotten, wurde später

durch die eben erwähnten Bestrebungen ganz in den Schatten gestellt.

Man merkt es auch dieser vom Geiste der Renaissance und Reformation erfüllten Kundgebung der beginnenden Neuzeit doch noch deutlich an, daß sie von einem aus mittelalterlichen Schulen hervorgegangenen pedantischen Gelehrten, und zwar von einem Mönche, verfaßt ist. Abgesehen von dem aus dem Altertum mühsam zusammengetragenen Ballast sind die stofflichen Bestandteile des Romans im wesentlichen mittelalterlichen Ursprungs. Dem mittelalterlichen Geschmack entspricht es ferner, daß die unzüchtigsten und unappetitlichsten Dinge mit breitem Behagen vorgetragen werden, nicht lüstern allerdings, aber mit einer natürlichen Ungeniertheit, zu der wohl auch Rabelais' ärztliche Studien beigetragen haben dürften. Mönchisch ist auch die aus seinen Schwänken sprechende Geringschätzung der Frau.

Der karikierenden Art seiner Satire entspricht auch die äußere und die innere Form seines Romans. Besonders seine groteske Sprache, die sich phantasievoll und willkürlich übersprudelnd und überschäumend von allen Gesetzen und Regeln befreit hat. Und war auch Rabelais für die künstlerische Renaissance begeistert, für die poetische Kunstform fehlten im Sinn und Verständnis. Ohne künstlerische Selbstbeschränkung, ohne Wahrung einer gleichmäßigen Durcharbeitung und eines inneren Zusammenhangs reiht er in frei schaffender Phantasie das Widerspruchsvollste nebeneinander; Episode an Episode ins Unbegrenzte; überschüttet den Leser bei jeder Gelegenheit mit der Überfülle seiner Belesenheit und Gelehrsamkeit und erspart ihm kein Wort von seinen Kenntnissen und seinen Einfällen. Geistvoll hat Burckhardt von diesem Roman geäußert, daß er „uns ungefähr ein Bild davon gewährt, wie die Renaissance sich ausnehmen würde ohne Form und ohne Schönheit!"

Doch ist Rabelais Darstellung nicht allein grotesk, sondern streckenweise auch ernst, getragen oder humorvoll; vor allem aber durchgehends realistisch. Rabelais ist nicht nur der größte Satiriker, sondern auch einer der größten Realisten der französischen Literatur. Alles, was er erlebt und geschaut, behielt er in frischer Erinnerung. Die Persönlichkeiten der Zeit, Orte und Landschaften

Frankreichs, besonders seine engere Heimat, sind bis ins Einzelne getreu geschildert. Woraus auch schon zu ersehen ist, daß er den Wohnsitz der königlichen Familie geradezu nach der Devinière verlegt hat. Dieser Realismus verleiht dem Roman trotz der verwirrenden Buntheit und Fülle seiner Gestalten und Ereignisse, trotz der Mischung verschiedener Stile, die den Eindruck der Stillosigkeit erwecken, eine gewisse Einheitlichkeit.

Es zeugt von einem sicheren Blick, daß Fischart gerade zum Gargantua gegriffen hat, um diesen für seine besonderen Zwecke zu verwerten. Dieser Roman bot ihm nicht nur eine erwünschte Handhabe für das, was er seiner Zeit und seinem Volke zu sagen hatte, er brauchte auch nicht, von einem ganz anderen Standpunkte ausgehend, ihn nur zu übertragen, sondern er konnte hier frei seine selbständige Persönlichkeit zur Geltung bringen. So bedeutet seine Geschichtklitterung in Wirklichkeit eine ganz neue literarische Tat. Ihm war es willkommen, daß der Gargantua kein geschlossenes Kunstwerk ist, weil auch er in beliebigen Abschweifungen seine fessellose Phantasie walten lassen konnte. In Rabelais fand er einen Schriftsteller, der im Namen des gesunden Verstandes Unnatur, Bildungsfeindschaft und religiöse Engherzigkeit bekämpfte, nicht trocken-theoretisch, sondern mit frei spielendem Humor und boshafter Ironie. Beiden Schriftstellern ist gemeinsam die humanistische Bildung und gründliche Kenntnis ihres Volkstums, die sie in ihren Werken miteinander verbinden. Beide sind echte Kinder ihrer Zeit und ihres Landes, deren Leben und Streben sich in ihren Werken widerspiegelt. Beide wollen ihrer Zeit dienen und verfügen über eine scharfe Beobachtungsgabe, reiche Einbildungskraft, Witz und kritisches Urteil. Beide scheuen nicht vor derbsten Ausdrücken und anstößigen Schilderungen zurück.

Auch in Stil und Sprache sind die Dichter einander verwandt. Die groteske Art Rabelais', die sich in der Willkür von Wortbildungen, in dem häufigen Gebrauch von Wortspielen, tollen Wortverdrehungen, in der verwirrenden Mischung mundartlicher und veralteter Ausdrücke und überraschender, oft unverständlicher Neubildungen, in der Maßlosigkeit ermüdender Anhäufung von Synonymen, Metaphern, Redensarten und Sprich-

wörtern äußert, diese üppig wuchernde kraftvolle Sprache fesselte Fischart vom ersten Augenblick an. Sie schien ihm vertraut, weil er seiner Natur entsprechend schon Ähnliches gewagt hatte. Nun suchte er diese in der Geschichtklitterung nachzuahmen und zu übertrumpfen.

3. Fischarts Bearbeitung des Gargantua.

Im Jahr 1575 erschien die erste Auflage seiner Bearbeitung des ersten Buches von Gargantua und Pantagruel ohne Ortsangabe und nur mit einem Hehlnamen auf dem Titelblatt und vor der Widmungsrede, in einem mit Holzschnitten von Tobias Stimmer versehenen, von Jobin gedruckten Bande unter dem Titel:

Affenteurliche vnd Vngeheurliche Geschichtschrift Vom Leben, rhaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwol beschraiten Helden vnd Herrn Grandgusier, Gargantoa, vnd Pantagruel, Königen inn Vtopien vnd Ninenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig auf den Teutschen Meridian visirt vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt durch Huldrich Elloposkleron Reznem. Si premas erumpit: Si laxes effugit. 1575.

Statt „Geschichtschrift“ nennt Fischart sein Werk in den folgenden Ausgaben 1582 und 1590: Geschichtklitterung von klittern: flüchtig schreiben, schmieren, sudeln, ein Wort, das er auch sonst in verschiedenen Formen gebraucht (klitterer, dintenklitterig, erklittern, Klitterwerk, gkletter) und das er mit littera in Zusammenhang brachte. Dieser neue Titel ist also eine Selbstironisierung.

Das von Fischart im Titel über die Art seiner Bearbeitung gefällte Urteil, daß er nämlich die Vorlage nur obenhin und ungefähr übertragen und „auf den Teutschen Meridian visirt“ die späteren Ausgaben sagen: „inn einen Teutschen Model vergossen“) habe, ist nicht richtig. Man müßte ja nach diesen Äußerungen schließen, daß er den Schauplatz der Handlung völlig nach Deutschland versetzt, die auftretenden Persönlichkeiten zu Deutschen umgeschmolzen und die von Rabelais vorgeführten Satiren

und Schwänke deutschen Verhältnissen entsprechend abgeändert hätte. Dies aber ist, soweit es Rabelais' Text betrifft, durchaus nicht der Fall. Fischart beläßt den Schauplatz in Chinon, Lerné und Paris, die handelnden Personen bleiben auch bei ihm dem Namen und der Abstammung nach Franzosen. Es ist ferner nicht richtig, was Fischart am Schlusse seiner Vorrede sagt: „Doch bin ich an die Wort und Ordnung ungebunden gewesen: und mich benügt, wann ich den Verstand erfolget: auch hab ich jhn etwan, wann er auß der Küheweyd gangen, castriert und billich vertiert, das ist vmbgewand." Er nahm zwar gelegentlich einige wenige Streichungen bedenklicher Stellen vor, doch hat er es durchaus nicht frei „vertiert", sondern das Original mit Ausnahme einiger unabsichtlicher Versehen und Mißverständnisse und weniger absichtlicher Änderungen Wort für Wort, genau und richtig übertragen, sogar die französischen Namen, Fachausdrücke, Wortspiele u. a. beibehalten und nur gelegentlich durch deutsche Bezeichnungen verdrängt.

Der Ersatz französisch-höfischer Verhältnisse durch deutsch-bürgerliche geschieht demnach nicht in der Übersetzung des Rabelaisschen Wortlautes, sondern in den Zusätzen, die Fischart seiner Verdeutschung frei hinzugefügt hat. Diese Zusätze haben ganz verschiedenen Umfang von wenigen Worten, die einen schwierigen, fremdartigen Ausdruck der Vorlage erläutern oder eine längere Aufzählung Rabelais' noch fortführen, bis zu großen Abschnitten selbständigen Inhalts, ja bis zu eigenen Kapiteln, so daß die Geschichtklitterung im ganzen dreimal so groß ist, wie ihre Vorlage, das erste Buch des Gargantua. Alle diese Zusätze sind nun in der Tat auf einen deutschen Meridian visiert. Mögen auch viele von ihnen nur Seitensprünge seines beweglichen Geistes darstellen, augenblickliche Eingebungen toller Laune, müßige Spielereien seiner unbezähmbaren Phantasietätigkeit, seines übersprudelnden, wortschöpfenden Talents, mögen andere dem Ehrgeiz Fischarts entsprungen sein, mit Proben aus dem unerschöpflichen Vorrat seines polyhistorischen Wissens zu prunken, Rabelais' Meisterschaft in Wortspielen, Witzen, Anhäufungen von Synonymen, Vergleichen, Beispielen zu überbieten, weitaus die Mehrzahl der Zusätze (sowie der wenigen Abänderungen des Wortlautes)

lassen deutlich sein Bestreben erkennen, die moralisierende Tendenz der französischen Satire auf den deutschen Schauplatz seiner Zeit hinzulenken. Er hat nicht nur die fremden Sitten, Gebräuche, Redensarten, Anspielungen der Vorlage, die nur Franzosen verständlich waren, durch näher liegende deutsche Gewohnheiten usw. erläutert, sondern auch jede Gelegenheit benutzt, ausführliche Schilderungen deutscher Lebensverhältnisse anzufügen und seinen vaterländischen Gefühlen in Lob und Tadel freien Lauf zu lassen.

Vom künstlerischen Standpunkt aus müßten diese Zusätze bemängelt werden. Sie durchbrechen die ohnehin schon in der Vorlage sehr lockere Form des Romans und ziehen immer wieder von der Haupthandlung ab, sie verschulden aber auch eine ganz und gar ungleichmäßige Ausgestaltung des ganzen Werkes. Die Geschichtklitterung zerfällt eigentlich in zwei ganz verschiedenartige Bestandteile, die fortwährend unvermittelt neben- und durcheinanderlaufen, in die Übersetzung der Vorlage, die auf französischem Boden spielt, und in die Zusätze, die immer einen deutschen Schauplatz voraussetzen. Die Hauptpersonen des Gargantua werden in den Zusätzen ganz und gar zu deutschen Bürgern oder sie verschwinden überhaupt auf lange Zeit den Blicken der Leser. Vergessen wird auch, wie schon bei Rabelais, jeden Augenblick die vorausgesetzte Riesengestalt Grandgousiers und Gargantuas. Neben breite Schilderungen deutscher Sitten und Landschaften treten unversehens französische Ortsnamen und Ereignisse mit echt französischem Hintergrunde. Dieser Mißklang des ewig wechselnden Schauplatzes trägt natürlich sehr zur Formlosigkeit und Unlesbarkeit der Geschichtklitterung bei. Aber künstlerisch-ästhetische Forderungen waren für Fischart wie für die Literatur seiner Zeit überhaupt nicht maßgebend. Der Stoff und noch mehr die Tendenz standen im Vordergrunde.

Wir sehen durchaus, daß Fischarten seine Zusätze die Hauptsache waren. Er war kein Erfinder wie Rabelais, ihm kam mehr das Talent der Ausführung und Glossierung zu. Darum benutzte er die von Rabelais erzählten Begebenheiten nur als ein festes Sparrenwerk, das er mit den kräftig blühenden und üppig wuchernden Ranken seiner ausmalenden Phantasietätigkeit umkleidete. In den Zusätzen konnte Fischart die ganze Fülle seiner

eigenartigen Genialität, die Vielseitigkeit seines Wissens und Könnens vorführen, sei es wie in einem breit und mächtig dahinfließenden Strome, sei es wie in munter spielenden Windungen und Seitenarmen eines Gebirgsbaches. Deshalb kümmerte sich Fischart auch nicht weiter um die etwaige allegorische Bedeutung der Rabelaisschen Figuren und Szenen. Es war ihm ja bekannt — er hat sich selbst in seiner Dämonomanie darüber geäußert —, daß man z. B. den landgierigen König Pikrochol auf König Karl VIII. oder auf Herzog Karl von Burgund deutete, in seiner Bearbeitung aber ließ er alle (doch nur für die französische Geschichte bemerkenswerten) Deutungsversuche bei Seite. Darum endlich genügte ihm auch das erste Buch des großen Romans Gargantua und Pantagruel, weil er schon hier die reichsten Beziehungen auf alle Seiten und Bewegungen des deutschen Lebens und Strebens seiner Zeit von den höchsten Kreisen bis zu den breiten Volksschichten vorbringen konnte und weil er schon hier nicht nur zahlreiche literarhistorische Anspielungen und nach gelehrten Kompendien, geschichtliche, geographische und ethnographische Ausläufe über seine Heimat einmengte, sondern auch aus lebendigster eigenster Anschauung und Kenntnis des Volkes dessen Sitten, Sagen, Lieder und Sprüche in kaum zu überbietender Fülle verwertete und dadurch seine Geschichtklitterung zu einer Fundgrube für die deutsche Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts gemacht hat.

Wie sehr es ihm in erster Linie um seine Zusätze zu tun war, ergibt sich auch daraus, daß Fischart in seinen zwei späteren Auflagen der Geschichtklitterung niemals ältere Fehler seiner Übersetzung besserte, hingegen sich bestrebte, durch Verdeutschungen französischer Namen und Bezeichnungen Rabelais' Wortlaut der Art seiner Zusätze zu nähern und außerdem seine Äußerungen über Geschichte, Literatur und Volkskunde seiner Heimat bedeutend erweiterte.

Nach jeder Abschweifung aber nimmt Fischart den Faden wieder dort auf, wo er ihn fallen ließ und führt die genaue Übertragung der Vorlage fort, so daß man aus der reichen faltigen Umkleidung seiner Erweiterungen und Zusätze überall die ursprüngliche Gestalt des Originals, freilich zuweilen recht mühsam,

nur bei genauestem Vergleich auszuscheiden vermag. Denn einzelne Abschnitte Rabelais' wurden so zerrissen und durch Einschübe unterbrochen, daß man oft auch dort, wo es eigentlich nicht der Fall ist, zunächst den Eindruck gewinnt, Rabelais sei vom Übersetzer ganz bei Seite gelassen worden.

Der Eindruck der Selbständigkeit in Fischarts Bearbeitung wird noch durch die großen Unterschiede verstärkt, die zwischen dem Gargantua und der Geschichtklitterung walten, nicht nur im landschaftlichen Hintergrund, sondern auch in den Zeitverhältnissen, besonders aber durch die bei aller Verwandtschaft großen Verschiedenheiten zwischen Rabelais und Fischart in Charakter, Beruf und Weltanschauung.

Rabelais begann um mehr als vierzig Jahre vor Fischarts Bearbeitung seinen Roman zu schreiben. Zu einer Zeit also, da der Humanismus in Frankreich erst zu bescheidenen Fortschritten gelangte und in weiten Kreisen der Geistlichkeit, des Adels und der Gelehrten als fremde, glaubensfeindliche Erscheinung mit scheelen Augen betrachtet und bekämpft wurde, wo der große Hellenist Budé erst nach langjährigen Anstrengungen Franz I. dazu bewog, 1530 die bescheiden ausgestattete Académie trilingue zu gründen, während die Pariser Universität damals und noch lange völlig am scholastischen Wissensbetrieb festhielt. Begreiflich, daß es Rabelais' Hauptaufgabe war, die noch keineswegs gesicherte, auf einen kleinen Kreis beschränkte humanistische Weltanschauung zu verteidigen.

Zu Fischarts Zeit aber hatte der Humanismus in Deutschland bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert die meisten Universitäten und Lateinschulen erobert, waren nach kurzwährender Hemmung durch die konfessionellen Kämpfe die klassischen Studien und die dadurch angeregte vaterländische Geschichtsschreibung, so wie die auf Anschauung und Erfahrung beruhende Naturforschung aufgeblüht. Fischart stand also im Lager der Sieger und brauchte sich nicht erst für die damals allgemein herrschende humanistische Weltanschauung zu erhitzen. Er hat zwar Rabelais' Ausfälle gegen die Scholastik übertragen, manches auch durch kleine Zutaten verschärft, wie er auch in anderen Schriften die Scholastik verhöhnt. Aber die ganze Angelegenheit schien ihm nicht mehr

wichtig genug, um sie in den Mittelpunkt der Tendenz zu stellen. Auch war er nicht blind gegen die Auswüchse des Humanismus. Vor allem aber sah er zu seinem Schmerze ein, daß trotz der neuen Erziehungsweise die sittlichen Zustände in Deutschland nichts weniger als erfreulich waren, darum verlegte er in seinen Zusätzen das Schwergewicht seiner Satire vom Gebiet des Wissensbetriebes auf das der Moral. Seine Aufgabe war es nun, der Welt einen Spiegel vorzuhalten, daß sie ihre Ungestalt und Verwirrung erkenne und von ihren Torheiten und Mißbräuchen ablasse. Wie in seinem Eulenspiegel, so hat er auch hier alle Stände und Berufe durchgehechelt und die besondere Unsitte seiner Zeit und seines Volkes, die Schlemmerei, ausgiebigst verspottet und wieder unter Scheits Einfluß, die Andeutungen Rabelais' weiterführend, Grandgousier, Gargantua und den Mönch Johann zu echten Grobianern, zu wackeren deutschen Schlemmern umgestaltet.

Von einschneidender Bedeutung für die Eigenart der Geschichtklitterung aber war die so sehr verschiedene Stellung, die Rabelais und Fischart der Reformation gegenüber einnahmen. Rabelais machte in seinem „Gargantua und Pantagruel" aus seiner inneren Zuneigung zum Protestantismus kein Hehl. Calvin bezeichnete er als goûté l'Évangile. Er trat wiederholt warm für das lautere Wort des Evangeliums ein. Er entwarf im Gegensatze zur Messe Schilderungen von religiösen Feiern und gottesdienstlichen Handlungen in völlig protestantischem Sinne. Er bekämpfte Einrichtungen und Mißstände der katholischen Kirche, die ihm gegen die Natur und menschliche Freiheit zu widerstreben schienen. Er verhöhnte den Zölibat, die Fastengebote, das Wallfahren, die Reliquienverehrung, den Rosenkranz, und er überschüttete ganz besonders das Mönchtum mit Spott und Verachtung. Alle derartigen Stellen wurden natürlich von Fischart mit Behagen übersetzt und mit entsprechend gewürzten Beigaben versehen. Rabelais aber hat sich nicht der Reformation angeschlossen. Äußere und innere Gründe hielten ihn hiervon ab. Die französischen Protestanten, in ihren Glaubensmeinungen bald radikaler als Luther selbst, wurden nicht nur von der Sorbonne und dem Pariser Parlamentshof, sondern seit 1535 auch durch königliche Edikte verfolgt. Gerade in den Jahren, als Rabelais an den

ersten Büchern seines Romans schrieb, wurden viele Ketzer dem Feuertode überliefert. Rabelais, der seine Behauptungen wiederholt in bitterem Scherze „bis zum Scheiterhaufen exclusive" aufstellte, war also genötigt, wollte er nicht sein Leben aufs Spiel setzen, sich überaus vorsichtig auszudrücken. Er vermied es darum, katholische Dogmen anzugreifen. Er versichert immer von neuem, daß er nur zur Belustigung der Leser schreibe, er kleidet seine Satiren in geistreiche Allegorien, dunkle Anspielungen, kurzweilige Schwänke, so daß man ihm, wie er sich selbst rühmt, die vielen Ketzereien seiner Bücher nicht nachweisen könne. Außerdem aber hatte Rabelais die Mönchskutte zu lange getragen, als daß sie ihm nicht in gewissem Sinne zur zweiten Natur geworden wäre. Antike Ideen verbindet er mit mönchischen Vorstellungen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er sein erträumtes Gesellschaftsideal zu Theleme in ein Kloster bannt und die freien Teilnehmer gelegentlich (z. B. in der Kleidung) mit unerträglichem Zwange quält, sich also zu den modernen Gedanken völlig selbständiger Individualitäten nicht aufzuschwingen vermochte.

Welch ein Gegensatz demnach zwischen dem pfründengenießenden, von Kardinal und Bischof beschützten, um sein Wohlbefinden besorgten Mönche Rabelais, der verdeckt gegen die Feinde seiner persönlichen Anschauungen streitet, und dem von seiner Schriftstellerei lebenden, uneigennützigen Bürger einer freien Reichsstadt Fischart, der sich offen für politische und religiöse Freiheit, für das Wohl seines Volkes einsetzt. Während Rabelais für die ihm unbesiegbar scheinenden Mächte des Katholizismus, unter deren Drucke er zeitlebens persönlich zu leiden hatte, meist nur Worte gehässigsten Spottes und ingrimmigster Ironie fand, konnte Fischart den Ultramontanismus und das Mönchtum, die für ihn und große Teile Deutschlands kaum mehr eine Gefahr bedeuteten, mit übermütigem, fröhlichstem Humor behandeln. Und während Rabelais ohne positive Überzeugung die ernstesten Angelegenheiten gleich seinem Hofnarren Panurge pietätlos und blasphemisch ins Lächerliche zog, stand Fischart mit Begeisterung als Parteimann auf Seite des Protestantismus und wußte in Dingen, die ihm heilig waren, auch als Satiriker und Humorist seine Würde zu wahren.

Aber Rabelais ging andrerseits in religiöser Beziehung viel weiter als Fischart. Wie alle Humanisten war er ursprünglich ein Freund der evangelischen Reform, in der Hoffnung, daß die alten Mißstände innerhalb der katholischen Kirche beseitigt werden könnten. Als aber der Eiferer Calvin auf der starren Lehre der Prädestination eine neue Form des Geisteszwanges mit unduldsamer Verfolgung begründete, war Rabelais bitter enttäuscht und griff in seinen späteren Büchern Calvin selbst an. Wozu hätte er die alte Kirche mit der die freie Forschung und Lebensfreude unterbindenden, noch strengeren Religionsgemeinschaft der Calvinisten vertauschen sollen? Vom Humanismus hatte er sich die antike heidnische Ansicht erworben, daß die Natur gut sei, daß eine freie Entfaltung von Geist und Körper, ein kunstverklärter Lebensgenuß Recht und Pflicht des Menschen sei. Sein Ideal war eine freie, naturfreundliche Religion ohne strenge Dogmen und konfessionelle Begrenzung, mit dem Glauben an einen gütigen Schöpfer und mit entschiedener Duldung abweichender Meinungen. In seinen auf geistige Freiheit abzielenden Erziehungsplänen geht er sogar weit über den Humanismus seiner Zeit hinaus und nähert sich schon dem Standpunkte Rousseaus. Rabelais' Stellung zu Calvin glich der des Erasmus zu Luther. Nicht aus bequemen Epikuräismus allein, sondern auch aus innerer Überzeugung, und um sich unangefochten der Wissenschaft und der literarischen Tätigkeit widmen zu können, vermied er den Glaubenswechsel und verblieb als Deist äußerlich der alten Kirche treu.

Diesen Standpunkt ließ Rabelais auch in seinem Roman in gelegentlichen Äußerungen durchblicken. Das aber ging begreiflicherweise Fischart wider den Strich. Und obwohl er in der Geschichtklitterung im allgemeinen an dem Brauche festhält, die Vorlage genau zu übersetzen, hat er solche Anspielungen ausgelassen oder wie er sich in der Vorrede ausdrückt, den Text des Vorgängers „wann er auß der Küheweyd gangen, castriert“. Gleich aus dem Prologe Rabelais' den wichtigen Satz: Car en icelle bien autre goust trouverez et doctrine plus absconse, laquelle vous revelera les tres hauts sacrements et mysteres horrifiques tant en ce que concerne nostre religion, que aussi l'estat politique et vie oeconomique hat Fischart gestrichen, weil

er nicht wie jener die Absicht hatte, halbverhüllte Angriffe gegen die herrschende Religion und öffentliche Gewalt zu richten. Auch wo Rabelais Scherz mit christlichen Anschauungen oder dem Worte Gottes treibt, tut der bibelgläubige Fischart nicht mit. Sei es, daß der Franzose im ersten Kapitel bei der spaßhaften Behandlung alter Stammbäume auch den des Messias erwähnt oder ins Gespräch der Zecher frivol Gottes Wort hereinzieht oder bei der Behandlung der seltsamen Geburt Gargantuas die biblischen Wunder ironisiert. Aber auch den schönen vom Geiste der Duldsamkeit eingegebenen Ausspruch Rabelais': Tous vrais Chrestiens, de tous estats, en tous lieux, en tous temps prient Dieu et l'esprit prie et interpelle pour iceux et Dieu les prent en grace hat Fischart zweifellos aus konfessioneller Engherzigkeit unterdrückt. Auch die begeisterten Schilderungen der aus antiken Elementen erwachsenen konfessionslosen und doch mönchischen Utopie Thelema hat Fischart, der sich dafür ebenso wenig wie für den Mönch Johann erwärmen konnte, stark gekürzt. Noch einige andere Sätze ließ Fischart unübersetzt. In der Regel ist der Grund zu erkennen. Einmal einen Ausspruch zugunsten der Astrologie, die er ja mißachtet, ein andermal eine zu eingehende physiologische Ausführung, die er vielleicht nicht ganz verstand, endlich einige zu eigentümlich französische Anspielungen. Im ganzen ist Zahl und Umfang der Streichungen sehr gering.

Es war eine überaus schwierige und kühne Aufgabe, die sich Fischart gestellt hatte, das Werk Rabelais', das so viele sprachliche und inhaltliche Schwierigkeiten bot und gewiß auch den Landsleuten und Zeitgenossen in vielen Einzelheiten unverstanden blieb, ohne entsprechende wissenschaftliche und praktische Hilfsmittel zu verdeutschen. Schriften zur Erläuterung dunkler Stellen gab es noch nicht und die damaligen unzweckmäßig angeordneten Handbücher, so Robert Estiennes Grammaire, 1557 und dessen Dictionnaire français-latin, 1572 von Thierry herausgegeben, waren für Deutsche überhaupt wenig ersprießlich und boten vollends keinen Aufschluß über die vielen mundartlichen, seltenen oder neugebildeten Ausdrücke Rabelais'. Fischart mochte sich also in den zweifelhaften Fällen, die ihm auf Schritt und

Tritt im Texte begegneten, gelegentlich bei gelehrten Franzosen Rats erholen, in der Regel war er auf seine ungewöhnliche Intuition angewiesen. Daß ein solches Wagnis überhaupt nicht mißglückte, daß er im Gegenteil Rabelais' Sprachgewalt zu überbieten, daß er zahllose Schwierigkeiten dem Anscheine nach spielend zu überwinden verstand, ist ein sicherer Beweis seiner genialen Sprachgewandtheit, im ganzen eine erstaunliche Leistung, die wohl keinem zweiten deutschen Schriftsteller der Zeit auch nur annähernd gelungen wäre.

Begreiflich aber wird es unter den geschilderten Schwierigkeiten, daß Fischarts Übersetzung auch eine Reihe erheblicher Mängel, die auf Flüchtigkeiten und auf Lesefehlern, auch auf grobem Mißverständnis französischer Formen, Redewendungen und Satzgefügen beruhen, schließlich stümperhafte Sprachschnitzer aufzuweisen hat. Wahrscheinlich benutzte er die Ausgabe Lyon, Martin 1567, die einige Druckfehler aufweist. Wenn er dadurch veranlaßt tours mit jours verwechselt und Gargantua sich sieben Tage lang im Bett herumwälzen läßt, wenn er troignons für roignons liest und den Königssohn einen furchtbaren Schluck tun läßt, um sich (statt die Nieren zu erfrischen) „alle Strümpf und Stöck des Leibs zu begießen", wenn er für sens literal den Druckfehler liberal findet und statt vom wörtlichen Sinn, vom „milden Verstand" spricht, wenn er an anderen Stellen long mit loing, vaillent le mit veuillent se, cane mit canne verwechselt u. v. a., so hätte ihn bei näherem Zusehen schon der sich ergebende Widersinn oder die Unmöglichkeit der Satzfügung eines Besseren belehren müssen. Ja, er kommt durch solche Versehen zu ganz abweichenden und unpassenden Übertragungen. Im 42. Kapitel z. B. sagt der Mönch, seinen Waffengefährten vor dem Kriege Mut zusprechend, er wisse einen Spruch: laquelle guarentit la personne de toutes bouches à feu, der schützt vor allen Feuerschlünden. Fischart aber verwechselt guarentit mit guarit und übersetzt: der heilt allen Brand. Auch die einfachsten Wörter versteht er oft falsch (z. B. froumage = Getreide), übersieht die Plural- und Femininbezeichnungen und mißdeutet Verbalflexionen. Die ärgsten Schnitzer aber begeht er bei den Zahlwörtern, wenn er z. B. huict cens mit hundertacht und

ohne Kenntnis des französischen Vigesimalsystems sept vingts mit 27 übersetzt.

Können solche schülerhafte Fehler nur durch die größte Flüchtigkeit und durch die allzu eilfertige Arbeit erklärt werden, so ist es eher zu begreifen, daß Fischart manchen Mißgriff begeht, wo sich ihm ganz besondere Schwierigkeiten entgegentürmten, daß er also z. B. die würdevollen, nach dem Muster antiker Rhetoren abgefaßten Staatsreden und Briefe nur ungelenk in schleppenden, undurchsichtigen Satzgefügen überträgt, noch begreiflicher, daß er absichtliche Wort- und Satzverdrehungen Rabelais' oder mundartliche und seltener Ausdrücke, Redensarten und Wortspiele oft weder treu noch geschmackvoll wiederzugeben versteht.

Bei diesen Gallizismen verfährt Fischart in verschiedener Weise. Entweder überträgt er Wort für Wort, was natürlich meist einen Widersinn gibt, oder er setzt hierfür eine andere, meist nicht entsprechende Wendung, wobei er sich durch zufällige Anklänge und Anregungen leiten läßt. Auch versucht er es mit doppelten Verdeutschungen, einer wörtlichen und einer ungefähr sinngemäßen nebeneinander, oder er behält die betreffenden französischen Wörter bei, gibt ihnen nur deutsche Endungen, oder verbindet sie mit deutschen Wörtern zu neuen Zusammensetzungen, wodurch oft ganz sinnlose Wortungetüme entstehen. Da er sich nicht entschließen konnte, die mißverstandenen Redensarten und die ihm unübersetzbaren Wörter einfach über Bord zu werfen, sie aber außerdem mit einer Menge lustiger oder derber Einfälle ablöst, so bieten manche an Idiotismen und sprichwörtlichen Wendungen reiche Kapitel, wie die über Gargantuas Kleidung, Kindheit und Spiele einen ständigen Wechsel von sinnigem Humor und krausem Unsinn.

Wenige Beispiele dürften genügen: für gagnoit au pied, d. h. Fersengeld geben, sich aus dem Staube machen, sagt Fischart „gewann es zu Fuß“, was gar nicht in den Zusammenhang paßt. Wenn Grandgousier seine Frau vor der Entbindung mit den Worten tröstet et qu'en brief elle feroit piedz neufz, d. h. in kurzem werde sie wieder auf die Beine kommen, so verwechselt Fischart neuf = neu mit neuf = neun und schreibt kaltblütig den Unsinn hin: „ob sichs schickt, daß sie neun Füß von sich streckt“. —

tiroit au chevrotin, d. h. er sog am Ziegenschlauch, überträgt er: „schoß nach der Geissen oder den Geissennesteln". Nachdem er sich im Zeitwort vergriffen hatte und nicht genau wußte, was chevrotin bedeute, ließ er dem Leser die Wahl zwischen Ziegen und Ziegenstricken. Aus balai (d. h. Blaßrubin) schuf er das sinnlose Wort: Besenbalach, indem er balai zu Balach umdeutscht und das Homonym balai = Besen voransetzt. Wie er sich aber durch merkwürdige Kombinationen immer weiter ablenken läßt, zeigt z. B. seine sonderbare Wiedergabe der französischen Redensart: gardoit la lune des loups, das den Mond hüten, d. h. nutzlose Arbeit tun bedeutet, mit dem Satze: „besah den Wölffen die Zän, besah sie im Mon, sah den Wolf des Mons, sah im Mon ein Männlin". Er übersetzte eben zunächst irrtümlich: besah den Mond der Wölfe. Er verfiel dann vom Mond auf Mund und Zähne, griff aber doch wieder auf den Mond zurück und erinnerte sich hierbei noch an den mythischen mondfressenden Wolf und endlich an den Mann im Monde.

Viele Abweichungen vom französischen Texte können darum nicht schlechtweg als Versehen, sondern müssen als beabsichtigte Änderungen aufgefaßt werden. Der Grund der Änderung ist freilich nicht immer ersichtlich. Es ist merkwürdig, daß Fischart, der im allgemeinen die Vorlage genau überträgt, an anderen Stellen ganz willkürlich Ausdrücke und Redewendungen ändert. Warum trägt Gargantua statt rotbrauner, blaue Kniestiefel, warum schlagen seine Wärterinnen statt mit Messern und Pfropfen mit Ketten und Schrauben aus Glas? Oft ist die Änderung unklar und nicht gerade eine Verbesserung, oder sie bringt neue unberechtigte Züge in die Erzählung hinein. Auch müssen wir annehmen, daß er oft, um komisch zu wirken, unwahrscheinlichere Situationen wählt, mit Absicht Unsinniges hinschreibt. So übersetzt er z. B. le cri de navrés (Verwundeten) durch: „das Geschrey von erschlagenen", wie er kurz vorher von denselben Kriegern sagt: „etlich starben vnd redeten".

Aber wie groß auch die Mängel im allgemeinen und wie überraschend einzelne darunter auch für einen Mann von Fischarts Begabung und Kenntnissen sein mögen, so bedeutend sind andrerseits auch die Vorzüge der Übersetzung und so rühmenswert ist

der im allgemeinen der Vorlage entsprechende Stil der Verdeutschung und die über die unmittelbaren Pflichten eines gewissenhaften Übersetzers hinausgehende Leistung Fischarts. In solchen Abschnitten, die ihm inhaltlich oder wegen ihres pathetischen Tones widerstrebten, schmiegt er sich so genau an Wort und Satzbau der Vorlage an, daß seine Übertragung steif und undeutsch ausfällt. Anderwärts ergeht er sich freier. So gibt er gerne abstrakte Wendungen durch sinnfällige wieder. Etwa für: raconta entierement „zeigt dem König stiel und butzen an" oder für si pour le présent je m'en deporte „daß ich euch die Zän so lang mache", setzt für ein Fürwort derbe Bezeichnungen (z. B. luy: „daß jung Hosenscheisserlein"). Er wählt zur Belebung des Tones direkte statt indirekter Rede, schmückt seine Ausführung überreich mit Bildern, Redensarten, schlagenden Vergleichen und arbeitet so viele knappe und dürre Berichte Rabelais' zu anschaulichen, derblustigen, übersprudelnden Erzählungen um.

Seine Meisterschaft aber erweist er, wo er sich mit Erfolg bestrebt, Rabelais' kühne scherzhafte Neubildungen, dessen erstaunlich reichen Wortvorrat, dessen Sprichwörter, Redefiguren, Wortverdrehungen und Wortspiele wiederzugeben, ja zu übertrumpfen und zu vervielfältigen. In der erstaunlichen Fülle dieser Stilerscheinungen geht Fischart vielfach von einfacher Übertragung zu Verbreiterungen und freien Zusätzen über. Es ist ihm ein Leichtes, Worte wie rataconniculer mit „ertrumzumpumpelen" oder Tyrelarigot mit „Ziehdenriemen" treffend zu übersetzen, aber er gerät auch bei längeren Listen nicht in Verlegenheit. Z. B. für: les appelant, Trop diteux, Breschedens, Plaisans rousseaux, Galliers, Chienlictz, Adverlans, Limessourdes, Faictzneans, Friandaux, Bastarins, Talvassiers, Rienevaux, Rustres, Challans etc. sagt er: „vnd schalten sie Lumpenstecher, Lumpenwescher, Fröschzån, Ackermåuß, vnnůtzet Bettscheisser, Galgentropffen, Lausige Grindfessel, Plattlåuß, Arßkratzer, Baurenflegel, Hundbengel, Galgenschwengel, Hafenscharrer usw." Er versucht auch das Kunststück, das französische Wort dem Klange nach in der Verdeutschung festzuhalten, wenn er engroissent mit „ergrossiren", antiquité mit „Altiquitet" und „Altwibitet", appendix mit „Anhemkichts", conconction mit „Verdäwung und Konkochsion" übersetzt.

Es genügt ihm nicht, für einen Ausdruck Rabelais zwei oder drei entsprechende Bezeichnungen anzuführen, sondern er überschüttet den Leser mit einem ganzen Haufen, für das einzige Wörtchen dancerent: „da dantzten, schupfften, hupfften, lupfften, sprungen, sungen, huncken, reyeten, schreieten, schwangen, rangen, plóchelten, fußklöpffeten, gumpeten, plumpeten, rammelten, hammelten, gauckelten, redleten, bùrtzleten, balleten, jauchtzeten, gigageten, armglocketen, hendruderten, armlaufeten, warmschnaufeten (ich schnauff auch schier!)". Gleich darnach, am Beginn seiner Trunken-Litanei, zählt Fischart eine Unmenge Namen von Trinkgeschirren auf für die drei Bezeichnungen: Flaccons, Goubeletz und Breusses und seinen zweiten Prolog eröffnet er, indem er für Rabelais Ansprache: Beuveurs très illustres et vous Verolés tres precieux sein Publikum anderthalb Seiten lang mit den seltsamsten Ehrennamen und neuartigen Beiwörtern, wie Hildebrandstreichige, Kunkelstübische und Gassentretende anspricht, um dann die schlichte Bezeichnung hautes matières mit „gemsenklettrige und tritthimmelverzuckte Materien" wiederzugeben. Solche Neubildungen hat Fischart nicht nur in den übersetzten Abschnitten, sondern auch in den Zusätzen verschwenderisch verstreut von den sinn- und humorvollsten Schöpfungen bis herab zu geschmacklosen Wortverrenkungen.

Wortspiele und Redensarten hat Fischart, neben vielen Versehen, auch ausgezeichnet zu verdeutschen gewußt. Für ferois-je peindre un penier denotant qu'on me faict peiner, sagt er z. B. „so will ich ein Paner mahlen und verstehn, das mich mein Bulschafft will bannen". Oder er macht den Sinn einer französischen Redensart durch eine komische Ausführung deutschen Lesern verständlicher, wenn er z. B. retournant à nos moutons erläutert durch den Satz: „Aber laßt uns den Widder auf unsere Hämmel bringen, davon uns der Bock gebracht hat". Oder für: a ceste heure avons nous le moyne (d. h. wir sind betrogen): „jetzt haben wir den Mönch im Sack, ja drey Wachteln im löcherigen Sack". Kreuzfiguren wie: mordait en riant, rioit en mordant werden häufig nachgebildet: „vor rollendem Lachen und Lachendem rollen"; „mit rein klingendem Gepräng und prangendem Geklàng"; „wider landlich Gastrecht und gastmäßig

Landrecht". Ebenso Zusammenstellungen anklingender Wörter. Für sassé, passé: „gerasselt, gefesselt, gekesselt"; friant, riant, priant: „nützlicher, schützlicher, hitziger, kützliger". Diese Vorliebe für Reimspielereien wird überhaupt in der Geschichtklitterung zu einer weit über Rabelais' Vorbild hinausgetriebenen Manie. Nicht nur alle Sprüche und Sentenzen des Originals werden in Reimen gegeben, sondern oft auch die prosaischesten Stellen, Aufzählungen von Synonymen u. a., weil eben das Reimwort sich von selbst einstellte. Vor allem sind die meisten Kapitelüberschriften gereimt, z. B. für das 27. Kapitel: „Wie Gargantuwal die zeit anlegt, wenn sich Regenwetter regt.

Eine große Reihe von Fischarts Abänderungen und Verbreiterungen des überlieferten Wortlautes leitet zu den freien Zusätzen über. Das sind solche Stellen, wo Fischart die besonderen französischen Bezeichnungen und Kulturverhältnisse durch deutsche ersetzt oder durch eigene für deutsche Leser berechnete Zusätze und Vergleiche erläutert. Er nähert hiermit die Übersetzung den auf deutschem Schauplatz spielenden Zusätzen, tut dies aber durchaus nicht folgerecht, sondern übernimmt eine Menge französischer Namen. In seiner Vorliebe für paarweise Wortstellungen, selbst übersetzte Ausdrücke, z. B. „Hoffnung und Espoir". Topographische Bezeichnungen, wichtigere Fluß- und Ortsnamen bleiben gewöhnlich stehen, auch unbekanntere Namen läßt Fischart oft unverändert, unterdrückt sie völlig, oder gibt ihnen ein wörtlich anklingendes deutsches Aussehen: Turpenay wird zu „Turpenach", La Roche Clermaud zu „Clermaltburg", Bourgueil zu „Burgweiler", Chaving zu „Schauichnicht" oder er übersetzt sie: La Maladerge zu „Sondersiechenhaus", oder er fügt einen deutschen Namen hinzu: z. B. „Ingelheim und Montforeal" oder er ersetzt sie endlich völlig durch deutsche Bezeichnungen, z. B. für de Brisepaille d'auprès St. Genou: „aus der Krautenau bei Colmar". Die französischen Personennamen werden von Fischart meist beibehalten, doch gerne deutschen Wortbildungen angenähert. Hurtebise wird Hurtebitze, Fasquin wird Faßwin. Die verschiedenartigsten Umformungen aber müssen sich die Hauptpersonen (allerdings zumeist erst in den späteren Auflagen) gefallen lassen. Grandgousier wird nebenbei auch Grandgoschier, Goschengroß, Gurgel-

grosser, Großgurgler, Grandbouchier usw. Gargantua auch Gargantmännlin, Gargantuwalt, Gurgelmann, Gurgeldurst, Strotzengurgelchen usw., Gargamelle auch Gurgelmiltsam, Pikrochol auch Bittergroll, Grollenkoderer usw. genannt. Noch deutlicher zeigt sich Fischarts Bestreben den Charakter der betreffenden Persönlichkeit zu bezeichnen, in den Beinamen und Prädikaten, die er den fremden Namen hinzufügt. Den humanistischen Lehrmeister Ponokrates z. B. nennt er „Ehrenbrecht Kundlob von Arbeitsteig". Die Hauptleute Pikrochols Hastiveau und Touquedillon heißen bei Fischart: Hastiveau Schöllkopf, Touquedillon, Nickl von Degenrauschenburg mit Kameraden wie Pfankratz Streichdenbart, Sebald von der Beseichten Scheiden, Streckdenstiel und Niergentan.

Französische Sitten, Gewohnheiten, Speisen, Kleider, Städtewahrzeichen werden durch Anspielungen auf entsprechende deutsche Verhältnisse ersetzt. Z. B. für toutesfois saultans avec leurs bourdans, comme font les micquelotz (Pilger nach St. Michel) se mirent en franchise: „Doch erhielten sie sich Ritterlich mit den Bilgerkrucken und sprangen damit, wie die frisische Botten über die Thamgräben". Oder wieder durch Hinzufügung deutscher Gegenstände beleuchtet z. B. für un plat grand comme la tonne de Cisteaux: „Ein Platt so groß als die Thonn zu Cisteaux und siebenmal grösser als der rund Napf vor dem Dom zu Speyer".

In diesen Zusammenhang gehören auch die wenigen Änderungen, zu denen Fischart sich durch sein Nationalgefühl bestimmen ließ. Gebraucht Rabelais das Wort deutsch in wegwerfendem Sinne, so setzt Fischart hierfür böhmisch oder wendisch. Z. B. für se paignoit de pigne de Aleman, c'estoit des quatre doigtz et le poulce: strält er sich mit eim Bömischen stral, der war ..." Auch benutzt und erweitert er in seinem 20. Kapitel mit Vergnügen die von Gargantua gebotene Gelegenheit, die Pariser zu verspotten, und wendet im 13. Kapitel die von Rabelais zum Lobe der Franzosen ausgedeutete Vorliebe für die weiße Farbe geschickt in das Gegenteil um. Car par nature ilz sont joyeux, candides, gracieux, et bien amez et pour leur symbole et enseigne ont la fleur plus que nulle autre blanche, c'est le lys: „Weil sie von Natur freudig, lustig und (mit zweyen Worten

zusagen) leichtsinnig und leichtfertig sind, dantzen auff eym Fuß, wo ein Schweitzer Baur zween bedarff, hupffen wie jhr Katzenspiliger Ball ... springen einem meher umb ein Haller, als ein Teutscher umb ein Thaler ... Drumb haben sie auch die allerweissest, zartest unnd hinfelligst Plum die Lilg zu eym zeychen im Wagen." Erklärt Rabelais den französischen Hauptschmuck als den entsprechendsten und erhabensten für die Sonntagstracht, so ist es nach Fischart die deutsche, insbesondere die Straßburger Kopfbedeckung.

Und nun die Zusätze, welche die Vorlage um das Doppelte im Ausmaß übertreffen, den Gang der Handlung nicht ändern, die Hauptcharaktere nur in ihren grotesken Zügen steigern, jedoch die moralisierende Satire des Werkes auf den deutschen Schauplatz verlegen und bedeutend vertiefen und der Geschichtklitterung ihren selbständigen literarischen Wert sichern. Ganz neu hinzugekommen sind das erste Vorwort, das fünfte Kapitel über die Ehegedanken Grandgousiers und mit Ausnahme weniger der Vorlage entnommenen Zeilen auch das dritte Kapitel von den Mahlzeiten Grandgousiers und das achte von der Trunkenlitanei. Da aber Fischart gegen Schluß wiederholt zwei oder drei Kapitel zusammenzieht, hat er im ganzen doch um ein Kapitel weniger als Rabelais.

Die Art der Einschübe ist verschieden. Viele Zusätze erweitern Rabelais' lange Reihen von Synonymen, Beiwörtern, Namen, Sprüchen, Schwänken noch um ein Bedeutendes. Auch wo seine Vorlage nur kurze Aufzählungen bringt, erweitert sie Fischart schier ins Endlose und bildet auch darüber hinaus noch neue Listen. Es bereitet ihm ein großes Vergnügen in seiner „fantastengreulichen Art, ungereimte närrische barbarische Homonyma oder nameinige Wortgleichheiten" oder Worte „die von Getön und Hall auszusprechen ein Lust geben" zu bilden und aneinander zu reihen. Zitiert Rabelais im Prologe fünf Büchertitel, so hat Fischart deren gleich eine ganze Seite beisammen. In seinen neuen Kapiteln bringt er mehrere stoff- und literargeschichtlich höchst bemerkenswerte Zusammenstellungen, die aber von ästhetischem Standpunkt aus im Rahmen eines Romans nur als Auswüchse betrachtet werden müssen.

Eine weitere große Gruppe von meist kürzeren Zusätzen bilden jene Wörter und Sätze, die Fischart zur Erklärung geschichtlicher oder literarischer Anspielungen, ungeläufiger Fremdwörter anbringt mit Rücksicht auf den breiteren Leserkreis, den er für seine Geschichtklitterung voraussetzt. Ungleichmäßig auch hierin, indem er viele Schwierigkeiten unerklärt läßt und andrerseits in seinen eigenen Zusätzen dunkle Anspielungen auf gelehrte und weitabliegende Dinge einschiebt. Seine Erläuterung besteht häufig nur in einigen Beiwörtern, z. B. für Alcibiades: „Der Athenisch Kriegsfürst Alkibiad" oder in einer kurzen Beschreibung für harpies: „Charpia des Jupiters Vogelhund, fornen schön vnd lieb gestalt als frawen vnd hinden hön mit klawen" oder in einer Übersetzung für fit la gambade: „macht er ein Storckenbein oder Gambade", wie er denn auch die lateinischen Zitate und Büchertitel der Vorlage ins Deutsche überträgt. Wo Fischart Sachkenner ist, gibt er gelegentliche Berichtigungen. Für Jambons de Magence sagt er: „nicht von Magentz, noch Mentz, wie es die Frantzosen nennen und meynen, dieweil man etwan daselbst von unden herauff mit schuncken hat gehandelt, sondern aus Westfalen". An anderen Stellen hilft sich Fischart wieder mit Vergleichen, Beispielen oder mit einer breiteren Ausführung.

Auch finden sich Zusätze mehr stilistischer Art, welche die Darstellung heben, veranschaulichen, beleben sollen. Köstliche Bilder und treffende Vergleiche sind Fischarten immer zur Hand. Überaus häufig führt er eine von Rabelais nur in wenigen Strichen gezeichnete Situation zu einer eingehenden, farbenreichen, meistens höchst humoristischen Schilderung aus. Nur ein kürzeres Beispiel bietet folgende Stelle des Prologes. Für pour exciter le monde à rire: „mit welchen dise Pulverkrämer Gaffleut für Kauffleut an sich ziehen können und die vorgehende wie des Abisai Leib auffhalten, wie Gorgon vergestalten, den Bauren die mäuler auffsperren, machen, daß die Mägd den Korb und Zuber müsen nidersetzen, die Frawen die Kinder vergessen und alles gesind, wie zur Regenspurgischen Walfahrt zulauffen". Die Charaktere der Hauptpersonen werden durch kleine epische Zusätze oder neue Reden zur vollen Geltung gebracht, z. B. Pikrochol noch abenteuerlicher und einfältig-eitler gestaltet, als in der Vorlage. Andere

Zusätze bilden sorgfältige Überleitungen, wo etwa in der Vorlage ein Kapitel dem anderen schroff und unvermittelt folgt. Auch knüpft Fischart nach seinen Abschweifungen wieder geschickt an den Faden der Vorlage an.

Die überwiegende Mehrzahl der längeren Beigaben Fischarts ist der moralisierenden Satire gewidmet. Auch Rabelais wollte moralisierend wirken, doch tritt dies bei ihm ganz zurück gegen den ausdrücklich angegebenen Zweck der Belustigung. Rabelais bleibt objektiv und kleidet seine Satire in die Form heiterer Erzählungen. Fischart tritt mit seinen persönlichen Anschauungen hervor in Sentenzen und Beispielen, in Scherzen und in Ausbrüchen der Entrüstung, ja geradezu in Moralpredigten. Fischart hat aber auch den Gesichtskreis erweitert, weil er sich von den gebildeten Ständen, die Rabelais fast allein im Auge hat, auch an die niederen Volksschichten wendet und so demokratischer wirkt, vielseitiger auch hierin, daß er nicht nur wie Rabelais im Namen des Verstandes das geißelt, was töricht ist, sondern auch im Namen des Herzens das, was schlecht ist. Auch hier steigert er die Übertriebenheiten Rabelais', alles Rohe und Garstige, Unwahrscheinliche und Lächerliche. Auch Unzüchtiges, wo es ihm die Vorlage bietet, unterdrückt er nicht. Doch kann er noch weit weniger als Rabeais lüstern genannt werden. Mit gesunder Derbheit werden die Dinge vorgebracht, die eben nach der Meinung der Zeit dem Gebiete des Humors angehören.

Moralisch-satirischer Natur sind vor allem Fischarts selbständige Kapitel: sein Vorwort, die umfänglichen Schilderungen der Sitten- und Zügellosigkeit. Und im Gegensatz zu dieser verneinenden Satire stellt er das Idealbild einer Belehrung, das schöne Kapitel von der Heiligkeit der Ehe, das im scharfen Gegensatz zur Frauenverachtung des Mönches Rabelais das Glück der Familie, den Wert der deutschen Frau preist und sein Licht auch auf viele kleinere inhaltsverwandte Zusätze der Geschichtklitterung fallen läßt.

Alle Unsitten und Torheiten der Zeit, Mißbrauch und Unfug in allen Berufen, die Schrecken der Tyrannei und des Fanatismus, die Greuel damaliger Kriegführung, die Sittenlosigkeit der Vornehmen, die Roheit der Geringen, Betrug und Wucher

im geschäftlichen Leben werden in dieser tief eindringenden und weit angelegten allgemeinen Satire vorgenommen in gelegentlichen boshaften Anspielungen, sowie in langen Aufzählungen und breiten Schilderungen. Seine Satire ist um so wirksamer, weil sie immer auf die unmittelbare Gegenwart Bezug nimmt. Fischart weist wiederholt auf die Bartholomäusnacht, auf die Eroberung von Metz durch Karl V., auf die Wiedertäufer in Münster und auf die Fugger in Augsburg hin und fügt noch in den späteren Auflagen Anspielungen auf die inzwischen erfolgten allerneuesten Ereignisse hinzu, so im Jahr 1590 auf die Ermordung Heinrichs III. durch den Mönch Clement, auf die Besieger der spanischen Armada Drako und Frofischer (d. h. Drake und Forbisher 1588), auf die päpstliche Kalenderverbesserung, die Gregor XIII. 1582 eingeführt hatte u. a. mehr.

Natürlich werden die besonderen und augenfälligsten Narrheiten und Mißbräuche des deutschen Volkes jener Zeit am häufigsten vor die Schranken des völkisch fühlenden Sittenrichters gerufen. Die Fremdsucht in der phantastischen Weiterführung der Stammbäume bis zu den Griechen und Römern, in der undeutschen Namengebung, in der Mißachtung der heimischen Sprache, den übertriebenen Luxus, die verschwenderische Lebensführung, das Schlemmen und Saufen, die steigende Unsittlichkeit, die „wunderfundsamen und veränderlichen" Kleidermoden, wobei auch die jüngsten Auswüchse nicht unerwähnt bleiben, endlich Münzverfälschung, Wucher und Aberglauben.

Denn mag Fischart auch außerdeutsche allgemein menschliche Verhältnisse berücksichtigen, der eigentliche Boden seiner Zusätze ist Deutschland in dem weiten Sinne des Wortes, wie man ihn schon im 16. Jahrhundert auffaßte: soweit die deutsche Zunge klingt. Besonders bevorzugt erscheint mit den genauesten aus eigener Anschauung hervorgegangenen Einzelangaben über Land und Leute seine besondere Heimat: Straßburg und das gesamte Elsaß, sowie die Stadt, in der die Geschichtklitterung fertig geworden: Basel mit dem Hintergrund der Schweizer Berge. Aber auch alle übrigen Landschaften des Reiches werden mit bedeutungsvollen Beziehungen genannt, wozu beispielsweise der kühne Welteroberungsplan von Pikrochols Hauptleuten im 36. Kapitel will-

kommene Gelegenheit bietet, von Österreich und Böhmen angefangen bis in die Niederlande. Aber nicht allein Spott und Tadel, auch liebevolle und rühmliche Schilderungen freundlicher Bräuche, lobenswerter Sitten und Zustände der Heimat finden sich häufig. Weiter Anspielungen auf antike Autoren und mittelhochdeutsche Reimdichtungen, auf literarische Erscheinungen des 16. Jahrhunderts, auf Schwänke und Fastnachtspiele von Hans Sachs, auf Erasmus' Lob der Torheit, auf die satirischen Dichtungen Murners, auf Psalmverdeutschungen, auf Volksbücher und Schwänke, auf gelehrte Werke von Wolfgang Lazius, Tschudi, Joh. Aventin, Sleidan, Wurstisen, Nauclerus u. v. a., auch auf eigene Schriften. Aus dem Volke führt er Sprichwörter und Redensarten, Märchen und Schwänke vor, schildert Bräuche und abergläubische Anschauungen. Er kennzeichnet die einzelnen deutschen Stämme, auch die Niederländer, durch mundartliche Proben und scherzhafte Bemerkungen. Besonders über die Schwaben macht Fischart als richtiger Elsässer boshafte Witze und verschont auch seine geliebten Schweizer nicht. Alle diese zum Teil sehr umfänglichen Ausläufe hätte Fischart natürlich auch unabhängig vom Gargantua veröffentlichen können; es entsprach aber seiner Natur besser, sich durch ein fremdes Werk dazu anregen zu lassen, seine Kenntnisse hiebei zu verwerten ohne Rücksicht auf den Fortlauf der Handlung.

Für seine Zusätze verwendete der belesene Polyhistor eine Menge von damals beliebten und verbreiteten Kompendien, Handbüchern und Sammlungen des 16. Jahrhunderts, namentlich wo es galt, Sprüche, Lieder, Namen, Beispiele usw. anzuhäufen. Für die fast oder ganz von der Vorlage unabhängigen Kapitel verwertete er mehrere besondere Quellen, für die gesamte Bearbeitung benutzte er durchgehends oder für mehrere Stellen die Wörter- und Namenbücher von Peter Dasypodius, Joh. Frisius, Konrad Gesner und Hadrian Junius, die Sprichwörtersammlungen von Joh. Agricola, Sebastian Franck, Andreas Gartner und Eberhard Tappius, die Schwanksammlungen von Heinrich Bebel, Jakob Frey, H. W. Kirchhoff, Michael Lindener, Johannes Pauli, Martin Montanus und Jörg Wickram, weiter Brants Narrenschiff, Alberus' Esopus, Scheits Grobianus, den Bienkorf

von Marnix, Predigten von Joh. Geiler und Joh. Mathesius, Sebastian Francks Weltbuch und dessen Chronica, nach einer Straßburger Handschrift die Chronica von Jakob von Königshoven, Sebastian Münsters Cosmographia, Joh. Stumpffs Schweizer Chronik, die teutsche Speiskammer und das Kräuterbuch von Hieronymus Bock, das Tierbuch von Konrad Gesner, einige Werke von Paracelsus und das 1509 in Hagenau erschienene Heldenbuch.

Für die Scharen von Volksliedern, von denen er gleich ins erste Kapitel bei dem Bericht über die Abstammung der königlichen Familie mehrere Buhl- und Gäuchlieder, ins 4. Kapitel von Kasten und Keller des Königs Martins- und Schlemmerlieder und besonders ins 8. Kapitel viele Trinklieder einschiebt, waren die fruchtbarsten Quellen die Liederbücher des 16. Jahrhunderts von Hans Ott, Sebastian Ochsenkhun, Anton Scandellus und Ivo de Vento und mehrere in den sechziger Jahren in Straßburg und Basel erschienene fliegende Blätter. Einiges hat er aus Handschriften und auch aus dem Volksmund geschöpft, was sich aus seiner eigenen Bemerkung ergibt: „der gleichen sauberer Lieder mehr, die man singt und getruckt sind". Im ganzen sind nur siebzehn Lieder vollständig wiedergegeben, von denen einzelne nur hier vorkommen. Die Trunkenmette wird an drei Stellen verwertet. Mehrere Lieder hat Fischart abgeändert, teils parodiert, teils Versmaß und Reim gebessert, eigene Verse eingeschoben und einander folgende Lieder mit neuen Versen verknüpft.

Trotz diesen und anderen zahlreichen Quellen blieb genug selbständige Arbeit für Fischart übrig. Denn er hat nicht nur die meisten Vorlagen umgearbeitet, erweitert und ergänzt, sondern hat auch Vieles aus unmittelbarer Erfahrung und seiner genauen Kenntnis der breiten Volksschichten geschöpft. Aus einer bloß äußerlichen Aneinanderreihung fremder Bruchstücke hätte nicht eine so derb-frische, übermütig-freche, abgerundete und wirksame Darstellung, wie es die Trunkenlitanei ist, entstehen können! So bilden seine Zusätze trotzdem eine reiche Fundgrube für die Kultur und für die Volksüberlieferungen des 16. Jahrhunderts; sie sind im ganzen als sein geistiges Eigentum zu betrachten.

4. Inhalt und Würdigung der Geschichtklitterung.

Die Geschichtklitterung wird eröffnet durch ein Widmungsgedicht an die Leser, worin Fischart zu dem in Rabelais' Widmungsversen ausgesprochenen Gedanken von der Erheiterung kummervoller Leser, außerdem (mit Benutzung von Salels Zehnzeiler vor dem zweiten Buche des Gargantua und Pantagruel) auch Belehrung und Besserung als Zweck seines unterhaltenden Werkes angibt:

Vnd so ein Author je ward gerümet,
Daß er den nutz mit süß verblümet,
So ist diß Buch nicht zu verachten,
Dieweil es auch dahin thut trachten,
Vnd schmiert mit Honig euch das Glaß,
Daß der Wärmut eingang deß baß.

Diesen Zweck hat Fischart noch in einer selbständigen Vorrede wortreich behandelt. Sofort mit kaum noch steigerungsfähiger, grotesker Art einsetzend, spricht er die Leser mit den seltsamsten Titeln und Beiwörtern an:

„An alle Klugkröpffige, Nebelverkappte, Nebel Nebuloner, Witzersauffte Gurgelhandthirer, vnd ungepolirte Sinnversauerte Windmüllerische, Dürstaller oder Pantagruelisten. Großmächtige, Hoch vnd Wolgeverirte, tieff vnd außgelärte, eitele, orenfeste, orenfeißte, allerbefeistete, ährenhaffte vnd hafftären, orenhasen vnnd hasenoren oder hasenasinorige insondere liebe Herrn, gönner vnd freund."

In diesem Tone geht es weiter. Mit Aufhäufung von Synonymen, Neubildungen und Beispielen führt der Verfasser aus, daß es am besten sei, die Mitmenschen durch Possen, Schwänke und abschreckende Vorbilder zu belehren und zu warnen. Wie die Spartaner an bestimmten Festtagen ihren Kindern trunkene Sklaven zeigten, damit ihnen deren viehisches Gebaren dauernden Abscheu vor der Völlerei einflöße, wie ein namhafter deutscher Fürst einen Henker in der neumodischen braunschweigischen Tracht auf der Schloßbrücke aufstellte, um damit allen Hofleuten dieses stoffverschwendende Tragen der Pluderhosen zu verleiden, so müsse auch der Schriftsteller die Welt zu bessern trachten,

indem er ihr alle Narrheiten in einem Spiegel entgegenhalte. Daß dann manches Garstige zu sehen sei, dafür könne der Spiegel nichts. Die Spinne ziehe sogar aus Blumen Gift, Gutgesinnte und Einsichtige aber werden es richtig aufzufassen wissen, wenn ernste Schriftsteller sich gelegentlich genötigt sehen, da vernünftige Mittel allein nicht helfen, tolles und unflätiges Zeug vorzubringen. So rasch sind die Leute nicht zu verderben, daß man gute Bücher einiger anstößiger Wörter wegen verwerfen müßte. Vertrage doch heutzutage das „Ohrenzart Frauenzimmer“ die Zoten in Boccaccios Novellen oder in den deutschen Schwanksammlungen von Wickram, Frey, Lindener und vielen andern; werden doch auch die griechischen und römischen Autoren trotz mancher leichtfertiger Reden in den Schulen gelesen, habe doch jedes Volk seine närrischen und mutwilligen Scherz- und Gelegenheitsdichtungen, Feste und Bräuche. In einem ernsten und wohlgemeinten Sinne habe sich also der Verfasser entschlossen, diese bunten und vielgestaltigen pantagruelischen Märendeutungen zu bearbeiten.

Was Fischart hier über die moralisierende Tendenz seines an Scherzen und Zoten nicht eben armen Werkes ausspricht, das kehrt in zahlreichen Vorreden der Zeit mit ganz ähnlichen Beispielen und Redensarten wieder. Auch Bücher, die ihrem ganzen Inhalt nach nur der Unterhaltung dienen konnten, selbst die eben aufgeführten Sammlungen von zumeist anstößigen und unsittlichen Schwänken, nahmen in den Vorreden auch für sich das schriftstellerische Ideal der Zeit: durch Scherz zu belehren, in Anspruch. Scheit sagt auch in der Widmung, daß er mit seinem Grobianus dem säuischen Volk einen Spiegel vorhalten und die bitteren Pillen der Rüge versüßt und gewürzt, das heißt in einer spaßhaften Parodie darreichen wolle. Fischart selbst hatte schon in der Vorrede zum Eulenspiegel und im Prologe zum Amadis ähnliche Gedanken ausgesprochen.

Fischart setzt seine Vorrede fort, indem er einige Nachrichten über die Persönlichkeit seines Vorgängers bringt. Rabelais sei zwar kein Heiliger, doch auch kein gottloser Epikuräer gewesen. In seiner Dedikationsepistel an den Kardinal von Châtillon habe er selbst gebeten, man möge in seinen Schriften die Spreu von den Körnern sondern. Jedem stehe es frei, sich daraus zu

wählen, was ihm recht und gut dünke. Als Arzt habe sich Rabelais freilich nicht gescheut, „von natürlichen sachen natürlicher zu reden". Seines Witzes wegen aber sei er bei Vornehmen und Gelehrten, auch bei Geistlichen und bei den Königen Frankreichs beliebt gewesen und der berühmte Dichter Ronsard habe ihm eine lustige Grabschrift gesetzt. Dieses Spottgedicht, das Rabelais als unermüdlichen Trinker feiert, der Tag und Nacht Bacchus angerufen, beim Wein seinen Roman gedichtet habe und trinkend gestorben sei, und das zum Schluß die Vorübergehenden auffordert, Wein und gute Bissen, statt der sonst üblichen Gebete dem Verstorbenen zu opfern, wird von Fischart hier in einer sehr erweiterten Übersetzung eingefügt, wo er die Art von Rabelais' Zechen näher ausmalt und versichert, wenn Wein wirklich vor Fäulnis behütet:

So wird deß Rabeles Nam und Wesen
Nimmer verfaulen nit.

Rabelais habe gewußt, daß der Arzt nicht nur durch Pillen und Kräuter, sondern auch durch kurzweilige, das Gemüt erheiternde Gespräche und freundliche Worte seine Kranken heilen könne. (Das wird nun mit vielen Beispielen aus alter und neuer Zeit bekräftigt.) In diesem Sinne habe Rabelais seinen Gargantua geschrieben, ein gutherziges Buch für müßige Stunden. Da Fischart gesehen, wie andere „ohn Minerve erlaubnus" das Buch übersetzen wollten, habe er, um nicht einen ungeschickteren Schneider darüber zu „leiden", sich entschlossen, es selbst ins Deutsche zu „verkleiden".

Dem folgt nun die zweite Vorrede, der „Ein- und Vorritt", eine weitschweifige Umarbeitung des ziemlich knappen, launigen, aber auch vielfach geschmacklosen und derben Prologes von Rabelais, der hier wesentlich folgendes ausführt: Wie sich hinter dem höchst unansehnlichen und häßlichen Äußeren des Philosophenfürsten Sokrates ein edler Geist und hohe Tugenden geborgen haben, ähnlich jenen von den Griechen Silene benannten Büchsen mit den komischen Figuren und dem kostbaren Inhalt, so enthalten auch seine Bücher trotz der lustigen Titel und abenteuerlichen Stoffe die wertvollsten und ernstesten Gedanken. Der Leser muß nur verstehen, wie ein Hund, der den Knochen

das Mark aussaugt, mit aufmerksamem Bemühen den tüchtigen Kern herauszulösen. Freilich sinnbildliche Andeutungen dürfe man aus seinen Schriften nicht herauswittern. Homer habe auch nicht an all das allegorische Zeug gedacht, das spätere Erklärer in seine Ilias und Odyssee hineingeheimnißt hätten. Er aber habe seine Geschichten während des Essens und Trinkens leichten Herzens und ohne viel Plackerei niedergeschrieben und er rühme sich dessen, daß man von seinen Schriften, wie von denen anderer echter Dichter sagen könne, daß sie mehr nach Wein, als nach dem Öl der Studierlampe röchen.

Dieser Gedankengang ist allerdings aus Fischarts krauser, und auch auf einzelnen Mißverständnissen beruhender Paraphrase nicht ganz klar wieder zu erkennen. Denn Fischart will hier seinen Lesern, die er wiederum mit den seltsamsten und beleidigendsten Titeln anspricht, zur Belehrung der Schlechten und Dummen, denen „der roh gefressen Narr noch aufftoset", den übernommenen Stoff „auff jren schlag greiflicher" erklären. Er schildert darum in Menge alle die „gecklichen" und „erschrecklichen" Bilder, die auf den Silenenbüchsen gemalt sein könnten mit Hinweis auf die Fabelgestalten Dantes, Ovids, lügenhafter Reisebeschreibungen und der eigenen Bildergedichte. Er stellt eine lange Reihe „wunderlich Krabatischer" Titel zusammen, von einzelnen Kapiteln aus späteren Büchern des Gargantua und von eigenen, wirklich ausgeführten oder nur beabsichtigten Schriften. Er wiederholt mit Hinweis auf seinen gereimten Eulenspiegel, seinen Ismeniusprolog und auf des Erasmus Torheitlob seinen Lieblingssatz, daß der Schriftsteller durch Scherz belehren müsse. Er vermehrt die Aufzählung der unsinnigen Kommentare klassischer Dichtungen und die Reihe der nach Wein duftenden Dichter und zählt diesen unter den Neueren auch Scheit und Eobanus Hessus bei, und wendet sich dagegen, daß Posthius, Melissus und Genossen die Musen trocken setzen wollten. Fischart bringt hierbei die Worte Poëta und Potator in verwandtschaftliche Beziehungen und schließt nach allerlei launigen Einfällen und Geschichten mit der Aufforderung an die Leser, fröhlich die Lektüre zu beginnen: „Sauffts gar auß, denn halb trinken ist bettlerisch. Jetzt das maul gewischt, so seid jhr zum lesen gerüst!"

Die Leser sind nach diesen langen Einführungen gespannt, doch mit dem ersten Kapitel soll die eigentliche Geschichte vom Gargantua noch nicht beginnen. Fischart plaudert zunächst wie seine Vorlage über das Geschlecht des Riesenkönigs. Damit sich der wasserlechzende Leser nicht mit durstgierigem Übertrinken schädige, wolle er seine Brunst gleich zu Beginn einzäumen; und mit Rabelais verweist er ihn auf die alte pantagruelinische Chronik (im zweiten Buch des Gargantua), wo der Leser Näheres über den Ursprung der Riesen finden könne. Zum Trost für diese Enttäuschung ergeht er sich in einer (Rabelais' Bericht weit ausspinnenden) Abhandlung über die Unzuverlässigkeit der Stammbäume im allgemeinen. Durch die vielen Völkerwanderungen und Mischungen, durch den Wechsel von Landbesitz, durch den Übergang der Herrschaft von einem Volk zum andern, seien solche Verwechslungen und Störungen eingetreten, daß der ärmste Geselle von einem König und mancher Fürst von einem Holzhacker abstamme. Die fahrenden Leute und Studenten, vor allem aber die geilen Priester und Mönche, haben den Wirrwarr noch vermehrt. Man denke auch an die Findelhäuser und die vielen Pfaffenkinder. Wie gang und gäbe aber unerlaubte Buhlschaft in den breitesten Kreisen sei, das bewiesen die beliebten Buhllieder vom Habersack, vom Bettler heiaho: „Es hat ein Schwab ein Töchterlein"; „Ich weiß mir ein' stolze Müllerin" und viele ähnliche saubere „Geuchlieder", „die man singt und gedruckt findet", viele Sprichwörter und Schwänke, die von der täglichen Verwechslung der Kinder reden.

Des Gargantua Stammbaum aber sei weit vollständiger erhalten, als jeder andere. (Fischart nennt hierbei eine Unmasse deutscher, zum Teil erfundener Stammessagen und verspottet die Mode, Ahnherrn und Gründer deutscher Geschlechter und Städte unter antiken oder mythischen Persönlichkeiten zu suchen.) Gefunden wurde Gargantuas Stammbaum in einem Riesengrabe, dessen Seltsamkeit und Größe Fischart noch phantastischer ausgestaltete. Der Kopf des Leichnams befand sich bei Genua, die rechte Hand im kropfreichen Pinzgau, der Latz bei Köln unter dem Kloster der schwarzen Schwestern, die Füße badeten im Kanal, England gegenüber. In diesem Grab unter einem Humpen mit der In-

schrift Hic bibitur, und unter Flaschen lag ein verschimmeltes Buch, worin der Stammbaum in schwer zu entziffernder Kanzleischrift auf Baumrinde niedergeschrieben war. Als Anhang aber (und Fischart erfindet für das Wort Anhang Dutzende von Umschreibungen: „Historisch Supplement, Osterlich Alleluja, Theologisch In Ewigkeit Amen, der Schneider Knopf, des Schachtisches Matt, der Kaufleut Summa Summarum, Jedermans Adi" u. a.) befand sich ein nur verkehrt überliefertes, schwer verständliches, rätselhaftes Gedicht.

Dieses, das zweite Kapitel ausfüllende rätselhafte Reimgedicht von vierzehn achtzeiligen Strophen ist betitelt Les fanfreluches antidotées, wörtlich die gegen Gift gesicherten Fünkchen; dem Sinne nach leichte Dinger überhaupt, die vom Wind verweht werden, und die mit einem Mittel gegen Gift versehen sind, denen also nichts geschehen kann. Regis verdeutscht es „Der antidotische Firlfanz". Fischart gibt es umständlicher wieder: „Antidotirte (1582 Widertode) Witarborstige, Witerwetterige vnd Witarsinnige fanfrelischeit und wissagung". Die dunkle, krause, schwer zu entziffernde Fassung ist von dem Dichter beabsichtigt, entweder um die Ausfälle gegen die katholische Religion, gegen den Papst und die französischen Könige zu verhüllen oder aus Bosheit und Übermut, um dem Leser und Erklärer eine Falle zu stellen und ihn zu narren. Die dritte Strophe spielt wahrscheinlich auf den Papst und die Reformation an, die elfte auf den Ausgang Karls V. Möglicherweise beziehen sich auch die ersten vier Strophen auf Papst Julius II., die fünfte bis elfte Strophe auf die Regierungszeit Franz I. und die letzten auf eine künftige, friedliche und glückliche Zeit unter Heinrich II. Die Einzelheiten aber spotten jeder Erklärung. Die zweite und ein Teil der dritten Strophe ähneln einem Rätselgedicht von Mellin de Saint-Gelais, der vielleicht selbst der Verfasser der Fanfreluches ist; denn von ihm stammt ja auch zum größten Teil die gereimte rätselhafte Weissagung an der Spitze des letzten Kapitels des Gargantua.

Fischart hat durch seine starken Erweiterungen bei der Verdeutschung dieses Gedichts die Unverständlichkeit noch überboten. Um der Sprache äußerlich eine altertümliche Färbung zu geben, setzte er

für die meisten Nebensilben-e ein a, für die meisten d ein t, für einige anlautenden g ein k und für einige inlautenden b ein w ein; jedenfalls angeregt durch den ersten von Matthias Flacius 1571 in Basel herausgegebenen Druck der Evangelien-Harmonie Otfrieds.

Z. B.: Trat har tär Zwingar all tär Zimmerar . . .
Tas waren acht bekummart schwimmar . . .
Hat tar groß Teuffal seinen schnawal . . .
Otar man solts kerechtlich tailen . . .

Mehrere halbwegs erkennbare Ortsnamen seiner Erweiterungen gehören der Schweiz an. Der Erwähnung von zwei Felslöchern in der Vorlage fügt Fischart noch sechzig Höhlen mit wirklichen und erfundenen Namen hinzu. Ein Versuch, seine teils unsinnigen, teils anstößigen Zusätze zu erklären, wäre eine vergebliche Mühe.

Ohne Zusammenhang mit dieser Reimdichtung, nur zu Ehren der uralten, beständigen deutschen Sprache fügt Fischart nach einer launigen Einführung selbstgebaute, nach dem Vorbilde der leoninischen Hexameter gereimte „Sechstrabende und fünffzelterige Reime", also Distichen, und überdiess noch „Wisartische Sechshupfig Reimen Wörterdäntzelung und Silbensteltzung" hinzu. Er leistet sich hier den Spaß, da ihn „Apollo inn der lincken seit kützelt", möglichst schlechte und drollig klingende Verse zu bauen.

Das dritte Kapitel von Grandgoschiers Diät im Essen und Trinken ist ganz Eigentum Fischarts und durch einen einzigen kurzen Satz Rabelais' angeregt: Grandgousier estoit bon raillard en son temps, aymant a boyre ne autant que homme qui pour lors fust au monde et mangeoit volontiers sallé. Es ist, wie das vierte Kapitel, das eine Fortsetzung dazu bildet, ironisch gehalten, indem der Verfasser ganz im Tone der Grobianusdichter mit scheinbarem Ernst, aber in humorvoller Übertreibung seine Zeitgenossen zu grenzenloser Unmäßigkeit im Essen und Trinken aufmuntert. Die Satire ist um so wirksamer dadurch, daß der als Muster aufgestellte Grandgousier hernach im vierten Kapitel ins Lächerliche gezogen wird. In beiden Kapiteln sind die Einzelheiten aus dem Leben gegriffen und die Darstellung gespickt mit boshaften Ausfällen nach allen Seiten.

Vor Zeiten, als noch die dreizehnellbogenlangen Riesen und „Christoffelgmäßen" Recken lebten, versichert Fischart, da ging nur die Sage von Zwergen und Däumlingen „Spinnenstubischen Bergmänlin, Erdtelberlin", König Laurin u. a., heute hingegen wisse man von Riesen und Hünen nur mehr vom Hörensagen und zeige höchstens ihre Knochen in Kirchen und Rathäusern, während das Menschengeschlecht, wie ein erfrorener Froschlaich, nicht mehr zu rechter Größe gelange. Was ist die Ursache davon? Jedenfalls die, daß Ihr Euch zu sehr kasteiet. Für wen spart Ihr Eure Heller? Etwa als Opfergeld für den Pfaffen und per consequens für seine liebe Getreue? Schwelgen und Schlemmen, das macht starke Hälse, daß ihrer Neun einen Galgen niederziehen. Könnt Ihr nicht den schönen Spruch: „Trinken wir Wein, so beschert Gott Wein". Je mehr man auf den Blumenstock gießt, um so höher er aufschießt. Woher hätten die Salzburger Bauern oder Herkules, der ochsentragende Milo oder die pommerschen Säue ihre große Stärke, wenn nicht vom vielen Fressen? Wollt Ihr aber Euren riesigen Vorfahren nachgeraten, dann müßt Ihr das fremde Geschleck lassen, das in so kleinen Rationen genommen wird: vom Pfeffer ein Lot, vom Safran ein Quintlein, welsche Disteln, Senf, Artischocken, Pasteten, Schnecken und Schwämme. Ich bin vielmehr der bäurischen Meinung, daß eine Sau, wenn sie Flügel hätte, das adeligste Federwildpret wäre. Ihr müßt Eure Mägen durch Zuschütten allmählich an kräftigere Kost gewöhnen, denn der menschliche Magen ist so geartet, daß er sich dehnen und strecken läßt; er muß aber fort in Übung bleiben. Er ist dem Saumagen sehr ähnlich, was durch manche Geschichte zu erweisen ist, undurchlässiger als Lothringisches Papier und fester als das Pergament alter Meßbücher. Also nur darauf los und Ihr sollt sehen, wie groß und stark Ihr noch werdet!

Auch befördert es die richtige Kindererziehung, wenn die Eltern ordentlich essen und trinken. Dessen könnt Ihr ein stattliches Beispiel sehen an unserem Grandgurgler, der es sein Leben lang verstand, sauber reine Arbeit im Becher zu machen und mit einer Legion Fischen den Untergrund zum Trinken zu legen. Er mißachtete Scheinmahlzeiten, wo man die Hand nicht füllen

kann und wie die aus Nußschalen trinkenden Spanier es lieben, daß die Fliegen dabei Hungers sterben. Auch wollte er nichts wissen vom schwäbischen Suppenmahl, vom westfälischen Bohnengericht, vom hessischen Schneiderspeck, von Hafer, Graupen und Heidelbeeren oder gar von Käfern, Heuschrecken und Eicheln. Viel besser gefiel ihm die edelsässische Weise: von einem Schlamp zum andern, fünfmal im Tage gezehrt. Denn schon Aristoteles bestätigt es, daß jene mürrisch sind, die nur einmal im Tage essen. Grandgousier aß gerne bei seinesgleichen, wo er sich gehen lassen konnte und nicht behindert wurde durch Komplimente, höfliche Gespräche und strenge Beachtung seiner Tischzuchtregeln. „Der Herr nehm' Wasser, der Herr netz' sich, der Herr setz' sich, der Herr rück' hinauf, der Herr greifs an, der Salat wird kalt. Ach, der Herr sitzt unproperlich, ei, daß man ihm das große Kissen bring'!" Und die „Antipha": „Ach, der Herr sei unbemühet usw." Er aß nicht gern bei Hofe, wo man so rasch und geräuschlos die Speisen in den Hals werfen muß, freilich auch nicht in den unsauberen, ekelhaften, rauchigen Winkelkneipen und Garküchen, wo grindige Kinder alles beschmutzen, wo der klebrige, klotzige Sudelkoch mit seinem holden Ehgemahl, einer nastriefenden Hexe, sowie die schmierigen, schielenden, stinkenden, hundsflöhigen, welken Mägde dem Gast jeden Appetit verleiden, und sei es der Teufel, geschweige denn ein samthütiger, goldrapieriger Junker auf Reichstagen und Hoflagern.

Wie wohl versehen und voll bestellt hiergegen Großgoschiers Küche, Kasten nnd Keller waren, das wird dem ohrenspitzigen und offenmaulvergessenen Zuhörer im vierten Kapitel des Breiten auseinandergesetzt. Lediglich durch Rabelais' kurze Bemerkung, daß sich Grandgousier stets einen tüchtigen Vorrat von Schinken, Würsten und gesalzenem Rindfleisch gehalten habe, angeregt, gibt Fischart einen sehr ausgedehnten, übertriebenen Bericht über das herrliche, wahrhaft hünenmäßige Schlemmerleben des alten Riesenkönigs. Für Einzelheiten und Listen zog er als Vorlagen heran: die Verdeutschung des Regnum Papisticum von Thomas Naogeorgus, nämlich Das Päpstisch Reich von Burkard Waldis, J. B. Fickler, Verdeutschung von Olaus Magnus Historien der Mitnächtigen Länder, die bekannte akademische

Scherzrede De generibus Ebriosorum und H. Bocks, Der vollen Brüder Orden; für die zweite Ausgabe noch Karl Ch. Beyers Verdeutschung von Nikodem Frischlins Beschreibung der Hochzeit des Herzogs Ludwig zu Württemberg. Das Kapitel beginnt mit einer packenden Schilderung der beim Säustechen, beim Tode vergoldeter alter Weiber und bei ähnlichen fröhlichen Gelegenheiten abgehaltenen Gelage, wo man dem Sankt Schweinhardo opfert, mit beiden Backen frißt wie eine Klosterkatze und beim Absingen wüster Schlemmerlieder zur kannibalischen Ehrung der Toten einander gutherzig zutrinkt. Es ist ein Ansatz zu der meisterhaften Darstellung der Trunkenlitanei.

Ähnliche Feste versäumte Gurgelgroß nie, um nach jedes Landes Art und Gelegenheit sich das ganze Jahr über gütlich zu tun. Pflichterfüllt feierte er die Martinsnacht, denn da heißt es: Post Martinum bonum vinum; die Gans vom Spieß, nun auf und friß. Wer sich voll saufen kann, ist ein rechter Martinsmann. Auch seinen Gesellen S. Urban, dem man mit Wein Bescheid tut und Rebenblätter zum Schmuck umhängt. Sein Haupt- und Freudenfest aber war die heilige Fastnacht mit ihren fröhlichen Liedern — eine reiche Blütenlese davon wird dem Leser dargeboten — mit ihren tollen und ausgelassenen Lustbarkeiten, ihren Faschingsspielen und Frühlingsbräuchen, Tänzen und Verkleidungen. Auch vergaß er nie die ordentlichen Kirchweihen, Meßtage und Jahrmärkte mit Kegelplatz, Schwerttanz, Topfschlag, Stangenklettern und Scheibenschießen. Hier half er dem Pfarrherrn beim Trinken und beim Speien. Er fehlte nicht bei Lichtmeßbraten, Kindstaufen, bei der Schafschur, beim Erntekranz und Pfingstbier. Endlich verschmähte er nicht alltägliche Ziele, wie Nachzechen, Abendzehrungen und Schlaftrünke. So reihte sich ein Schmaus an den anderen, denn wer heute voll ist, ist morgen gern toll.

So wacker aber auch hiebei Großgurgler allen Leibgerichten und Nationalspeisen, sowie allen für die besonderen Feste und Jahreszeiten passenden Getränken zusprach, in seiner Haushaltung war er ganz besonders gut versorgt und zwar, Aussprüchen von Cato und Aristoteles folgend, mit solchen Speisevorräten, die den Durst herzupfeifen und locken. Er besaß eine ganze Festung von

Schinken und Speckseiten, geräucherten Ochsenzungen, gebrühten Kalbsköpfen und Schweinsfüßen, alle erdenklichen Gattungen von kaltem Fleisch und Würsten (deren Namensaufruf einige Seiten beansprucht), außerdem eine Schlachtordnung von weißen, gelben, grünen, aussätzigen, stinkenden, faulen, mürben, wurmwühlenden Käsen von Kühen, Ziegen, Schafen, Eseln, Renntieren aus allen deutschen und aus nordischen Landschaften. „Es war ihm ein Lust zuzusehen, wenn er die vermoderten Käszinnen mit schauffeln auff das Brot striche, und zwischen seinen Zänhammern und Mülsteinen zermalmt und zerknirschet, das es lautet, als wenn ein Galgen voll gestiffelter Bauren bei Nacht durch das Kot ins Dorff stampfften“. Zum Hinterhalt führte er ungezählte Tonnen von Heringen und Bücklingen, doch vergaß er auch die frischen Fische nicht und zur Not geröstetes Brot, Pfannkuchen, Krapfen, Nudeln, Bauernküchlein und ähnlichen Vorrat. In tiefen Gewölben geborgen lag sein Fest- und Feldgeschütz, großbauchig, wohlbereift und starkbedaubet, aber nicht nur von außen wundergaffig, sondern auch von innen saftig, voll der köstlichsten, wohlmundenden, zungenkitzelnden, rauschtanzenden Weine, firne und heurige, von allen Farben und Arten. Und nun folgt wieder eine lange Liste aller bekannten und unbekannten Weine des deutschen Reiches und der umliegenden Länder, viele in Liedern und Scherzen aufgezählt. Endlich zum Beschluß eine reiche Auswahl der damals beliebtesten deutschen Gebräue, mit süßklingenden sirenischen Taufnamen.

Auch in diesen beiden Kapiteln ist manches ernst gemeint. Wenn Fischart wiederholt seinen Helden lobt, weil er die kräftige heimische Kost vorzog und das fremde Geschleck den bankbrüchigen, fallimentgeübten, mit fremdem Geld wohllebenden Kaufleuten überließ, so war das gewiß seine innerste Überzeugung. Doch das in den Roman ganz frei eingefügte fünfte Kapitel: „Mit was wichtigem Bedenken unser Held Grandgouchier zu der Ehe hab gegriffen, und sich nicht vergriffen“ ist durchaus ernst gemeint. Trotz vieler aus dem Tone fallender frivoler Bemerkungen, trotz boshafter Witze und komischer Übertreibungen, die Fischart nun einmal nicht lassen kann, ein Idealbild, ein hohes Lied von der deutschen Ehe und Familie: die Heiligkeit des Ehebundes

wird als ein festes Bollwerk gegenüber der allgemeinen Sittenlosigkeit mit dichterischem Schwunge, mit der ganzen Innigkeit des deutschen Gemütes geschildert und als Grundlage der menschlichen Gesellschaft und des Staates gefeiert. Das Kapitel, das Jean Paul als „ein Meisterstück sinnlicher Beschreibung und Beobachtung, aber keusch und frei, wie die Bibel und ihre Voreltern" bezeichnet hat, gehört zum Schönsten, das aus Fischarts Feder stammt.

Die Darstellung setzt noch sehr grotesk und derb rücksichtslos ein, um dann allmählich in einen ungewöhnlich zarten und traulichen Ton überzugehen. Als Grandgousiers Sinnlichkeit, so berichtet das Kapitel, infolge seines Wohllebens mächtig herangewachsen war, beschloß er, sich eine Gattin zu wählen. Denn einer leichtfertigen Befriedigung seiner Gelüste war er abgeneigt. Er hielt es darum nicht mit den liederlichen, geilen Schürzenjägern, die ihre Buhlerfreuden teuer genug mit dem Verluste der Gesundheit beklagen und dann mit zitternden Händen und lahmen Beinen, mit wunden Gliedern und geschwächten Lenden, mit aussätzigem Antlitz und heiserer Stimme, mit leerem Kopfe und leerer Tasche umherlaufen müssen. Nein, er fing auch keinen trojanischen Krieg um einer Buhlerin wegen an und wollte nicht einer Nacht wegen ins Elend kommen, daß man's ihm nicht gesegne wie dem schweizerischen Amtmann mit der Axt im Bade oder dem Domherrn mit dem Striegel, auch wollte er nicht aus blinder Liebe sich vergessen wie Tannhäuser im Venusberge oder Herkules in der Spinnstube. Er verschmähte alle Frauenhäuser und mannssüchtigen Weiber, wie Semiramis, Messalina, Aspasia, Kleopatra und viele andere. (Zwischenruf des Dichters): „Es nimpt mich selber wunder, wie ich den Hurentanz weiß also zu erzelen". Er hielt nichts auf eine heimtückische, gestohlene, nachtdiebische Freude, wollte nicht Jungfrauen entehren und Kindermorde verschulden. Noch weniger konnte er vertragen die bei den alten Griechen übliche Weibergemeinschaft und widernatürliche Unzucht.

„Sonder (damit ich einmal abdruck) er schicket sich nach ordnung der natur zu einer ordenlichen, Ehrennehrlichen, Nachbaurlichen, gesindfolgigen, gemeynnutzlichen, handlichen und wonhaftlichen Haushaltung und eygenherd." Denn innerhalb seiner

Dachtraufe Reichsgrenzen ergibt sich für den Hausfürsten so viel Arbeit und Sorge, daß er, wo er nicht Schaden leiden oder gar zu Grund gehen will, sich eine anmutige Gehilfin suchen und mit ebenmäßiger Vollmacht zu seiner Hauskönigin aufnehmen muß. Welche freikürliche, ehrenbillige und haussteuernde Gemeinschaft vor Gott und den Menschen als notwendige Lebensfrist betrachtet, als rechtmäßige, unzertrennliche Ehe gepriesen wird und noch im Paradiese ewig weiter besteht. Wieviel mehr gebührt es uns, die wir ihre Kraft in unserem baufälligen Pilgerhüttlein empfinden, die Ehe wert zu halten, die süße Namen, wie Vater, Mutter und Geschwister mit sich bringt! Beseitigte man die Ehe, so müßte die Welt zu Grunde gehen, denn der Mensch ist als geselliges Wesen geschaffen und von Natur zur Haushaltung bestimmt. Aus Haushaltungen aber erwachsen die Gemeinden, aus Gemeinden Länder, aus Ländern Königreiche und Kaisertümer. Von der Vermählung könnte man sagen, wie Tullius von der Freundschaft, daß man mit ihrer Abschaffung die Sonne aus dem Weltkreis risse. „Denn wie könte ohn Ehliche Saat das Land erbauet, die Städt besetzet, die Dörfer bewohnet, die Gemeinden versehen, die Haußpfleg verwehrt, die Geschlecht außgebreitet und endlich Gottes befehl, die Welt zu mehren, vollzogen werden." Die große leblose Welt aber ist der kleinen lebendigen Welt wegen erschaffen und läge Alles unbewohnt, traurig und öde, schiene es, als ob kein Gott herrschte.

Um die Erde zu bevölkern, hat der weise Schöpfer dem Manne eine natürliche Zuneigung zum Weibe eingeimpft, darum hat er das Weib so holdselig, anmutig, anbiegig, mundsüßig, liebäugig, einschwätzig, mild, schön und zart erschaffen, daß sie den Mann erfreue und er ihr gerne Beistand leihe, wie eine Mauer dem Efeu. Darum hat er auch in die Herzen der Eltern eine unerschöpfliche Lust, Kinder zu zeugen und aufzuziehen, gepflanzt. Ja, die Kinder sind die Pfandschillinge der ehelichen Liebe und Treue, der Eltern schönster Wintermaien, Leidvergeß und Wendunmut. Des greisen Vaters Leitstab und Stütze, in denen sein Alter wieder blühsam wird, Spiegel seiner vergangenen Jugend, seiner Gebärden und seines Gesichtes. Eine freudige Hoffnung für ihr künftiges Wohlergehen, sein ewiges

Gedächtnis, seine irdische Unsterblichkeit. Herangewachsen werden sie eine Zierde des Hauses, der Schutz und die lebendige Mauer des Vaterlandes, des Regimentes frische Pfeiler. Wer aber kann all die Mühen aufzählen, die die Mütter mit der Kinderzucht haben, „wie sie die Kinder lehren beten, schicken sie zur Kirchen und Schulen, stecken ihnen allerley weck, schleck und Latwergen in den Schulsack, verehren dem Schulmeister etwas, daß er sie nicht streich, geben für, sie seien krank, können nicht zur Schulen kommen, geben ihnen zur straf eine Knipp mit dem Fingerhut ... kaufen ihnen Schühelin und Pelzlin, kleiden sie fein auf den neuen schlag, lehren sie, den Vater, den sie sonst nicht kennten, Ette rufen, das schmutzhändlin reichen, sich Elephantisch neigen, auf den Beinen hotzeln, also reuten die Bauern, bei den Ohren aufheben und Rom zeigen, die lectz (Lektion) aufsagen, aus der Predig behalten, geben ihnen heimlich gelt, schicken sie zu guten gespielen," (Daheim) „stellen sie ihre Zucht umb den Tisch staffelweis, wie die Orgelpfeifen."

„Kurtzum, wer kein Ehgesippte hat," so werden diese Erwägungen fortgesetzt, der „ist halb tod, mangelt ein stück des leibs, weißt kein seßhaft häußlich wohnung, ist nirgends daheim, ist mehr eim irrschweifigen Vihe ähnlich, als eim eingesetzten Colon und Kohlbauren ... Denn ob er schon ein obdach hat, ist ihm, als wär er darin gelehnet, und sitzt wandersweiß wie ein anderer Landstreifer im Gasthauß, niemand kocht für seinen Mund, niemand hält ihm das sein zusammen, alles verschwindt ihm unter den Händen, hat niemands, dem er sein Not klaget, der ihm sein anliegen abnimpt oder mit gleicher achsel leichtert, keiner eifert umb sein Heyl, niemand warnet ihn mit treuen und wann der Hahn todt ist, krähet kein Henne nach ihm." Der Hagestolz hat niemanden, dem er sicher vertrauen darf; seine Knechte und Mägde betrügen ihn, seine erbgierigen Freunde wünschen ihm die Hölle. Seine Nachbarn verachten ihn und halten ihn für untauglich der Gemeinde vorzustehen, weil er sich nicht wagt, einem eigenen Herde vorzustehen — denn die Ehe ist eine Übung und Schule aller Tugenden — und hat er Kinder, so muß er sich der „Banckressen" schämen und darf sie nicht zu Erben einsetzen.

„Derhalben, o Hymenäe, ... führe meinem Grandgauchiher“ (es ist die einzige Stelle im ganzen Kapitel, wo der Riesenkönig genannt wird) eine Hausschwalbe heim, die ihm ein Gesellin sei in der Not, seines Unmuts eine Geige, seinem Leib ein Kissen, sein Feuer im Winter und sein Schatten im Sommer! Ein brave Gattin bewahrt ihrem Manne die Treue über den Tod hinaus (zahlreiche Beispiele aus der alten und neuen Geschichte werden angeführt), sie versteht es, Jähzorn und Übellaune des Mannes durch Frohmut und Nachgiebigkeit zu lindern und in Geduld auch Schlimmeres leicht zu ertragen. Ist er krank, mit welcher Sorgfalt pflegt sie ihn, um ihn förmlich dem Tod aus den Klauen zu reißen. Muß er in die Fremde, mit welch sehnsuchtsvollen Wünschen gedenkt sie sein. Kehrt er heim, dann ist Freude in allen Gassen, da eilt sie ihm mit offenen Armen entgegen, nimmt ihm den Mantel ab, trägt die besten Speisen auf, bereitet ihm ein Bad, reinigt ihm die Kleider, bringt die Kinder, um zu zeigen, wie die gewachsen sind, und weiß ihn durch Tausenderlei zu erfreuen. Mit unermüdlichem Fleiße näht und spinnt sie, fertigt die Wäsche an und hält den ganzen Hausrat in Ordnung, sie eifert das Gesinde zur Arbeit an, sie ist die erste auf und geht die letzte zur Ruh, sie ist sparsam und wachsam, „und daß ichs alles beschließ, bringet ihren Mann zu Ehren, wer wollt sie denn nicht wider ehren?“

Das ist Fischarts Bild von der Ehe. Doch er hat es nicht nur in reinen leuchtenden Farben gemalt. Es finden sich auch manche graue und mißfarbige Töne in dem Bilde. Abgesehen davon, daß er als Realist, wollte er das Bild nicht fälschen, auch die selbstverständlichen und unvermeidlichen Mißhelligkeiten und Schattenseiten des Ehebundes erwähnen mußte: die Sorgen um die Bestreitung des Haushalts, die Beschwerden mit den kleinen Kindern, gelegentlichen Unfrieden und Meinungszwiespalt zwischen den Gatten. Abgesehen ferner davon, daß er als Humorist auch hier, wo es ihm sehr ernst zumute war, es nicht lassen konnte, komische Vergleiche, Redensarten u. a. anzubringen. Neben den ehrendsten Bezeichnungen für die Gattin, wie Hausfreude, Hauszierde, Hausstern, setzt er auch derbe, wie „Besemsfürstin, Kuchenkeyserin, Kunkelgräfin, Spindelsceptrige,

Windelkönigin, Haustück, Wärmpfann". Sehr grob spricht er gelegentlich vom „Mißgewächs der Töchter". Mit bewußter Ironie kleidet er sein Lob zuweilen in verneinende Wendungen, „sie ist nit räßzüngig, widerbiffsam, auffruckig, adelstolz, kleiderprächtig, zornkäuig, Heimsteuerrühmig, Stichwortgelehrt, Redschärffig. Sie ist kein Schandhipischer (d. h. Xantippischer), Haushagel, predigt nicht über die Stund."

Viel störender und anstößiger wirkt es, wenn Fischart in diesem von hoher ethischer Gesinnung getragenen Kapitel unanständige Ausführungen und Witze nicht unterdrücken kann oder wenn er den ahnungslosen Leser unvermittelt mit höchst unpassenden, geschmacklosen Vergleichen und mit frivolen, sarkastischen Zwischenbemerkungen aus allen Himmeln reißt. Z. B. des Vaters Namen und Wesen geht auf die Kinder über — „wie ein mürber Käse zu vielen stücken zerfällt". Die Frau ist des Mannes Glück — „wann sie bald abgeht". Sie „gedenckt seiner über Tisch, wann der Knecht an seiner statt liget, hat sie ein guts Bißlein, so wünschets sies ihm und gibts dem Pfaffen". „Sie geht im Hauß auff wie die Sonn, ist des Hauses Lucifer (Gott behüt uns)."

Mit solchen Unarten und Seitensprüngen muß man eben bei Fischarts Natur immer und überall rechnen. Sehen wir davon ab, dann ist das Glück eines jungen häuslichen Herdes, die reine Elternfreude, die Traulichkeit eines zusammenklingenden Familienlebens wohl niemals wärmer und inniger gepriesen und dabei auch so anschaulich und lebenswahr geschildert worden, als hier. Fischart hat das gleiche Thema noch einmal und zwar wieder noch vor seiner Verheiratung behandelt im Ehezuchtbüchlein, auf das er ja im fünften Kapitel (in der zweiten Auflage) unmittelbar hinweist. In Gesinnung und Auffassung sind die beiden Darstellungen einander gleich, allein das Ehezuchtsbüchlein bringt mehr Theorie und Lehre und ist aus vielen Quellen zusammengesetzt, das Ehekapitel der Geschichtklitterung hingegen ist im wesentlichen Schilderung und zwar eine selbständige Nachzeichnung der Wirklichkeit und steht künstlerisch höher als die spätere Schrift. Fischart war hier nur für einige Abschnitte von Geist und Ton des Encomium Matrimonii des Erasmus Rote-

rodamus beeinflußt und entnahm Einzelheiten Eheschwänken von Hans Sachs und mehrere Beispiele für treue Gattinnen und für Buhlerschaften mit unglücklichem Ausgang dem Exempelbuch von Andreas Hondorff (1572).

Im sechsten Kapitel nimmt Fischart endlich den Faden der Erzählung dort auf, wo er die Vorlage verlassen hatte und berichtet, daß sich Grandgousier in seinem „nicht allein Bartfähigem, sondern auch Manneskräftigem und Haußverständigem Alter“ (für âge virile) mit der schönen Königstochter Gargamelle vermählt hat. Und nun folgt gleich wieder eine große Abschweifung, in der Fischart, angeregt durch Rabelais' Beschreibung der Gattin Gargantuas Badebec (im zweiten Buche des Romans) die Reize Gargamellens bis ins kleinste mit Benutzung anekdotischen und volkstümlichen Stoffes, mit Heranziehung sprichwörtlicher Schönheitsbezeichnungen und Maßstäbe, mit überschwenglichen Vergleichen und natürlich nicht ohne boshafte Zwischenrufe schildert.

Die königliche Braut ist im glücklichen Besitze aller vierzehn Schönheiten, die von tadellosen Frauengestalten verlangt werden. Sie hat ferner

„Den Kopf von Prag, die Füß vom Rhein,
Die Brüst aus Osterreich im Schrein.
Aus Frankreich den gewölbten Bauch,
Aus Baierland — — —
Rücken aus Brabant, Händ aus Cöln,
Den Arß aus Schwaben, küßt ihr Gselln.“

Ihr Atem ist balsamisch, ihr Haar gesponnenes Gold, die Augen klar wie Dianä Stern, die Zähne elfenbeinen, die Wangen „rosenblüsam“, die Kehle schwanenweiß, daß man den roten Wein durchschleichen sah, wie durch ein Mauranisch Glas, die Marmorbrüste äpfelrund, die vollen Arme weiß wie Topas. Und diesem herrlichen Äußern entsprach auch das holdselige Gemüt.

Nach dieser Schilderung berichtet Fischart nun wieder in genauer Anlehnung an die Vorlage, daß Gargamelle sich bald Mutter gefühlt und die Leibesfrucht bis zum elften Monat getragen habe. Die Möglichkeit einer solchen langen Schwangerschaft wird durch Aussprüche antiker Dichter und Gelehrter bestätigt, sowie durch Gutachten von Juristen, welche ein elf

Monate nach dem Tode des Vaters geborenes Kind als rechtmäßigen Nachkömmling auffassen. Daraus wird dann in höchst anstößigen Ausführungen das Recht der Witwen abgeleitet, sich noch lange nach dem Abscheiden ihres Gatten sorglos zu erlustigen.

Knapp vor ihrer Entbindung, so erzählt das siebente Kapitel weiter, nahm Gargamella an einem großen Festessen teil. Grandgousier hatte viele Tausende von Ochsen schlachten lassen, um für das Frühjahr Fleisch einzupökeln. Die Kutteln aber mußten gleich verzehrt werden und zur Mithilfe an der erforderlichen starken Eßleistung wurden die Einwohner aller Nachbarorte eingeladen. Fischart, der für dieses Schlachtfest Beispiele heranzieht, wie die gebratenen Ochsen auf der Krönung zu Frankfurt, oder der Hanna Opfer zu König Salomos Tempelweihe und kulinarische Zusätze in der Art seines vierten Kapitels hinzufügt, läßt die Gäste nur aus Ortschaften kommen, deren Namen mit Essen und Trinken spaßhaft in Zusammenhang gebracht werden könnten: aus Eßlingen, Darmstadt, Lebersweiler, Langweyd, Siebenwürst, Böhmischem Brot, Kohlwangen, Mundelheim, Schleckstadt, Weinfeld, Weinmar, Gebwin, Rebenmund usw. Trotz der Vorstellungen ihres besorgten Gatten aß Gargamella von den Kutteln mehrere Eimer auf, so daß sie sich bald recht unpaß zu fühlen begann. Die Gäste aber veranstalteten nach dem Mittagessen auf dem Rasen einen flotten Tanz und setzten sich danach zu einem Vesperbrot nieder.

Und nun beginnt die Schilderung des Trinkgelages, Fischarts berühmte Trunkenlitanei. Sie steht an Stelle von Rabelais 5. Kapitel Les propos des beuveurs, einer Kneipszene von mäßigem Umfang und kurzer Dauer, die ganz im Rahmen des Romans bleibt. Grandgousier setzt sich mit guten Freunden im Freien (in der Nähe der übrigen Gesellschaft) „an einen passenden Ort" zum Trinken nieder. Man unterhält sich einige Zeit mit scherzhaften Gesprächen, mit Liedern und gewaltigen Schlücken. Sobald Grandgousier hört, daß Gargamellas schwere Stunde herannahe, erhebt er sich vom Rasen und tritt zu ihr hin. Fischart hingegen hat sein achtes Kapitel vollständig aus dem Zusammenhang des Romans losgelöst. Von Grandgousier und

der von ihm zum Schlachtfest geladenen Gesellschaft ist einfach nicht mehr die Rede. Es ist eine echte und rechte deutsche Kneipe, die nicht auf der Wiese, sondern in einem geschlossenen Raum (im Wirtshaus „Zum Sturmwind") abgehalten wird, die vom Abend bis zum Morgengrauen währt und deren Personen, Gespräche und ganze Sachlage vollständig den Voraussetzungen der im vorhergehenden und im nachfolgenden Kapitel erzählten Begebenheiten widersprechen. Es ist eine Dichtung für sich! Aber auch sie nicht von Fischart frei erfunden. Wie sonst, so hat er auch hier die Vorlage herübergenommen, freilich in Splittern und zum Teil in abgeänderter Reihenfolge. Am Anfang und am Schlusse des Kapitels hält er sich noch so ziemlich an die Quelle, in den reichen Zusätzen des Mittelstücks aber verschwinden fast die wenigen Rabelais schen Sätze. Doch auch der fruchtbare Gedanke, die sich bis zur allgemeinen Sinnesverwirrung steigernden Vorgänge nicht selbst schildern, sondern nur durch die eingeführten Gespräche der Zechgesellschaft anzudeuten, rührt von Rabelais her. Fischart hat den Umfang des Kapitels im Gargantua verzehnfacht, was „einen wahren Durstmesser" der Franzosen und der Deutschen jener Zeit abgeben kann. Für seine Zusätze verwertet er außer Lieder- und Spruchsammlungen abermals Bocks „Voller Brüderorden", De Generibus Ebriosorum und Scheits Grobianus, ferner Hans Rudolf Manuels Fastnachtspiel vom edlen Wein, das Volksbuch „Der Neythart" und die Weinsegen von Hans Rosenplüt. Auch hier, bei einem Meisterstück Fischarts ergibt sich seine Abhängigkeit. Doch trotz wörtlicher Übernahme einzelner fremder Abschnitte, wie frei und selbstherrlich verfügt er hier über seine Quellen, die er mit seinen eigenen Erfahrungen zu einem wirksamen Aufbau verarbeitet hat, so daß die Nähte nur durch gelehrle Forschung erkennbar werden.

Fischarts Trunkenlitanei ist eine der ausgeprägtesten literarischen Leistungen des 16. Jahrhunderts. Kennzeichnend für das gesamte Kulturbild der Zeit, ein bedeutsamer Ausschnitt aus dem Sittenleben, weil ja die bürgerliche Kneipe eine der wichtigsten sozialen Voraussetzungen der Literatur dieses Zeitraumes ist; kennzeichnend für den damaligen literarischen Geschmack, dem

man eine so gesunde Satire von außerordentlicher Darstellungskraft in so roher, geschmackloser, ungeschlachter Form bieten konnte; kennzeichnend auch für den Grad der Auffassung der damaligen Leser. Wer heute die Trunkenlitanei ohne wissenschaftlichen Zweck flüchtig liest, wird gewiß einen ungünstigen Eindruck von ihr gewinnen. Er wird beirrt werden durch den Wirbelwind von durcheinanderschwirrenden Späßen und Stegreifreden, geistreichen Einfällen und stumpfsinnigen Zwischenrufen, Wortspielen und Liedern, Flüchen und Beschwörungen, dem Gemisch von volkstümlichen und gelehrten Elementen, durch die langen Listen gleichlautender Ausdrücke, so gleich am Beginn ein halbes Hundert Bezeichnungen für Trinkbecher, durch die übermäßige Länge und Unübersichtlichkeit der Darstellung, die weder äußere Abschnitte noch leicht erkennbare Ruhepunkte einer inneren Gliederung aufweist. Er wird abgestoßen werden von den argen Derbheiten in Worten und Situationen. Ganz zu geschweigen der Schwierigkeiten, welche der krause Stil und die ungewöhnlichen Wortbildungen darbieten. Doch die Leser des 16. Jahrhunderts waren nicht so verwöhnt und so bequem. Verletzungen der äußeren Form und des guten Geschmackes störten sie nicht. Sie verstanden es auch, mit nachschaffender Phantasie die Andeutungen des Schriftstellers weiter zu führen, sich über Schwierigkeiten leichter hinwegzusetzen. So wie ja auch das Schauspielpublikum jener Zeit sich die Mängel des Dialoges, die Lücken und Sprünge der Handlung, wie die Schlichtheit der äußeren Ausstattung in geistiger Mitarbeit ergänzte.

Wer aber mit gespannter Aufmerksamkeit den Pfad durch das Dickicht der Trunkenlitanei verfolgt, der wird bald erkennen, welch ein Meisterstück treuer Menschenbeobachtung und realistischer Darstellung Fischart hier gelungen ist. Trotz einer (an die heutige Eindruckskunst gemahnende) möglichst natürlichen Zeichnung kleiner und kleinster Züge im ganzen eine Sittenschilderung von typischem Werte, die ihresgleichen sucht. Sie zeichnet eine deutsche und zwar eine studentische Kneipe. Kein Zweifel, daß akademische Zechgelage, wie sie Fischart in Straßburg und Basel oft genug mitmachen konnte, Vorbilder der Trunkenlitanei waren. Das erweisen die vielen lateinischen Redewendungen, die philo-

sophierenden Gespräche, die studentischen Bräuche, wie das Weingericht, die Verwertung akademischer Scherzreden und hundert Anklänge, die lebhaft an heutige studentische Kneipen erinnern. Auch alte Herren verschiedener Berufe finden sich ein. Fischart ist hierbei nicht mit der übrigen Zechsippschaft im Strudel des sinnlosen Gehabens und des trunkenen Elendes untergetaucht, sondern er muß sich genug Nüchternheit und Besinnung bewahrt haben, um das lärmende Treiben ruhig beobachten und für später festhalten zu können.

Das 8. Kapitel ist seiner Darstellungsform nach keine Erzählung, sondern eine in sich abgeschlossene dramatische Szene. Fischart selbst hat es nach Rabelais' Anregung betitelt: „Das Truncken Gespräch oder die gesprächig Trunken Zech, ja die Truncken Litanei." Mit Ausnahme weniger szenischer Bemerkungen am Eingang besteht der ganze lange Abschnitt nur aus Gesprächen, Ausrufen und Liedern und erweckt den Eindruck, als ob man das ganze Trinkgelage vom Anfang bis zum Ende nur hörte, ohne es zu sehen: Das bunte Stimmengewirr, aus dem sich einige laute Reden, wilde Jauchzer, kräftige Gesänge besonders geltend machen. Man merkt, daß die Köpfe immer erhitzter, die Kehlen heiserer, die Reden toller und sinnverwirrter werden, bis bei grauendem Morgen lungenschweres Lallen, abgebrochene Rufe, Geschrei und Getümmel, Ausschreitungen der Roheit den Höhepunkt der Bezechtheit anzeigen. Die einzelnen Personen sind durch die in ihren Reden erkennbaren Ansätze einer unterscheidenden Charakteristik zum Teile auseinanderzuhalten. Die Vorgänge während der Kneipe sind aus dem Inhalt der Gespräche selbst zu entnehmen.

Die Gäste kommen und setzen sich an die lange Täfel. Eine Menge von Gläsern, Bechern, Krügen und Kannen in den verschiedenartigsten Formen werden herbeigetragen und auf den Tisch gestellt. Mit Schinken und Käse legt man die Grundlage. Dann erklingen die Gläser. Man stößt an und trinkt einander zu, zum Willkomm und auf Bruderschaft. Auch trinken je zwei aus Doppelgläsern. Die Wirtsknechte haben mit Holen, Einschenken und Reichen volle Arbeit, denn

die Gäste verlangen unter Scherzreden über den Durst immer nach neuem Wein. In der fröhlich werdenden Stimmung erwacht bei Einzelnen die Sangeslust. „Kann keiner kein Liedlein? Holla Fritz, du singst uns dieß und sonst noch mehr, vom Buchsbaum und vom Felbinger." Das ist aber nicht nach jedermanns Geschmack. „Nein, nein, ein andres", ruft ein Gast dazwischen, der sich mit einem Liede über die Ochsentreiber hören lassen will. Aber der Sänger findet keinen Anklang. Noch meint die Mehrzahl, trinken sei besser als singen. Die Unterhaltung dreht sich weiter um den Durst. Wann die Einzelnen zu trinken pflegen, ob der Durst älter sei oder das Trinken. Das wird scherzhaft von dem einen mit Seitenhieben gegen die Pfaffen, von dem anderen mit lateinischen Zitaten und philosophischen Erwägungen erörtert. Ein Moralist meldet sich mit der Bemerkung: „Wir zu unserer unschuldigen Zeit trinken nur zu viel ohn Durst." Aber ein Bruder Liederlich widerlegt ihn: „Und billich. Wir trinken für den zukünftigen."

Wieder erschallt der Ruf: „Laßt uns singen" und ein liederkundiger Gast stimmt an:

Nun biß mir recht wolkommen,
Du Edler Rebensaft,
Ich hab gar wol vernommen,
Du pringst mir süße kraft,

Laßt mir mein gemüt nicht sinken
Und stärkst das herze mein,
Drumb wöllen wir dich trinken
Und alle fröhlich sein.

Man hört das in die Stimmung passende Lied durch mehrere Gesätze hindurch an. Der durstige Bruder aber, den wir schon kennen, ruft den Sänger grob an: „Das Gatter zu. Laßt uns wieder eingießen." Das abgebrochene Gespräch über den Durst wird fortgesetzt. Ein minder gelehrtes Mitglied der Tafelrunde erklärt offen, daß er von dieser Theorie nichts verstehe, sondern sich nur mit der Praxis behelfe. Der Philosoph aber läßt nicht ab und muß noch einige Zitate frei nach dem heiligen Augustinus an den Mann bringen: „Im trocknen wohnet nimmer kein

Seel, wiewol man sagt Anima sicca sapientissima. Aber umversio simplex vermag: Anima sapientissima siccissima, die klug Seel muß verdorren, erdursten, verschmachten." Er vermag aber nicht mehr aufzukommen gegenüber der allgemein herrschenden übermütigen Fröhlichkeit. Man verspottet ihn höchstens, indem man mit dem Wirtsjungen lateinisch spricht: „Bub, lang her, ich insinuir dir mein nomination in dein Hertz, verstehst diß Dintendeutsch?" Die Trinklust wächst. Man beschwert sich bei den Kellnern über das zu kleine Geschirr, über die Fingerhüte, über die Gläslein, da man mit der Zunge oder der Nase anstößt. „Ein Glas her wie mein Latz!", aber Bruder Liederlich begehrt besonders auf: „Lang her für tausend Teufel, lang her, siehst nicht, wie ich mich worg? Ich muß die Ochsendärm ausfegen, die ich diesen Morgen hab' angezogen. Duck dich, Seel, es kompt ein Platzregen, der wird dir das höllisch Feuer wol legen." Ein andrer Gast ist gekränkt, daß man ihm nicht zutrinkt: „Mir zu, ich bin ein Bürstenbinder. Was? hab' ich ein tode Sau geschunden, daß mir keiner kein bringt?"

Nun erscheint der Wirt. Er wird mit dem fröhlichen Zuruf begrüßt: „Sieh da, der Wirt, der ist der best, wird viel völler denn die Gäst." Man tröstet ihn aber über diesen Scherz, indem man das Lied anstimmt:

„Den liebsten Buln, den ich hab,
Der liegt beim Wirt im Keller,
Es hat ein höltzins Röcklein an,
Und heißt der Moscateller.
Er hat mich nächten trunken gemacht
Und fröhlich diesen tag vollbracht
Drumb geb ich ihm ein gute Nacht."

Als der Sänger nach der zweiten Strophe verstummt, ruft der Liederfreund, der sich schon wiederholt gemeldet: „Weiter im Text", wird aber überschrien. Die sangeslustige Stimmung hat nun so um sich gegriffen, daß jeder mit seinem Leiblied dazwischen fahren will. Um einigermaßen Ordnung in den drohenden Wirrwarr zu bringen, schlägt der Liederfreund vor, daß ein Rundgesang veranstaltet werde: „Ein Liedlein sing ein jeder: So geht's

Glaß auf und nieder: So kommt's an mich wieder. Wer trinken will den guten Wein, der muß auch mit mir singen." Und nun folgen einander in langer Reihe: Trink-, Buhl- und Scherzlieder verschiedenster Art, die meisten aber zum Lobe des edlen Weins, der die Sorgen vertreibt und das Herz erheitert. Wer ein beliebtes Lied gut zu singen vermag, wird wohl bis zu Ende angehört oder veranlaßt den Chorus, den Kehrreim mitzusingen. Witze, Zurufe, Lob oder Tadel über das Gehörte, Aufforderungen zum Bescheid tun und zum Extrinken, Bemerkungen über den Geschmack und die Wirkungen des genossenen Weines („dieser dringt durch wie Quecksilber; meiner durchsucht alle Adern; beseh diß Zipperlein") unterbrechen immer wieder die angestimmten Lieder.

Das Singen macht durstig. „Nun die Gurgel geschmiert!" Ein großer Pokal oder Horn wird herumgereicht, aus dem nicht jeder geschickt genug zu trinken versteht. „Seh, wie liegt der Tau dem auf dem Bart, wie geiferst? Wie tropfelest? ein fürsetzlin her, deiner Frauen wird kein Essig mangelen." Andere verschanzen ihren Platz mit den bereits geleerten Gläsern. Man wird ungezwungen. Einer und der andere versucht es mit zweideutigen Liedern, aber die besseren Elemente wehren sich dagegen: „Hopsaho, sind die Unfläter do?" Auch der Moralist ergreift wieder das Wort: „Denn es ist gewiß, bei den Teutschen hat Mars und Bacchus mehr erlegt, als Venus bei den Welschen ausgefegt." „Hei weinwitzig", ruft Bruder Liederlich, dem der Ton zu ernst wird, dazwischen, „ich bin noch nicht Schwenkfeldisch aber Schweinfeldisch" und ein Gesinnungsgenosse setzt diese Verspottung der Sekten fort: „Ha ha und ich Kaltwinisch (Calvinisch), wenn ich ihn kalt hab, und Lutherisch, wenn er trüb ist".

Aber der Liederfreund gibt nicht nach: „Nun aus einem anderen Ton, wer singt uns eins?" Aber der Aufmunterung folgt nur die vorgeschrittenere Richtung mit sehr derben, ausgelassenen und unzüchtigen Liedern und läppischen gesungenen Scherzen. „Ist niemands hie, der doppeln will?" ruft ein Spielhans dazwischen. Aber vorläufig bei der allseits weinseligen Stimmung findet er noch keinen Gefährten. Einer, der vielleicht

Lust hätte, verfügt nicht über Geld und gibt das Lied vom armen Schlemmer zum besten:

„Wo soll ich mich hinkehren
Ich dummes Brüderlein,
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein usw."

Man macht schlechte Späße. „Wer hat mir den Kreuzer in Becher geworfen, jetzt muß ich ihn mit großer Not holen, daß mir die Zung naß wird."

Die Freunde eines besseren Gesanges dringen gegenüber den Unflätigen doch noch mit manchem schönen Liede durch, nicht ohne Widerspruch zu erfahren.

Wohlauf, ihr Brüder, allzumal.
Quos sitis vexat plurima.
Ich weiß ein Wirt klug überall,
Quod vina spectat optima usw.

Sobald er geendet, spottet ein Zechgenosse: „Botz tausend Rasperment, das heißt wohl solmisieret" und hebt seinerseits mit Freunden einen sinnlosen Dreigesang an: „Drei Gänß im Haberstroh, Sie aßen und waren froh." Jener singt wieder das ernste Lied: „Es ist ein harter Orden, der seinen Buhlen meiden muß." Und der Spötter fügt hinzu: „und noch viel härter, daß ich dies hoch Glas aussaufen muß."

Singspiele werden veranstaltet, die reiche Trinkgelegenheiten darbieten.

Nimm's Glas zu dir, declina mir ...
Nominativ hoc vinum.
Welcher gesell jetzt weiter wöll
Vinum aus declinieren.
Pluraliter, dem bring man her
Ein maß drei oder viere.

Andere trinken den Grazien zuliebe dreimal, oder den Krügen zu Kana siebenmal, den Musen neunmal. Oder wie Martial so oft, als der Name der Geliebten Buchstaben hat. So können doch die Männer beim Wein ihrer Weiber nicht vergessen.

Unter allerlei kecken Scherzreden und Liedern, die den göttlichen Leichtsinn preisen, naht allmählich der Morgen heran.

„Es ist grad rechte zeit. Ich glaub, es hab geschlagen vier. Der Hahn den Tag ankräht." Ein paar entschließen sich heimzugehen. Singend taumeln sie zur Tür hinaus:

„Das Liedlein will sich enden,
Wir wöllen heime zu,
Wir gehn schier an den Wänden,
Das Gluchsen hat kein ruh.

Ich dürmel wie ein Gans herein,
Das mir der Schedel kracht,
Das schaft allein der gute Wein,
Alde zu guter Nacht.

„Geb euch ein frölichen morgen!" ruft man ihnen nach.

Die Heiterkeit der Zurückbleibenden nimmt bedenkliche Formen an. Unter den unsaubersten Witzen sind zwei „Wein Esel" aneinander geraten. Derbe Herausforderungen erhöhen zu beiden Seiten die Wut: „Deiner neun freß ich zur Morgensupp!" „Wie, soll ich hinaus? Botz hundert tausend Ellen an enden, ich wags so dürr als im Sommer." Die Umstehenden springen dazwischen: „Halten ihn, halten ihn!" Der Klügere scheint nachgeben zu wollen, aber auf den übermütigen Zuruf des andern: „Heraus, bist Manns wert!" muß er losschlagen. Die beiden Kampfhähne ringen miteinander, bis der eine unterliegt. „Hie liegt er im Treck in aller Sau Namen!" ruft der Sieger. Und der Lateiner bemerkt hierzu: „En jacet in trexis, qui modo palger erat." Der häßliche Zwischenfall hat allgemeinen Beifall gefunden: „Was soll ein Mann, der nicht mit eim raufen und saufen kann". Auch ist dadurch wieder ein willkommener titulus bibendi gewonnen. Nach dem ehrlichen Kampf ein ehrlicher Friede! Man wählt ein Schiedsgericht und verpflichtet die Kämpen, sich seinem Urteil zu fügen. Der Richtwein wird aufgetragen, die Richter setzen sich und beschließen: „Wer den anderen hat verletzt, Lang dem andern das Tätzlin, Und bring ihm drei Gesetzlin, Uns auch auf den Schaden, Zwölf Maß Wein und zwölf Fladen, So seid ihr aller Ansprüch entladen." Die Versöhnung wird geschlossen: „Ha volle wohl, wir bedanken uns des Urtheils".

Der Durst ist von neuem angeregt worden. Man verlangt Bier und Wein in großen Mengen. „Schenk ein, daß eine

Mühle treibe!" „Ich süff jetzt das Meer aus, wenn mir die Wasser aufhieltest, die drein laufen." Ein Spötter ruft, die Litanei parodierend, den Wein an: „O Herzensälble, zur vierten völle schmeckst erst wohl, o Erdenblut, o Leberfrist, mein Lungenschwämm, du heilige Abwäschung meiner Kleider, Zungenbädlin, ach Himmelstau, durchfeucht meines Herzens Au, Gaumenkitzel, Maienreglin, Aprilenbädlin, Wiedergrün, in summ in Reben steckt das Leben." Der Lateiner trägt im Tintendeutsch epikuräische Sätze vor: „Ede, bibe, lude, Nach toden nulle wollustas. Nun ist bibendum, nun pede libero zu trappeln tellus!" Andere schwärmen von den Freuden des Schlaraffenlandes. Schlemmerlieder ertönen von neuem.

Die Wirtin erscheint, um sich von den Gästen zu verabschieden. „Hieher, Frau Wirtin, trinkt eines für euer Irrtin (Rechnung)." „Geltet ihr Fronecken, welche nit gern spinnen, die geben gute Wirtin?" Sie weiß derb zu erwidern und sich auch tapfer ihrer Haut zu wehren, wenn ein Gast ihr gar zu handgreifliche Aufmerksamkeiten erweist. Nach dem langen Zechen ist der Appetit von neuem erwacht. Und man benützt die Anwesenheit der Wirtin, um dieses Verlangen zu stillen: „Lang her die Buckelhäring von der stangen. Nach der Specksupp hab ich verlangen. Die Butterbüchs her. Rostig Häring aus der Tonnen in Essig gezwiebelt!" Nach diesem Katerfrühstück erwacht bei mehreren die Sehnsucht nach dem Bad und nach dem Bett. Sie gehen heim mit „bestoßung und behobelung der stegen". Auch muß ihnen der Hausknecht zur Tür hinaushelfen.

Die kleiner gewordene Gesellschaft von Zechern muß sich „konzentrieren". „Rückt zusammen, ihr Knospen!" Nun ist auch dem Spielhans von früher die allgemeine Stimmung günstiger. „Last uns eins doppeln, der minst ist Knecht!" Und nun rollen die Würfel über die Tischplatte. Der Liederkundige will hierzu noch eins aufsingen und ruft die Gesangrichter an: „Nun es gilt die Kron!" Das Lied ist aber der vorgerückten Stunde entsprechend sehr unflätig und was es berichtet, wird in Wirklichkeit nicht lange auf sich warten lassen. „So ist doch das ein edel Gesang, Er käut es hin und her im Wang. Der Hausknecht kompt mit Kessel und Zuber und kehrt die Noten ohne

Zahl, unter dem Tisch und überall. Oh, das sind grob Noten, Sie haben lang in euch gesotten." Auch die Aufforderung erfolgt, die Bänke zu rücken, Stühle und Krüge einander an den Kopf zu werfen, „den Tisch umb, Gläser all zerbrochen, das Licht auß!" Der Wirt ist um seine Sachen besorgt: „Holla, halt fried ihr Biederleut, wer Schaden hat, der trag ihn heut. Morgen soll's ein Vertragwein geben." Für heute ist es auch wahrlich schon genug. „Wohlan, nun führt einander heim, secht, wie der kugelt dort im Schleim." Der aber erhebt sich mühsam und versichert: „Wirft uns der Wein schon in Dreck nieder, Gehn wir doch morgen zu ihm wieder."

Man will nun wirklich heim, der sitzenbleibende Bruder Liederlich aber ruft den Abgehenden zu: „Hieher, ihr Unfläter, es soll noch diesen Ständlingen gelten." Auf einzelne, die schon genug haben, wirkt die Verlockung nicht mehr: „Ach, es gibts Podagram." „Mich brennt der Sot." Andere lassen sich doch noch überreden. „Hieher setz dich neben mich, ich sing dir eins." Der kleine Kreis der Ausharrenden unterhält sich weiter über die Eigenschaften und Wirkungen des Weines. Manches Unbehagen tut sich hierbei schon kund: „Ach, die Bein wöllen nicht mehr tragen, die Zung geht auf Stelzen, der Kopf schlottert." Mit dem Jammer erwachen andere Sorgen, man denkt an die Schuldscheine, an das Pfänden. Das alles schwächt noch nicht die Trinklust, obwohl sie zum Platzen voll sind. „Den Gürtel auf, laß dem Bauch seinen Gang, wie ein fromme Frau!" Die Sonne ist bereits aufgegangen, aber das ist auch noch kein Grund zum Aufbruch: „Hodrihein, hinnacht nimmer heim, sonder hängt die Sonn an den Mon, die Nacht an den Tag, die Tisch aneinander trag, heiß, wie sticht die Sonn." Man sucht nun einander zu überbieten in langen Zügen und Kuhschlücken. Man trinkt aus allerlei riesigen, abenteuerlich geformten Pokalen, aus labyrinthischen Krausen, wo man nicht auf den Boden kommen kann, auch zu zweit aus großen Gefäßen mit zweien Öffnungen. Die Wirkung ist auch dementsprechend: „Seh wie dir die Stieraugen spannenweit vor dem Kopf liegen, jetzt sechst ein weissen Hund für ein Müllerknecht an." Jeder rühmt sich seiner maßlosen Trinkfähigkeit. Selbst der Philosoph trinkt tamquam terra

sine aqua und weist zur Entschuldigung auf den „unwidersprechlichen Kardinalspruch" hin: Natura abhorret vacuum. Auch der Moralist hat einen Trost zur Hand: „Wer sich nicht vollsaufen darf, hat entweder ein bös Stück getan oder will's begehn."

Der Wirt, der guten Grund hat, an der Urteilsfähigkeit seiner Gäste zu zweifeln, schüttet Wasser in den Wein. Aber er hat sich verrechnet. Die geübte Zunge des Bruder Liederlich hat es sofort gemerkt: „Aber dieser ist auf der Bleich gewesen, der Teufel hol den Bleicher, Wirt duck dich, er holt dich sobald als ein andern." Mancher versucht noch ein Lied mit heiserer Kehle, aber er kommt über die ersten Töne nicht mehr hinaus. Die Stimme versagt den Dienst, die Sinne verwirren sich. Man hört nur noch wilde, abgerissene, sinnlose Reden. Blasphemische Witze über Himmel und Hölle, die unflätigsten Späße, Stottern und Kreischen. Auch den ausdauerndsten Zechern wird es nun zu viel. Darum zum Beschluß ein Schnäpschen. „Streich mir solch ein Kraftwasser an, weiß Kirschenwasser, es bringt mir die sprach wieder." Lallend torkeln die letzten zur Türe hinaus. Der philosophierende Lateiner aber, der die ganze Lage noch verhältnismäßig am besten beherrscht, macht mit Virgil den Beschluß: „Claudite, nun ruff uns, Pueri, sat prata biberunt!"

Diese Schilderung hat also Fischart als selbständiges Stück in den Gargantua eingefügt. Aber als ob er sich in der Trunkenlitanei von der Vorlage gar nicht entfernt hätte; so setzt er am Beginne des neunten Kapitels einfach den Gang der Handlung in genauer Übereinstimmung mit Rabelais fort. „Indem sie also im sauß lebten, und dieß sauber subtil Zechgespräch vorhatten, fing Gurgelschwante, sich zu underst übel zu geheben. Derhalben sprang Grandgoschier aus dem Klee und sprach ihr tröstlich zu." Es folgt ein zum Teil unartiges und von Fischart durch arge Mißverständnisse verunziertes Gespräch zwischen den Gatten. Gargamelle faßt Mut, und der König begibt sich wieder zum Wein.

Nun beginnen die Hebammen ihre Vorbereitungen, die Fischart mit verblüffender Sachkenntnis darlegt. Wegen eines zu starken restrinktiven Mittels, das die Klügste unter ihnen der Königin eingibt, nimmt das Kind im Mutterleib einen falschen

Weg nach oben und kommt durchs linke Ohr mit dem Rufe: Trinken! zur Welt. Um den Lesern diese sonderbare Geburt glaubwürdiger zu machen, wird auf zahlreiche Wundergeburten in alten Mythen und auf Plinius' Naturgeschichte hingewiesen, eine Reihe, die Fischart um zahlreiche Beispiele aus mittelalterlichen Sagen, neueren Dichtungen und naturgeschichtlichen Darstellungen in jeder Auflage von neuem vermehrt hat.

Der junge Königssohn erhält, wie das zehnte Kapitel erzählt, den Namen Gargantua und wurde nicht von seiner Mutter genährt, wie Häretiker behaupten, sondern von Tausenden von Kühen; beruhigt aber wurde er mit dem Klange von Flaschen und Krügen. Die Taufe Gargantuas bestimmt Fischart abermals zu einem umfänglichen Zusatz, worin er die nationalen Ausführungen des zweiten Kapitels fortsetzt. Hier tritt er temperamentvoll ein für die Verwendung volkstümlicher deutscher Taufnamen, „unangesehen was Jörg Witzel hie von witzelete welcher meynt, man soll die Kinder all Lateinisch auff ein us und sus nennen, gleich wie man sie Latin tauffet". Dieser Ausfall richtet sich gegen eine deutsche Schrift des vom Protestantismus zum Katholizismus übergetretenen Predigers Georg Wicelius: Onomasticon ecclesiae. Die Tauffnamen der Christen deudsch vnd Christlich ausgelegt. Mainz 1541. Sie enthält lange Listen hebräischer, griechischer und lateinischer (in der Kirche von je gangbarer) Namen mit etymologischen Erläuterungen. Im Anhange folgen Verzeichnisse nicht zu deutender älterer christlicher Namen, ferner neuerer deutscher, slawischer usw. Namen, die barbara und absurda und darum nicht empfehlenswert seien, und endlich geradezu verabscheuenswürdige Namen gottloser Heiden, Juden und Ketzer. Die Vorrede betont noch ausdrücklich, wie wichtig und segensvoll es für die Christen wäre, sich in ihrer Lebensführung nach der Bedeutung ihrer gottseligen Taufnamen und nach dem Vorbilde ihrer Namenspatrone zu richten. „Die Deudsche namen verwerffe ich nicht, wiewol sie nach der Heidnischen Barbarey fast schmecken, aber man wisse nicht, ob sie Gutes oder Böses bedeuten, aber die namen, welche die heilige menschen Christlicher Religion anfenglich gefüret haben, lobe ich," und zwar, da die hebräischen nur mit Maß und aus-

nahmsweise anzuwenden seien, hauptsächlich die leicht verständlichen und wohlklingenden griechischen und lateinischen Namen. Die Gedanken dieser Vorrede bekämpft Fischart hauptsächlich, wobei er Witzelsche Aussprüche fast wörtlich anführt. Wenn man den Kindern lateinische Namen geben solle, meint Fischart, ja warum nicht auch italienische, slawische oder gar türkische, gegen die sich Witzel ausdrücklich wendet. Den sirenischen Ohren des Predigers scheinen die deutschen Kose- und Kurznamen, so wie die landesüblichen Verballhornungen altchristlicher Namen so schrecklich und sinnlos, aber es gäbe doch auch prächtig klingende deutsche Namen, die jeder Kohlbauer verstehe, und aus denen man für die mannlichen, wie für die stillfriedsamen Leute entsprechende Bezeichnungen auswählen könne, Eisenbart, Markwart, Hartmut, Grimmhild usw für die einen, Gottfried, Gottwalt, Rosenmund, Engeltrut usw. für die anderen, Vornamen, die auch erst seit der Christianisierung der Deutschen aufgekommen seien. „Vnser sprach ist auch ein sprach vnnd kan so wohl ein Sack nennen, als die Latiner saccus." Unsere Vorfahren seien bei der Namengebung ebenso mit großem Bedacht vorgegangen, wie es Witzel von den Alten rühme. „Wir haben jetz das frey Regiment, was dörffen wir vns nach den Sclavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten?" Und wenn unsere deutschen Namen so unchristlich lauten sollen, warum finden sie sich denn so häufig in den Verzeichnissen unserer Bischöfe und Äbte? Und wenn man alle Namen vermeiden sollte, die irgend einmal ein Heide oder Bösewicht geführt, so dürfte man auch alltägliche Namen, wie Heinrich, Hermann, Hans, Lene, Else usw. nicht mehr wählen, denn von jedem läßt sich was Schmähliches sagen. (Was nun durch viele Beispiele und Scherze belegt wird.) Wohl aber solle man die Namen nach den persönlichen Verhältnissen wählen und nicht alle Schlesier Klaus, alle Lübecker Till, alle Märker Jochen nennen. Auch einige billige Scherze über den Namen seines Gegners macht Fischart und setzt dann die unterbrochene Erzählung fort, um später in der Vorrede zum Ehezuchtbüchlein dem „Römling" wieder einzelne Seitenhiebe auszuteilen.

Damit ist die Reihe der knapp hintereinander fast in jedem Kapitel folgenden langen selbständigen Zusätze Fischarts zu Ende.

Zwar sind noch bis in das letzte Drittel des Buches die Zusätze recht dicht gesät, doch meist nur kurz und unmittelbar an die Vorlage sich anschließend. Und nur, wo sich ganz besondere Gelegenheiten zu Abschweifungen bieten, finden sich noch in späteren Kapiteln einige größere Zusätze abgerundeten Inhalts. Zu vielen kleinen Erweiterungen gibt gleich das 11. Kapitel von Gargantuas lustiger Kleidung Veranlassung, wo Rabelais die vielen hundert und tausend Ellen Leinwand, Tuch, Seide, Fell aufzählt, die zur Herstellung des Hemdes, der Hosen, des Wamses, der Mütze, Schuhe usw. Gargantuas erforderlich waren, wo er Form und Ausschmückung seiner Kleider mit Behagen auf das Genaueste schildert, namentlich den edelsteinbesetzten Latz, die goldene Halskette, das sinnvolle Medaillon, die kostbaren Ringe. Fischart erwähnt an der Hand dieser Schilderung alle möglichen neuesten Modetorheiten in Deutschland und anderwärts, die hohen, breiten Halskrausen, das Aufschneiden und Durchspicken der Stoffe mit fremdfarbiger Seide, die vielen Falten auf den Juppen der Weiber, die künstlichen Mastbäuche der Männer mit vielen genaueren Anspielungen auf örtliche Bräuche und volkstümliche Schwänke; er erwähnt zum Degen und Dolche des Riesenprinzen unzählige Namen berühmter Schwerter und Spieße, er spottet über die vielen unzweckmäßigen und sinnlosen Zierraten, über die langzipfligen Reiterhandschuhe, über die großen gefalteten Halskrausen und über alle Kleidungsstücke, die größer gemacht werden, als die Glieder, er tadelt hingegen mit Sebastian Brant, mit Kaspar Scheidt, Musculus' Hosenteufel die kurzen Wämse und aufgeschlitzten Mäntelchen der Männer, die nicht einmal den Latz und die aus eng anliegenden Hosen sichtbar hervortretenden Schenkel decken; er dringt zu tieferen Erwägungen vor, sucht närrische Trachten aus Mängeln des Sittenlebens abzuleiten und schließt mit den Worten: „Denn man muß solch Ding den Leuten beschreiben, weil sie so grose kurtzweil mit treiben, zusehen, ob mans kan erleiden und vertreiben."

Das 12. Kapitel berichtet von den Farben Gargantuas weiß und blau, die himmlische Freude bedeuten. Es ist im wesentlichen eine spöttische Polemik gegen ein (diese Farben anders deutendes) weit verbreitetes und viel benutztes, von einem ara-

gonischen Wappenherold herrührendes Buch über Farbenheraldik, nach dessen Vorschriften sich viele Narren aller Orten in ihren Rüstungen, Livreen, Zimmereinrichtungen, Wappensprüchen, Gemerkreimen, Blumengaben und Liebesliedern gerichtet hätten, und dessen Sinnbilder und Allegorien bäurisch und lächerlich seien, ganz anders als die auf die Eigenschaft, Kraft und Natur der dargestellten Dinge sich stützenden Hieroglyphen der Ägypter. Fischart hat die parodistischen Beispiele (homogene Wortspiele und Rätsel) des Originals, so gut es eben ging, umgedeutscht, wobei freilich manches erzwungen und sinnlos ausfallen mußte, hat aber auch viele spaßhafte Beispiele hinzuerfunden. Z. B. Litzel (wenig) Salat für Licentiat, ein Am (Ohm) Weins und ein Ohr für Amor, ein Leib brots und ein Zieg für Leiptzig. Endlich fügt er zu den von Rabelais erwähnten Schriften über Hieroglyphen von Horus Apollo und Poliphilus, noch die Hieroglyphica von Goropius (1580), von Valerianus Pierius (1567) und andere Emblemendichter, die er hier, wie anderwärts benutzt hat.

Im 13. Kapitel sucht der Verfasser durch allerlei scherzhafte Erwägungen und viele historische Beispiele nachzuweisen, daß Weiß: Freude, Blau: Himmlisches bedeute. Fischart hat diese Beispiele zum Teil vermehrt und die Stammesart der „geylen, gobeligen, gogeligen, guckelhanigen Gallier" wegen ihrer Vorliebe für die weiße Farbe (im Gegensatz zu Rabelais) abfällig charakterisiert.

Die nächsten drei Kapitel geben Ausschnitte aus Gargantuas hünenhaft grobianischer Kindheit. Zunächst erzählt das 14. Kapitel, daß er wie alle anderen Kinder des Landes aß, trank, schlief und sich besudelte. Hernach wird sein kindliches Treiben in einer langen Reihe von Redensarten charakterisiert, die alle ausdrücken sollen: vergebliche Arbeit tun oder eine Sache verkehrt anfangen. Diese sprichwörtlichen Wendungen übersetzte Fischart zum Teil mißverständlich, zum Teil wortwörtlich, was auch einen Widersinn gibt; außerdem fügte er eine Menge der drolligsten Züge ein, um die Unsauberkeit, Gefräßigkeit, Unart, täppische Ungeschicklichkeit, nicht zu stillende Begehrlichkeit des derben Jungen in überaus komischen kleinen Bildchen, doch auch

erfreulichere Seiten des Kinderlebens im allgemeinen, die Unschuld des Kindergemütes, die Unklarheit der abenteuerlichen Vorstellungen und Anschauungen eines kindlichen Verstandes mit treffender Natürlichkeit zu zeichnen. Von den hölzernen Spielpferden Gargantuas erzählt das 15. Kapitel, und wie er sie einmal fremden Stallmeistern gezeigt und sich hierbei durch kecke und anzügliche Redensarten ausgezeichnet hat. Fischart konnte es sich natürlich nicht versagen, noch eine Reihe Geschichten berühmter Pferde anzufügen und die spöttlichen Redensarten des altklugen Prinzen zu vermehren. Doch das 16. Kapitel von Gargantuas wunderlicher Erfindung eines künstlichen Gesäßwisches, sowie die darauf bezüglichen Gedichte und Witzgefechte zwischen Vater und Sohn hat er nicht erweitert, sondern in der zweiten Auflage sogar ein bißchen gekürzt. Es schien auch ihm hier die abstoßende Gemeinheit des Gegenstandes und die Geschmacklosigkeit der Ausführung auf die Spitze getrieben.

Nun folgen die zehn großen Erziehungskapitel, in denen Rabelais die in seiner Zeit übermächtige, mittelalterlich-scholastische Weltanschauung auf dem Gebiete der Erziehung, des Unterrichtes und der Lebensführung vom Standpunkt des Humanismus verhöhnt und bekämpft. Fischart teilte im ganzen diese Ausführungen Rabelais' und übernahm sie ohne Änderungen und Einschränkungen. Freilich ging er sehr darüber hinaus. Er war ein Gegner des zu seiner Zeit wiederum verknöcherten Wissenbetriebes mit dem einseitigen Bestreben auf Erreichung eines glänzenden lateinischen Stils in den neuen Gymnasien nach Johannes Sturms Vorbild und den Jesuitenkollegien. Er erwärmte sich mehr für eine menschenfreundliche Behandlung und eine ethische Erziehung der Jugend, für einen volkstümlichen, anschaulichen Unterricht, für eine entsprechende Pflege der deutschen Muttersprache in der Schule.

Er hat aber darum nicht Rabelais' Erziehungskapitel nach den veränderten Verhältnissen der Zeit, des Landes und seiner eigenen zum Teil davon abweichenden Anschauungen völlig umgestaltet — das vermied er überhaupt bei seiner Bearbeitung des Gargantua —, sondern er hat seine persönlichen Meinungen nur gelegentlich in Zusätzen durch kräftigere Ausdrücke und ironische

Anspielungen, durch seine pädagogische Bemerkungen geäußert, besonders die ihm zusagenden Ausführungen Rabelais' über die körperlichen Übungen, den anschaulichen, praktischen, die Erscheinungen der Natur, wie die Erfordernisse des täglichen Lebens berücksichtigenden Unterricht, über den erzieherischen Wert der Künste, namentlich der Musik und der Poesie bedeutend erweitert, die Gegensätze zwischen der alten und neuen Richtung verschärft und mit Scherzen, Schwänken, Beispielen, Vermehrungen aller Listen seiner Art gemäß nicht gespart. Über seiner ganzen Darstellung schwebt — auch ein Zeichen, daß ihm diese Ausführungen nicht so ans Herz griffen, wie seinem Vorgänger — ein leiser Ton der Ironie, der in gelegentlichen Zwischenbemerkungen auch lauter vernehmbar wird.

Zunächst erzählt das 17. Kapitel, wie König Grandgousier infolge der großen Begabung, die er an seinem Sohne zu erkennen glaubt, den Beschluß faßt, diesem eine sorgfältige, dem Brauche der Zeit entsprechende Erziehung zukommen zu lassen. Zum Lehrmeister wird Trubalt Holofernes „ein großer sophistischer Supermagister" berufen, der dem Jungen das ABC so gründlich beibringt, daß er es von vorne und rückwärts hersagen konnte; „wie die Sägmüller", fügt Fischart hinzu, um diese mechanische Lehrmethode treffend zu bezeichnen. Viele Jahre braucht nun Holofernes, um dem Königssohn die angesehensten, scholastischen Lehrbücher der Zeit, den Donat, den Facetus, den Alanum, das Doctrinale und die übrigen gangbaren geistlosen Kommentare, Grammatiken, Eselsbrücken und Anleitungen wörtlich einzupauken. Ein zeitraubendes, fruchtloses Bemühen, das nach dem Tode des Holofernes der alte Hüstler Gobelin von Henkziegel mit Eifer fortsetzte. Fischart schob in diese Darstellung drei große Absätze ein, die alle in ironischen Ausführungen und Beispielen Unterricht und Wissenschaft der Scholastiker verhöhnen sollen. Zunächst eine Nomenklatur, eine Blütenlese von kühnen und lustigen Wortbildungen, Zerrbildern des erbärmlichen Lateins und der Sprachmengerei, die sich bei dem von unwissenden Lehrern durchweg in lateinischer Sprache betriebenen Unterricht ja von selbst einstellen mußte, so z. B. für Bürgermeister: burgimagister, für Ofengabel: biszinkus, für Stube: stufa, für Käse und Brot:

casiprodium und außerdem komische Übersetzungen: quesumus = die wir sind, in stagna aquarum = mit der Stange im Wasser, im Anschluß an De fide meretricum in suos amatores (1506). Er gibt ferner in einer ergötzlichen Schülerszene eine Parodie der üblichen Fragen und Antworten, der er in der zweiten Auflage ein bitteres Urteil über seine Zeit hinzufügt: „wie auch heut ist viel scientiae, wenig conscientiae", und endlich eine lange Liste derber ironisierender Titel der Lehr- und Lesebücher des jungen Königssohns, deren Weisheit Fischart „den gantzen tag gesucht, vnd nie können finden". Für diese Liste verwertete er Titel und Verfassernamen wirklicher scholastischer Werke oder zumeist erfundener Büchertitel und Eigennamen aus den Epistolis obscurorum virorum mit seltsamen Mischungen und deutschen Ausdrücken, z. B.: „Die Formalitates Scoti mit Supplementis Bruliferi vnd Magistri Langschneiderij Ortwiniste" oder „Das Hackstroh des Hugitionis noui Greciste".

Im 18. Kapitel läßt sich Grandgousier (wie bei Rabelais) durch einen befreundeten Vizekönig von der Zwecklosigkeit und Schädlichkeit dieser veralteten Erziehungsmethode überzeugen und übergibt darum seinen Sohn dem weisen weltmännischen Ponokrates, damit er ihn im humanistischen Geiste, vernünftig, naturgemäß und im Hinblick auf seine künftigen Lebensaufgaben heranbilde. Fischart hat hier nur die Farben stärker aufgetragen, die Gegensätze zwischen dem alten und „dem neuen Wesen" verschärft. Er nennt die Künste der Scholastiker: Kühdunst, ihre Weisheit: Schmeißheit, ihre Klugheit: Lugheit. Er behauptet, daß der zwölfjährige Page Eudämon, der als Beispiel der neuen Erziehungsart dem flegelhaften Prinzen gegenübergestellt wird, die Höhe seiner Bildung und Weltläufigkeit in nur zwei Monaten (bei Rabelais in zwei Jahren) erreicht habe, er läßt Eudämon seine Rede nicht nur in Ciceronischem Latein, sondern (nach einem Zusatz der dritten Auflage) auch in „zierlichem guten Teutsch" vortragen, und nachdem Gargantua die Probe so erbärmlich bestanden, erbost sich nicht nur der gekränkte königliche Vater, sondern auch Fischart selbst mit ganz persönlicher Wut (allerdings erst in der zweiten Auflage) über die „Jugendverderber, welche manche gute Art verkeren und hindern, eben so wol der

Jugend, Ja, einer gantzen Policei verrhäter seind, als der so sie auff die Fleischbanck opffert". Er meint darunter nicht nur die alten Scholastiker, die sich mit ihren Schlapphauben „die Ohren decken, damit man sie nicht kenne", sondern auch die allermodernsten Lehrer, die zu seiner Zeit zu immer wachsenden Erfolgen vorschreitenden Jesuiten „die Zuchtgleißenden Farreseychische (d. h. pharisäische) Quadricornuten: die entweder die Jungen zu unsittlichen, erschrockenen, Augensperrigen Stierköpffen machen oder zu hoch trabenden, rhumsüchtigen, neidigen und frefeln Schreiern vnd plauderern: oder zu Schalckverbergenden Schleichern, Schlüsselsuchern, Verhetzern, Verrhetschern, Lockvögeln, Duckmäusern und Ertzarchibuben im busen, wie sie sind".

Die nächsten Kapitel (19.—21.) erzählen, wie Gargantua mit seinem Gefolge nach Paris zieht und daselbst nach einigen hünenhaften Possen die Glocken der Notre Dame-Kirche seiner afrikanischen Riesenstute umhängt; wie er ferner, sobald er erfahren, daß die Universität die Absendung eines würdigen Sorbonnisten an ihn in dieser Angelegenheit beschlossen habe, die Glocken zurückstellt, ehe noch der Abgesandte seine später von Gargantua mit Würsten, Wein u. a. reich honorierte Rede vorbringt. Fischart hat nur diese Erzählungen in seiner Weise breiter und grotesker ausgeführt mit vielen derben Scherzen und Beispielen, und die höhnischen Angriffe auf die Pariser vermehrt. Zu dem Kampf zwischen der alten und neuen Bildungsrichtung gehört eigentlich nur die Rede des Meisters Janotus von Bragmardo („Bruchmatt des Murners von der Gauchmatt Vettern") im 22. Kapitel. Durch den rhetorischen Mißerfolg, sowie durch das ganze würdelose Gehaben dieses Magisters sollen die Gelehrten der alten scholastischen Richtung ohne Erbarmen bloßgestellt werden. Eine Spielart, die freilich zu Fischarts Zeit in Deutschland lange ausgestorben war. Er unterläßt darum jede stoffliche Zugabe, jede Anspielung auf Zeitverhältnisse, sondern versucht es, nur die Form der Rede in ihrem Fortgang besser auszubauen. Wenigstens tritt es bei ihm deutlicher, als bei Rabelais zutage, daß Janotus in der ersten Hälfte seiner Rede (wo Fischart seine Gedankensprünge durch kleine Zusätze und Nachbesserungen vermittelt hat) noch mit

einigem Erfolge bemüht ist, den in seinem Kopfe aufsteigenden Weindusel, sowie seine Verlegenheit niederzukämpfen und seine nach den Regeln der Rhetorik mühsam zusammengeflickte Rede richtig vorzutragen, daß ihn aber im weiteren Fortschreiten das Gedächtnis immer mehr verläßt. Nun schweift er immer wieder von der Hauptsache ab, gibt unfreiwillig seine Kunstgeheimnisse preis „mein Major ist gehört, folgt minor cum conclusione", um zum Schluß, als der genossene Wein seinen Geist schon ganz verwirrt hat, in ein sinnloses Geschwätz auszuarten und mit einem gemachten Hustenanfall ziemlich unvermittelt zu schließen.

In je zwei Kapiteln werden hierauf einander gegenübergestellt die Darstellungen von Unterricht und Zeitvertreib des jungen Gargantua nach der alten Tageseinteilung, in der Ponokrates ihn anfänglich gewähren läßt, und hernach nach dem neuen humanistischen Erziehungsplane. Alles dies hat Fischart in seiner bekannten Art erweitert und packender ausgestaltet, namentlich das grobianische, zeitvertrödelnde Schlemmerleben des königlichen Bengels. Vor allem hat er dem jungen Gargantua lange Reden in den Mund gelegt, worin dieser sein üppiges Schwelgen und Faulenzen dem neuen Erzieher gegenüber in der keckſten und unverschämtesten Weise verteidigt, über die Ärzte, diese Magenketzer spottet, welche Diät und Mäßigkeit vorschreiben, aber nichts anderes verstünden, als einem den Seckel zu purgieren, und schließlich in makkaronischen, zotenreichen Sprüchen seine durch eigene Erfahrung erworbenen liederlichen Grundsätze selbstgefällig vorträgt, die in der Behauptung gipfeln, daß man Saufen, Raufen, Buhlen und Fluchen ohne Schulmeister lernen könne. Zu diesen schlechten Gewohnheiten paßt auch die Spielwut des verzogenen Prinzen. Denn nach dem Mittagsmahl vergnügt er sich mit Würfeln, Karten und Brettspielen. In dem nun folgenden Verzeichnis Rabelais' von 200 Ausdrücken erscheinen auch Spiele anderer Art, namentlich Gesellschaftsspiele, wie sie Knaben im Alter Gargantuas damals in Frankreich zu üben pflegten. Fischart hat diese Liste für sein 25. Kapitel[1] zum größten Teil übernommen, einige Bezeichnungen davon sinngetreu verdeutscht, viele wörtlich mit Ausdrücken, die nur selten auf deutsche Spiele passen, andere mit mutwilligen Änderungen

oder sinnlosen Zusätzen versehen. Ferner erweiterte er diese Liste bedeutend mit einigen Spielnamen aus Hadrian Junius' Nomenklatur und aus Bargaglis Dialogo de Givochi, weiter mit rund 200 Gesellschafts- und Kinderspielen, wie sie damals im Elsaß und der Nachbarschaft gebräuchlich waren, und reihte schließlich Scharen von Anfangs- und Binnenversen heimischer Kinder- und Reigenlieder, von Sprichwörtern und (vielfach anstößigen) Scherzen und (1582 noch erweitert) einen „gantzen Wald" von Rätseln hinzu, so daß die Zahl in der letzten Fassung auf über 600 Ausdrücke anschwoll.

So erscheint sein Spielverzeichnis als ein in übermütigster Laune und Spottlust flüchtig hingeworfenes kunterbuntes Gewirr von Willkür und Wirklichkeit. Und Fischart macht sich noch über seine Leser lustig, indem er seinen überaufmerksamen Zuhörern, welche diese „Noppenteuerlichkeit" (Launenhaftigkeit), „wie sie ins werck zurichten," nicht verstehen dürften, verspricht, ihnen „dieselbe fürzureissen". Trotz diesem tollen Wirrwarr, das er kurz mit der Bezeichnung „Solche bossierliche Rockenstubennarrische Spil" zusammenfaßt, muß ihm doch ein Bild bei der Erweiterung dieser Liste vorgeschwebt haben. Gewiß die Rockenstube, wo seinen Zusätzen völlig entsprechend die Belustigungen der Jugend damals und heute, im Elsaß wie in anderen deutschen Landschaften, neben dem Erzählen von Sagen, Märchen und Schwänken, hauptsächlich aus Gesellschaftsspielen, aus Rätsel- und Sprichwörtererraten, aus derben Scherzen, Gesang und Tanz bestanden. Wie die Trunkenlitanei, so hat Fischart auch das Spielverzeichnis auf deutschen Boden versetzt.

Das diesem Zerrbilde entgegengesetzte humanistische Ideal, die auf alle Wissenschaften und Künste, sowie auf die Beobachtung der Natur und die Erfordernisse des Lebens sich erstreckende, Geist und Körper gleichsam berücksichtigende Erziehungsmethode, nach der nun der weise Ponokrates den jungen Gargantua heranbildet, schildert Fischart sachlich ebenso wie Rabelais. Nur hat er alles wieder mit vielen kleinen Anspielungen auf Zustände seiner Zeit und seines Vaterlandes versehen. Namentlich bei der Schilderung der ritterlichen Übungen im Freien, des Reitens, Schwimmens, Ruderns, Schießens usw., noch mehr im 27. Ka-

pitel, wo von der Beschäftigung bei Regenwetter, von den belehrenden Besuchen der Werkstätten und Kaufläden, der akademischen Vorlesungen und Festakte, der Gerichtsverhandlungen, Predigten und Schaubuden, von den Erholungstagen und Ausflügen die Rede ist. Zu Rabelais' Bericht, daß Ponokrates mit seinem Zögling Holz spaltete, fügte Fischart eine Menge geschichtlicher Beispiele hinzu von den in freien Stunden geübten Lieblingsbeschäftigungen berühmter Herrscher. Auch zählt er in langen Listen alle Gewerbe, Künstlerzünfte, alle Gegenstände, Herstellungsarten, Kunstausdrücke u. a. namentlich auf, so z. B. die verschiedenen Hiebe der Fechter mit wörtlicher Benutzung des Fechtspruchs von Hans Sachs. Den größten Zusatz bildet aber auch in diesem Kapitel wieder eine allgemeine Satire auf die Mißbräuche der Zeit, indem Fischart in einer großen (in der zweiten Auflage sehr erweiterten) Heerschau alle die tausendfältigen Betrügereien und Praktiken der Kaufleute mit scharfem Tadel vorführt, alle die Warenfälschungen der Würzkrämer, Apotheker und Quacksalber, ferner das unredliche Vorgehen der Münzfälscher, Wucherer, Vorkäufer und Kornverteuerer, der gelbberingelten, sowie der unberingelten und getauften Juden, der gewissenlosen Krämer, die mit schlechten Waren und Gewichten, sowie mit falschen Buchführungen die Welt betrügen, endlich die immer mehr zunehmende, aus der Fremde überkommene Neigung zu Üppigkeit und Leichtfertigkeit. Eine Satire, die in der Tendenz völlig an seinen, von Fischart hier auch ausdrücklich herangezogenen Eulenspiegel erinnert. Auch in den Erziehungskapiteln fällt Fischart oft genug aus dem Tone ernster Begeisterung und Entrüstung plötzlich heraus. In der rühmenden Beschreibung der Künste und Fertigkeiten, die der junge Gargantua betreibt, erwähnt er auch die jüngsten Errungenschaften der Kalligraphie, deren Künsteleien er nach neuen Lehrbüchern in einem entschieden ironischen Tone vorträgt. Ein ärgeres Mißverhältnis zu der übrigen Darstellung aber bildet der große Zusatz, wo Fischart nach dem Preise des ausgezeichneten, nie fehlenden Schützen Gargantua, diesen eine lange, komisch wirkende Reihe fauler Ausreden wegen versagender oder schlechter Schüsse vorbringen läßt. Oder gar die Bemerkung, daß Ponokrates und sein Zögling

(die nach schweißtreibenden Leibesübungen sich abzureiben und frische Wäsche anzulegen pflegten) „neue Kleider über alte Filzläuse anzogen!“ Ein böser Ausspruch, der wohl auch als eine sinnbildliche Verspottung des ganzen hier aufgestellten Ideals einer neuartigen übertriebenen Erziehungsweise aufgefaßt werden könnte.

Das nun folgende letzte Drittel des Romans ist mit Ausnahme des Schlußkapitels ganz der Schilderung des grausamen Krieges gewidmet, der zwischen Grandgousier und dessen Nachbar König Pikrochol infolge eines harmlosen Streites um die guten Kuchen von Lerné ausgebrochen war. Die Handlung drängt sich hier so sehr und ist so reich an scherzhaften oder grausigen Vorgängen, Schlachtberichten und rhetorischen Leistungen, daß dem Übersetzer nur selten Gelegenheit zu Einschüben geboten war. Vom 28. bis zum 53. Kapitel einschließlich finden sich zwar noch viele kleinere Zwischenbemerkungen, Scherze, Beispiele, Erweiterungen von Verzeichnissen usw., aber nur wenige größere Zusätze. Die umfänglichste Erweiterung bildet gleich die Eröffnung des 28. Kapitels, Fischarts humorvolle Betrachtung über den Ursprung der Kriege. Diese seien nach der Meinung vieler Forscher entstanden aus den Kämpfen zwischen Urmenschen und Tieren wegen der Höhlenwohnungen und Wassertümpel, oder zwischen den ersten Menschen wegen der Tierhäute, Grenzzäune, Brunnen und Feuerscheite. Fischart hingegen meint, die Kriege seien vielmehr um der Eier willen entstanden, die fürwitzige Hennen in fremde Nester und Gehöfte gelegt hätten. Zur Erhärtung dieser Eiertheorie bringt er eine Menge von Tierfabeln, spaßhafter Etymologien und historischer Beispiele vor, zieht auch den von Plinius erzählten Krieg zwischen den Kranichen und den eierstürmenden Pygmäen und verschiedene Kuckuckseierstreitigkeiten heran. Dieser Scherz bildet eine passende Einführung in die nun folgende Schilderung der derbkomischen Prügelei, die zwischen den Hirten Grandgousiers und den Bäckern Pikrochols ausgebrochen war. Dem Zankapfel dieser Helden, dem guten, heilsam abführenden Speckkuchen, widmet Fischart noch zum Schluß ein „Meistersangerisch Liedlein in der Jülgenweiß“.

Trotz des geringfügigen Anlasses überzieht nun Pikrochol sofort Grandgousiers Land mit Krieg. Die Rüstungen zur Heeres-

fahrt, die Herbeischaffung und Verteilung der Waffen, der Munition, der Transportwagen, die Verleihung der Ämter, die Bestimmung der Oberbefehle hat Fischart zu Rabelais' Schilderungen in langen Listen nach Leonhard Fronspergers Kriegsbuch (1564) hinzugefügt. Die plündernden, sengenden, mordenden Scharen finden den ersten Widerstand bei der Abtei Sewiler, wo der mutige, verständige, fröhliche Mönch Johann, um seines Klosters Weingarten zu retten, zahllose Feinde mit einer langen Kreuzstange tötet. Die grotesk-komische Beschreibung der verschiedenen Todesarten, die mannigfaltigen Hilfe- und Weherufe der Sterbenden werden hierbei von Fischart natürlich sehr erweitert. Während dieser Heldentaten des streitbaren Mönches hat Pikrochol die Burg Clermaud eingenommen und sich hier eine feste Stellung als Ausgangspunkt zu weiterem Vorgehen geschaffen. Durch einen Boten erfährt endlich Grandgousier ausführlich Bericht von den Kränkungen und Schäden, die ihm und seinem Volk angetan wurden und beschließt trotzdem in seiner milden Weisheit, alle Wege zur Erhaltung des Friedens zu versuchen.

Der Brief, den nun Grandgousier an seinen Sohn schreibt, sowie die an Pikrochol gerichtete Rede seines Gesandten (im 32. und 34. Kapitel) sind, wie noch später des Königs Rede an die Besiegten von Rabelais in einem höchst würdigen, an den klassischen Autoren des Altertums gebildeten Stile abgefaßt, wo im feierlichen Gange der Rede edle Gedanken auch einen edlen Ausdruck finden. Der schriftstellerischen Natur und Begabung Fischarts waren Ton und Inhalt solcher Stücke nicht gemäß, deshalb beschränkte er sich darauf, sie möglichst wortgetreu zu übersetzen und höchstens mit einigen altväterischen Schnörkeln zu erweitern. Diese Kapitel sind darum auch in der Geschichtklitterung etwas ungelenk und schleppend ausgefallen; sie zeigen lahme, undeutsche Satzgefüge, die vom Stil der auch hier eingeschobenen Scherze und geschichtlichen Beispiele wesentlich abweichen. Fischart wollte damit nicht etwa den breitspurigen, ungeschickten Brief- und Redestil seiner Zeit parodieren. Die deutsche Sprache war eben damals noch nicht reif zum stilistischen Ausdruck erhabener Größe.

Sobald also der Frömmigkeit und Friedensliebe atmende Brief, worin Grandgousier seinen Sohn zur Beschützung des

Vaterlandes von seinen Studien abberuft, besorgt war, sandte man Ulrich Gallet zu Pikrochol. Dieser Gesandte hält auf seinem Marsche ein langes Selbstgespräch über die Unbeständigkeit des Herrscherglücks (ein Zusatz Fischarts) und fordert König Pikrochol, nachdem er ihm bittere Vorwürfe über seinen Treubruch gemacht, im Namen Grandgousiers auf, sich in sein Land zurückzuziehen, Kriegsentschädigung zu leisten und Geiseln zu stellen. Pikrochol läßt sich aber durch diese Rede ebensowenig zum Nachgeben bewegen, wie durch die fünf Wagen frisch gebackener Kuchen, die ihm Grandgousier sendet, um seine Friedfertigkeit zu erweisen. Pikrochol behält die Kuchen für seine an Lebensmitteln Mangel leidenden Soldaten zurück, weist aber die Boten mit höhnenden Worten ab.

In überaus großsprecherischen Reden entwickeln nun die Generale und Hauptleute Pikrochols ihrem aufgeblasenen Könige die abenteuerlichsten Welteroberungspläne. Dieses Kapitel (es ist das 36.) hat Fischart bedeutend erweitert, namentlich dessen geographische Ausführungen (zumeist erst in der zweiten Auflage) vermehrt und hierbei das Gespräch selbst einschneidend geändert. Denn während der König bei Rabelais seine Kriegsräte ruhig schwatzen läßt und nur gelegentlich kurz seine Bedenken äußert oder nach unklar gebliebenen Einzelheiten fragt, schneidet ihnen der König bei Fischart wiederholt das Wort ab, um selbst in langen Auseinandersetzungen die tollkühnsten und unsinnigsten Unternehmungen auszumalen. So knüpft er z. B. an die Erwähnung der Mittelmeerenge die sonderbarsten Aufschneidereien. „Wie? wenn ich die Gaditanische Enge des Mörs wider zuwürffe, welche Hercules mit großer mühe außgegraben hat, darmit er daselbst das Mitländisch Mör hereinbrächt? so könt man darnach allzeit truckens fuß auß Europa inn Affricam vnd Asien spacieren; über die andern Mör machen wir Brucken ... wir wöllen auch wie Caligula Berg ins tiefſt Mör setzen ... die Berg ins Tal ziehen, die See pflästern ... Oder wöllen wir Egipten höher mit grund beschütten, weil es nur trei Elen höher als das Mör sein soll?" Die Erwähnung Roms verlockt ihn zu allen möglichen papstfeindlichen Scherzen, und die von Rabelais nur ganz kurz angedeutete Eroberung Deutschlands zu eingehenden,

natürlich satirisch gefärbten Gesprächen und Schilderungen. „Die Elb muß die unzahl der Bierbräuwer inn eweren heer ausschöpffen, daß die armen Sachssen aus Biers mangel Roßbrunz sauffen vnd dran sterben. Ho, ho, wo bleibt Francken? Das tragt man an den Schuhen hinweg. Die Baier sind fridsam still Leut, die dingen wir, daß sie dem Läger stets die Säw nachtreiben ..." Überall sind Anspielungen angebracht auf Ereignisse der alten, wie der allerneusten Geschichte, auf antike Fabeln und Mythen, sowie auf mittelalterliche Sagen und Schiffermärchen. Schon der ersten Auflage gehört die Änderung an, wonach der alte überlegene Edelmann Echephron dem Könige zur Warnung, statt eines Hinweises auf den Schuster mit dem Milchtopf, mit breitem, launigem Behagen die bekannte Geschichte vom Einsiedel mit dem Honigtopf vorträgt.

Trotz seiner Menschenfreundlichkeit und Friedensliebe sieht sich also Grandgousier doch genötigt, den Krieg anzunehmen. Sein inzwischen von Paris heranziehender Sohn tritt auch alsbald mit seinen engeren Genossen in die Handlung ein. Der als Späher ausgesandte Hauptmann Gymnastes erschreckt die feindlichen Heerscharen, in deren Hände er gefallen ist, durch seine unglaublichen Reiterkunststücke so sehr, daß er viele von ihnen tötet und den Rest in die Flucht jagt. Gargantua seinerseits reißt einen riesigen Baum aus dem Erdreich und macht sich daraus eine Brechstange, mit der er das feindliche Schloß Vede zerschmettert und dessen Besatzung erschlägt. Heimgekommen, kämmt er sich die Kanonenkugeln aus den Haaren, die des Feindes Batterien auf ihn abgefeuert hatten, setzt sich hierauf zu einem riesenhaften Mahle, bei dem er unter anderem mit dem Lattichsalat sechs Pilger verspeist, doch glücklicherweise noch rechtzeitig aus den Zähnen herausstochert. Alle diese Ereignisse werden in besonderen Kapiteln genau nach Rabelais nur mit neuen Scherzen, satirischen Anspielungen auf deutsche Verhältnisse und mit einem großen Zusatz geschichtlicher Beispiele unmenschlicher Grausamkeit vorgetragen.

Mit dem 42. Kapitel tritt wieder der ritterliche Mönch Bruder Jan, der sich schon durch die Verteidigung seiner Abtei ausgezeichnet hatte, in den Vordergrund der Handlung und bleibt

es mit kurzen Unterbrechungen bis zum Schlusse. Bruder Jan war eine Lieblingsfigur Rabelais', zwar nicht ganz das Ideal eines Klostergeistlichen nach seinem Sinne, denn Jan ist ja kein Freund der klassischen Bildung, aber mit großer Wärme und herzlichem Anteil geschildert. Lebensfrisch, vernünftig, von ansehnlicher Gestalt, ein tapferer Haudegen, ein prächtiger Tischgenosse, ein Freund des Weins und derber Späße, ein leidenschaftlicher Jäger, aber sehr lässig in der Ausübung der Ordensregel, sehr frei in seinen Anschauungen und Reden, nicht unfruchtbar für die menschliche Gesellschaft, wie andere Mönche, sondern arbeitsam und hilfsbereit, dabei ein Franzose durch und durch. So zustimmend konnte Fischart, der leidenschaftliche Gegner des Mönchtums, diese Erscheinung nicht erfassen und weiter ausgestalten. Das menschlich Anziehende an Bruder Jan, seine kraftstrotzende Natur, seine unverwüstliche Laune, seine Gutmütigkeit, seine köstlichen Einfälle, sein entschlossenes Zugreifen und Loshauen hat Fischart auch mit bewundernder Anerkennung dargestellt. Aber an dem Mönche, als Vertreter seines Standes, konnte er nur die satirisch verwertbaren Seiten heraussuchen. Er hat nicht nur alle Gelegenheiten mit Behagen ausgenutzt, die ihm Jan selbst darbot, um den ganzen Mönchsstand zu verhöhnen, er hat auch einige von Rabelais gerühmte Eigenschaften Jans, seine Tapferkeit, seinen Redefluß, seine gesellschaftlichen Tugenden verzerrt, seine Genußsucht ins Grobianische gesteigert, und endlich ganz abweichend von Rabelais an Jan selbst mönchische Züge aufgegriffen und verspottet. Schon im 30. Kapitel, wo Rabelais den Bruder Jan rühmlich charakterisiert und unter anderem als sattelfest im Brevier bezeichnet, deckt Fischart in einem Zusatze in vielen Beispielen schlechten Lateins dessen mönchische Unbildung auf, ohne daß ihm Rabelais' Text die geringste Veranlassung dazu geboten hätte, und nach der Schilderung der Vertreibung der Feinde aus der Abtei macht er sich lustig über die Kirchenfürsten seiner Zeit, die ihre geistlichen Güter in so weltlicher Weise zu schirmen und festzuhalten verstünden.

Im 42. bis 44. Kapitel hält nun Bruder Jan im Kreise der schmausenden Gefährten Grandgousiers und Gargantuas,

während er wacker den Speisen und Getränken zuspricht, seine laut belachten und allseits bewunderten Scherzreden. Unter allerlei behaglich vorgetragenen Zoten und unter Witzen über seine große Nase, schwatzt er gern aus der Schule und erzählt manche ehrenrührige Geschichte von seinen Ordensbrüdern und geistlichen Vorgesetzten. Das kam natürlich Fischart sehr zu Passe. Er erweiterte alle diese Reden, sowie die durch Jan herausgeforderte boshafte Gesamtverurteilung des Mönchtums von seiten Gargantuas und fügte viele schmutzige (meist gegen die Klöster gerichtete) Anekdoten hinzu, auch Sticheleien und antikatholische Witze. So z. B. wenn Bruder Jan unter anderem zur Verteidigung seiner Trinklust behauptet: „Dann darummb wird eyner zum Pfaffen, daß man nicht mehr für jhne trinck, sondern er für andere". Auch allgemein gültige Sentenzen werden geschickt eingefügt. Zu den ihn rühmenden Freunden sagt Jan bei Fischart: „Laßt mich mit solchen Tituln ungeschneitzt. Ein jeder hat ein Ader vom Narren. Jnn menniglich stecken semina stultitiae, man mag's leicht säen, so wächst's daher: das unzeitig loben aber besprenzt es." Zu einem größeren Zusatze verlockte hier insbesondere jene Stelle, wo Jan sich gegen das Studieren der Mönche ereifert. Bei Fischart wünscht er gleich jenem Kaiser, der alle römischen Bürger mit einem Streiche köpfen wollte, alle Bücher wären ein Buch, so könnte er Zündel daraus machen und bliebe nicht allein wie ein Stockfisch. „Jhr habt ewer lebenlang nicht mehr Bücher gesehen als diese Jar her, wann werden sie einmal außgeschrieben? Jch rhiet dem Bapst, daß er einmahl durch seine Brand Legaten, die er Järlichs inns Teutschland schickt, die Buchgaß zu Franckfort ließ anzünden ... würd meh nutz mit schaffen, als mit dem Catalogo der verdampten Ketzerischen Bücher ..."

Man zieht nun in den Krieg, dessen weiterer Verlauf wieder in mehreren Kapiteln erzählt wird. Während des Morgenrittes bleibt Bruder Jan, dessen Späße alle in froher und mutiger Stimmung erhalten, mit seinem Visier an einem Nußbaume hängen und wird von seinen Gefährten erst nach vielen (von Fischart wieder reichlich gemehrten) Stichelreden und Spottliedern aus seiner bitteren Lage befreit. Dann reißt er die Rüstung

vom Leibe, die er sich nur widerwillig hatte anlegen lassen, und reitet in seiner Kutte und nur mit seiner Kreuzstange bewaffnet weiter. Die Genossen schlagen und verjagen am ersten Tage die an Zahl bedeutend überlegene und zum Schutze mit geweihten Stolen versehene feindliche Vorhut und kehren dann wieder heim. Der Mönch, der selbst vorübergehend in Gefangenschaft geraten war, bringt die sechs Pilger und den feindlichen Hauptmann Toucquedillon als Gefangenen mit. Den Pilgern setzt Grandgousier auseinander, wie unvernünftig und müßig solche Wallfahrten seien — Gott sehe es lieber, wenn man inzwischen zu Hause tüchtig arbeite und für das Wohl der Familie sorge — und wie unsinnig es ferner sei, die verschiedenen Krankheiten von einzelnen Patronen abzulenken. Rabelais' Register der Unglücksheiligen hat Fischart hierbei mit Benutzung des Bienkorf von Marnix außerordentlich vermehrt und eine lange in der Literatur jener Zeit öfter ähnlich wiederkehrende Reihe von allen in den verschiedenen deutschen Landschaften für besondere Krankheiten verehrten Schutzheiligen zusammengestellt. Bruder Jan ermahnt auch die Pilger, nach Hause zu eilen, damit sich nicht ihre Frauen inzwischen mit den sinnlichen Mönchen der Nachbarschaft einließen. Eine Warnung, die durch verschiedene (natürlich durch Fischart gemehrte) Schwänke bekräftigt wird. Toucquedillon aber, den Grandgousier nach versöhnlichen großmütigen Worten reich beschenkt entlassen hat, wird zu Hause von Hastiveau verlästert, und nachdem er diesen im Zorn getötet, auf Pikrochols Geheiß in Stücke gehauen. Eine Gewalttat, die Murren und Unzufriedenheit im ganzen Heere zur Folge hat.

Gargantuas Truppen rücken mit Macht heran, besiegen nach einer blutigen Schlacht Pikrochols Heer und erobern dessen Veste Clermauld. Pikrochol selbst ist auf der Flucht verschollen (Fischart erinnert hierbei an die Sagen von der dereinstigen Wiederkehr des bergentrückten Kaisers). Gargantua aber hält an die Besiegten eine längere Ansprache voll Hoheit, Milde und Großmut, entsendet die Gefangenen frei in die Heimat, übergibt das Reich dem minderjährigen Sohne des Pikrochol unter der Regentschaft des weisen Ponokrates, nur die Aufwiegler des Krieges verurteilt er zur Zwangsarbeit in seiner Druckerei, den

geschädigten Bürgern gewährt er Ersatz, seine Soldaten und Hauptleute beschenkt er mit königlicher Freigebigkeit. Bruder Jan aber erhält zur Belohnung das Recht, sich eine Abtei nach eigenem Geschmack einzurichten.

Phantasievoll wurde diese Abtei vom freien Willen, Theleme, von Rabelais als sein persönliches Ideal einer freien Gemeinde auserwählter, edler, schöner, für Wissen und Kunst begeisterter junger Leute ausgemalt. Doch Fischart konnte sich bei ganz anderen persönlichen Anschauungen und Zeitverhältnissen für diese aus antiken Elementen erwachsene, konfessionslose, aber mönchische Utopie nicht begeistern. Hat Fischart schon das ganze letzte Drittel des Romans im allgemeinen schlichter und mit viel selteneren Einschaltungen übersetzt als die früheren Abschnitte, hat er die Darstellungen vom Ausgang des Krieges schon mit ersichtlicher Nachlässigkeit behandelt, gelegentlich gekürzt oder zusammengezogen, so wird diese Lauheit, ein Nachlassen der Arbeitsfrische in den Schlußkapiteln (vom 54.—57.) noch viel deutlicher. Ermüdung wird in geringerem Grade die Ursache dieses Eilens am Ende gewesen sein, als mangelnder Anteil am Stoffe. Die langatmigen und oft kleinlichen Auseinandersetzungen über den Bau und die gesellschaftlichen Einrichtungen der Abtei, in denen sich Rabelais als der persönliche Schöpfer dieses Luftschlosses gefiel, konnte Fischart nicht fesseln. Er hat darum fünf Kapitel der Vorlage (53—57) zu zweien (55, 56) zusammengezogen, die ausführlichen Schilderungen nur mit beträchtlichen Kürzungen und Auslassungen, ja einzelnes nur im Auszuge, anderes obenhin in undeutlichen, ungenauen oder gänzlich mißlungenen Übersetzungen wiedergegeben. Die warme Begeisterung Rabelais' wird in der Übersetzung allmählich in den Ton der Ironie hinübergeleitet. So schon bei der Beschreibung der Anzüge der Thelemiter, wobei Fischart neuere Modeauswüchse und seltsame Sitten deutscher Landschaften zum Vergleiche heranzieht, noch mehr gegen Schluß beim Preise der unter den Stiftsmitgliedern herrschenden Harmonie. Für: Si quelqu'un ou quelqu'une disoit buvons, tous buvoient. S'il disoit jouons, tous jouoient spottet Fischart: „Wann einer oder eine sagt, wolauff laßt uns trincken, so trancken sie alle wie die Gänß; wann einer

ginet und göwet [gähnt], so göbeten sie all." Und die darauf folgende zusammenfassende Lobeshymne Rabelais', wonach es niemals waffenfähigere, mutigere, galantere, geübtere Ritter, niemals züchtigere, liebenswürdigere, geschicktere Damen gegeben hätte als die Thelemiter, hat Fischart einfach gestrichen. Den von Rabelais ausgeführten Vergleich zwischen Theleme und den landläufigen Klöstern fügt Fischart eine grobkörnige Polemik gegen die römische Geistlichkeit hinzu. Das Schlußkapitel mit einem Rätselgedicht ließ er diesmal unübersetzt mit der Bemerkung: „es fehlt noch ein Rhätersschrift, die will ich einpringen in nächster schrift". Vielleicht fand er wegen der nahen Messe, bis zu der das Buch fertig sein sollte, nicht die Zeit dazu.

Fischart betitelt seine Bearbeitung „Gargantua und Pantagruel". Er vertröstet auch seine Leser am Beginn des ersten Kapitels mit größerer Entschiedenheit als Rabelais auf das zweite Buch. Er hatte also vielleicht von vornherein die Absicht, auch dieses zu bearbeiten. Jedenfalls aber schwankte er in dieser Meinung, denn er hätte sonst nicht für sein Vorgedicht den Zehnzeiler Salels und einige andere Motive aus dem zweiten Buch für sein erstes verwendet. Einen gewissen Abschluß der Handlung zeigt ja dieses auch, und eine Nötigung zur Fortsetzung lag nicht vor. Außerdem bildet das zweite Buch im wesentlichen eine Parallele zu dem ersten. Auch enthalten die weitern Bücher so ausgesprochen französische Verhältnisse und Gestalten — einen deutschen Panurge könnte man sich überhaupt nicht vorstellen —, so daß Fischart hier wenig Gelegenheit gefunden hätte, deutsche Sittenbilder einzuflechten, zumal er schon im ersten Buch alle Zweige deutscher Kultur herangezogen hatte. Eine einfache Übertragung der späteren Bücher aber hätte ihn nicht gelockt.

5. Erfolg der Geschichtklitterung.

Der Aufforderung Fischarts am Schlusse seiner Vorrede, man möge seine Geschichtklitterung in müßigen Stunden, an Festtagen, auf Reisen und beim Mahle zur Zerstreuung in die Hand nehmen, sind zahlreiche Landsleute gefolgt, denn eine zweite Auflage war bald notwendig. Für diese griff er nur gelegentlich auf Rabelais zurück. Viele Versehen seiner Verdeutschung hat

er später (mit einer einzigen Ausnahme) nicht gebessert, sondern höchstens gestrichen, oder durch Zusätze in ihrem Widersinn zu mildern gesucht. Die wenigen unübersetzt gebliebenen Stellen aus Rabelais sind auch in die späteren Auflagen nicht aufgenommen worden. Nur das letzte Kapitel, die rätselhafte Weissagung nebst der scherzhaften Deutung aufs Ballspiel hat Fischart erst jetzt übertragen.

Überaus zahlreich und umfänglich sind die meist wirksamen und zeitgemäßen Zusätze zur zweiten Auflage. Einige von ihnen sind mehrere Seiten lang und im ganzen erweitern sie das Werk um mehr als den siebenten Teil. Meist sind sie sehr glückliche, passend in den alten Wortlaut eingefügte Bereicherungen. Der Natur der selbständigen Ausführungen Fischarts in der ersten Auflage entsprechend bringen sie meist satirische Darstellungen der Kulturverhältnisse seiner Zeit, Anspielungen auf Zeitereignisse und literarische Neuigkeiten, auch Hinweise auf seine eignen (inzwischen erschienenen) Schriften, so auf das Ehezuchtbüchlein, den Anti-Machiavell und den Stauffenberg. Was er inzwischen gelernt, gelesen und erfahren, das wird in der neuen Auflage verwertet. Neue Bücher werden jetzt benutzt und zum Teil ausgeschrieben. Die geschichtlichen Beispiele werden vermehrt, die umfänglichen Listen und Worthäufungen wieder bedeutend erweitert, nicht nur z. B. die langen Aufzählungen der besten Weine und Biere in Grandgousiers Kellern, sondern auch die „krabatisch" klingenden Büchertitel der Vorrede, die Eigenschaften einer holdseligen Frau, die Namen berühmter Pferde, und vor allem die Spiele des jungen Gargantua. Zur Belebung der Darstellung und des Stils werden nun kurze Andeutungen des alten Textes zu anschaulichen Schilderungen und ergötzlschen Situationen erweitert, Vergleiche, Beiwörter, Wortspiele, scherzhafte Zwischenrufe und Fragen in schwerer Menge hinzugefügt. Auch der Ausdruck im einzelnen belebt, z. B. für „nimmermehr": „auf der Juden Christtag und der Genfer Lichtmeß". Die eintönig wirkenden langen Aufzählungen der Lieder in der Trunkenlitanei werden nun durch Scherzgespräche unterbrochen, die Glockenrede des Meisters Janotus neuerdings mit vielen Späßen, makkaronischen Wortspielen und unsinnigen Zwischenbemerkungen versehen. Die längste und wert-

vollste Bereicherung der zweiten Auflage aber ist das lange, eine aufrichtige Freude über wertvolle Bücher äußernde Gedicht auf die Bibliothek zu Theleme.

Die Kapitelüberschriften waren schon in der ersten Auflage zum größten Teile gereimt. Soweit das nicht der Fall war, hat Fischart später fast überall nachgeholfen, sich aber selbst über diese literarische Mode lustig gemacht, wenn er zur Überschrift des 41. Kapitels: „Wie Gurgelstrozza im Salat sechs Bilger aß" hinzufügt: „oder (umb Reimens willen) frat". Endlich hat Fischart hier gelegentlich die fremden Orts- und Personennamen durch deutsche ersetzt oder mit deutschen Übertragungen und Beisätzen versehen. Die Abtei Theleme erhält jetzt den Namen Willigmuth, Eudämon heißt jetzt Wohlbegeist oder Artsichwohl, Ponokrates: Ehrenbrecht Kundlob von Arbeitssteig oder Rhumbrecht von Hohen Lobsteig, Gymnastes: Kampfkeib (Zorn), Pikrochole: Bittergroll u. a.

Ferner deuten einige Zusätze im letzten Abschnitte auf eine Bearbeitung des zweiten Buches hin. Zweimal verspricht Fischart eine Ausgestaltung des scholastischen Bücherverzeichnisses der Bibliothek St. Victor in Paris, das tatsächlich fertig wurde und 1590 als Catalogus Catalogorum erschien. Dann spricht er die Absicht aus, auch noch einzugehen auf den Charakter Panurges, auf Pantagruels Kriegszug wider die Dipsoden und die Riesen, auf dessen seltsame Weise, Zwerge zu zeugen, auf die „neue Zeitung", die Epistemon nach kurzer Höllenfahrt über die Verdammten und Teufel vorbringt, endlich auf Pantagruels lange Zunge, mit der er ein ganzes Heer deckt, sowie auf die Sehenswürdigkeiten seiner ungeheuren Mundhöhle. Alles Ereignisse, die im zweiten Buch von Rabelais' Roman erzählt werden. Doch diese Pläne führte Fischart nicht aus. Man kann sich aber vorstellen, mit welch glühenden Farben er etwa Epistemons Höllenfahrt zu einer allgemein menschlichen und gewiß auch zu einer papstfeindlichen Satire in der Art des Jesuiterhütleins ausgemalt hätte.

Die meisten dieser Zusätze dürfte Fischart erst im Jahre des Erscheinens der zweiten Ausgabe 1582 ausgeführt haben, denn er erwähnt z. B. den im gleichen Jahr zu Lyon veröffentlichten

Thresor des Amadis, einen Auszug aus allen Büchern dieses Romans, hauptsächlich mit einer Auswahl der Reden, Briefe und Gespräche.

Ganz in dem gleichen Geiste sind die Zusätze zur dritten Auflage gehalten. Auch sie bringen Hinweise auf die Sitten und Geschehnisse der Zeit, Zitate und satirische Ausfälle, auch sie vermehren noch einmal die langen Listen, die Beispiele, Vergleiche, Reimwörter und Scherze. Sie nehmen aber lange nicht den Umfang ein, wie die Erweiterungen der zweiten Ausgabe, sie bestehen gewöhnlich aus wenigen Worten und sind vielfach nur lose eingefügt. Auch hier finden sich Anspielungen auf inzwischen erschienene Schriften Fischarts, die Armada und das Badstüblein. Bemerkenswert unter den Neuerungen dieser Ausgabe ist vor allem die Behandlung der Namen der Hauptpersonen. Fischart hatte in der ersten Ausgabe in der Regel den Riesenkönig Grandgusier (gosier) und dessen Sohn Gargantua (Gargantoa) genannt wie Rabelais. Bereits in der zweiten Ausgabe erschienen hierfür häufigere Namensverdrehungen, in der dritten aber treten die alten Namen fast ganz zurück gegenüber den tollsten und immer wechselnden Namensverdrehungen, wie Grandgoschier, Großgurgler, Goschagrotza u. a. für den Vater; Gorgellantua, Gurgeldurstlinger, Strotzegurgel, Gurgelmann u. a. für den Sohn. Die Willkür ist dabei so arg, daß die beiden schließlich nebeneinander fast ganz gleiche Namen erhalten, z. B. Gurgelgrossa und Gurgelstrossa und die Verwirrung wird um so größer, weil hier oft statt eines Fürworts neue Namenbildungen der augenblicklichen Lage zuliebe nur einmal auftauchen, wie z. B. Gargantua im Spielkapitel „Spielgurgel" genannt wird. Endlich hat die dritte Ausgabe fast zu jeder Erwähnung des Namens Pantagruel, wie im Titel, so auch im Texte verdeutschende Bezeichnungen, wie alldurstig, ganzdurstig, durstbergisch, von Durstwelten u. a. hinzugefügt.

Nach Fischarts Tode folgten einander noch sechs weitere Auflagen der Geschichtklitterung in kurzen Abständen bis zum Jahre 1631. Die ersten vier zeigen nur orthographische Abweichungen und leise sprachliche Erneuerungen gegenüber dem letzten Fischartschen Texte, die Ausgabe vom Jahre 1617 aber

bringt auch eine kleine Reihe von Zusätzen, die im Fischartschen Geiste satirische Zeitanspielungen, Hinweise auf Anekdoten und geschichtliche Beispiele, witzige Bemerkungen enthalten und lange Listen gelegentlich erweitern.

Fischarts Hauptwerk hatte also bei seinen Zeitgenossen und in den nächsten Jahrzehnten nach seinem Tode ansehnlichen Beifall gefunden. Das ist bei den Vorzügen der Geschichtklitterung, die gerade in seiner Zeit besonders geschätzt werden konnten, ganz begreiflich. Die Forderungen, die man zu jener Zeit an einen Roman stellte, hat Fischart durchaus erfüllt. Die Hauptforderung war ja, daß der Roman Unterhaltung und Belehrung bieten sollte. Rabelais hatte seine sehr kühnen Ausfälle bemäntelt mit der immer wiederholten nachdrücklichen Beteuerung, er schreibe nur zur Erheiterung der Leser. Eine Absicht, die er mit allen, auch mit den schlechten Mitteln der Zote zu erreichen suchte. Der reiche Witz Rabelais' hat gewiß auch neben anderen Beweggründen Fischart verlockt, den Gargantua zu bearbeiten. Fischart ist aber gerade auf diesem Gebiete sehr selbständig vorgegangen. Er ist nicht so witzig wie Rabelais, aber seine Satire zeigt „die entsprechend geadelte Laune", den frohen Übermut, aber auch die ernsten Seiten des echten Humors, so daß Wackernagel Fischarts Geschichtklitterung „die strotzende Blütenkrone seines und alles deutschen Humors" nennen konnte. Ihm war aber auch der Wunsch, mit seinem Werke moralisierend, bessernd auf seine Zeitgenossen einzuwirken, aufrichtige Herzenssache. Das Gemüt kommt bei ihm stärker zur Geltung, als bei dem an Genie und Verstandesschärfe überlegenen Franzosen.

Wie Fischart selbst die eigenen Zusätze in seinem Roman die Hauptsache waren, so müssen sie auch bei jeder Bewertung der Geschichtklitterung den Vorrang erhalten. Seine bald von glühender Entrüstung und vernichtender Ironie, bald von humorvoller Innigkeit und erhebender Begeisterung erfüllten deutschen Sittenschilderungen in seinen eignen Kapiteln am Beginne der Geschichtklitterung sind nicht nur kulturgeschichtlich, sondern auch künstlerisch wertvolle realistische Darstellungen von dauernder Frische und lebendiger Wirkung. So konnte Jean Paul in seiner Vorschule der Ästhetik das Urteil fällen: „An sprach- und bild-

und sinnlicher Fülle übertrifft Fischart weit den Rabelais und erreicht ihn an Gelehrsamkeit und aristophanischer Wortschöpfung. Er ist mehr dessen Wiedergebärer als Übersetzer; sein goldhaltiger Strom verdiente die Goldwäsche der Sprach- und der Sittenforscher." Und Uhland rief in seinen Vorlesungen aus: „Vom kühnsten der französischen Humoristen angeregt, ringt er mit diesem nicht sieglos um den Preis der Kühnheit!"

Doch auch alle Mängel der inneren und äußeren Form in Rabelais' Gargantua sind bei Fischart vorhanden und maßlos gesteigert. Bei ihm wird der unübersichtliche Aufbau der Handlung, die Unklarheit der Darstellung, die mangelnde Gestaltungskraft und Zusammenfassung ärger fühlbar. Dazu kommt noch der Mißklang der verschiedenen Stilarten und Stoffe. Denn hier findet man nicht nur antik-gelehrte neben modern-volkstümlichen Elementen wie bei Rabelais, sondern auch neben den französischen Vorgängen unvermittelt den deutschen Schauplatz der Zusätze. Überdies die aus zahlreichen verschiedenartigen Quellen zum Teil mit dem gleichen Wortlaut übernommenen Abschnitte, wodurch die Stilmischung noch schlimmer wird. Sein aufgebauschtes, weites, buntes, zerschlitztes Stilgewand gleicht ganz der damals gebräuchlichen grotesken Pludertracht. Nirgends anders ist Fischart mit dieser Übertreibung so weit gegangen. „Ein Urwald von unmäßiger Zeugungskraft, der unwegsam gemacht ist durch Schlingpflanzen von wuchernder Üppigkeit und voll sonderbaren Ungeziefers und Gewürmes." Eben diese Kraft ist herrlich, aber „in diesem bacchanalischen Gewirr von Witz und Sprachkraft kommt man vor lauter Reichtum zu nichts, und die Leichtigkeit, mit der Fischart seine Gaben geltend macht, kommt dem Leser desto schwerer an." „Zahm und abgezirkelt muß Rabelais' Weise gegen diesen Hexensabbat erscheinen, der verwirrend und betäubend losbricht." Die vielen derben, geschmacklosen, verstiegenen Seitensprünge lassen auch bei schönen, im ganzen ruhigen Darstellungen keine gesammelte Wirkung und keinen reinen Genuß aufkommen. Ganze Seiten werden wegen widersinniger Übertragung, ja wegen gedankenlos hingesudelter Wörter und Sätze, worüber der Verfasser selbst sich keine Rechenschaft hätte geben können, einfach unverständlich.

Gewiß verraten diese Unarten noch eine Unreife der Geistes- und Geschmacksbildung, gewiß aber sind sie auch Zeugnisse der unharmonischen Bildung seiner Zeit, die in einem kampferfüllten Übergang aller Kulturverhältnisse in ihren künstlerischen Äußerungen alle Rücksicht auf eine durchgebildete Form und einen feinen ästhetischen Sinn vermissen läßt. Mit erstaunlicher Selbsterkenntnis hat Fischart dies in der Vorrede ausgesprochen, wenn er von seinem Werke aussagt, daß es „ein verwirrtes ungestaltes Muster der heut verwirrten ungestalten Welt" darstellt.

In seiner Geschichtklitterung faßt er alle Vorzüge und Schwächen der Literatur seiner Zeit zusammen, den unglaublichen Stoffreichtum, die tiefe Innigkeit, die starke Gedankenarbeit, den scharfen Blick für die Bilder des Lebens, den packenden Witz und auch die grenzenlose, alle Wirkung aufhebende Formlosigkeit. Darum kann sein Hauptwerk vom literargeschichtlichen Standpunkte aus nur als ein Markstein, als eines der ersten modernen Erzeugnisse, das humanistische Gelehrsamkeit mit heimisch-volkstümlichem Stoff verquickt, betrachtet werden, ohne dessen Kenntnis die damalige Literatur nicht richtig einzuschätzen ist, und nur als Spiegelbild der Kultur seiner Zeit gewürdigt, nicht aber als klassisches Meisterwerk in die Weltliteratur eingereiht werden.

Sein Zeitgenosse Miguel de Cervantes hat es durch seine Bildung, seinen feinen Geschmack und seine außerordentliche Kunst der Darstellung erreicht, daß sein Don Quichote in die Sprachen aller gebildeten Völker übersetzt wurde und noch heute ein vielgelesenes und ohne Voraussetzungen verständliches und wirksames Buch ist.

Auch Rabelais wurde bei Lebzeiten in weiteren Kreisen und wird noch später bis zur Gegenwart von Gebildeten gern gelesen. Fischart bemühte sich zwar Ungebildeten entgegenzukommen, wenn er einige in der Vorlage erwähnte geschichtliche und mythische Personen erklärt und fremdsprachige Ausdrücke verdeutscht. Doch ist das nur gelegentlich und selten der Fall.

Der Gargantua konnte illustriert werden, weil er anschauliche Zustände und lebensvolle Menschen bringt, doch die Geschichtklitterung nicht, weil hier die Handlung unanschaulich und durch die Fülle der Einzelheiten zerrissen und die Gestalten ver-

schwommen sind. Zwar ist die erste Ausgabe mit elf (in der zweiten Auflage noch vermehrten) Holzschnitten von Stimmer versehen, aber diese Bilder illustrieren nicht die Darstellung, sondern, ursprünglich für andere Zwecke angefertigt, zeigen sie nur lose oder gar keine Beziehungen dazu. So steht ein ganz allgemein gehaltenes Bild von Fraß und Völlerei beim vierten Kapitel, tanzende Paare zu Beginn des fünften, zechende Männer beim achten Kapitel. Andere Bilder illustrieren nur zufällig erwähnte Beispiele, wie die Geschichte von der Lukretia oder die von Herkules am Scheidewege, die vielleicht nur herangezogen wurden, um die Aufnahme dieser Bilder zu ermöglichen.

Rabelais' Roman erzielte in der Heimat einen außerordentlichen Erfolg, auch im Ausland, doch auffälligerweise nicht bei den romanischen Schwesternationen, sondern bei den Germanen, in England, wo die von Thomas Urquhart übersetzten ersten drei Bücher 1653 und 1693 erschienen, in Holland, wo er 1682 von Claudio Gallitalo übersetzt wurde, und besonders nachhaltig in Deutschland. Er wirkte hier auf die Satiriker des 17. und des 18. Jahrhunderts, auf Dichtungen von Goethe, von E. T. A. Hoffmann, Immermann, Gottfried Keller und F. Th. Vischer ein. Sein Roman wurde, abgesehen von Teilübersetzungen und Auszügen, viermal vollständig verdeutscht. Von G. Regis (1832—1841), der selbst bekennt, daß er „mehrere glückliche Einzelheiten, die zu erhalten Pflicht war", von Fischart übernommen hat. Er ahmte die altertümliche Sprache der Vorlage, besonders das Grobkomische, geschickt nach, aber die eigentlichen Feinheiten Rabelais' kommen bei ihm nicht zur Geltung. A. Gelbcke, der sich Regis erst angesehen, nachdem er seine Verdeutschung (1880) vollendet hatte, schreibt eine moderne Sprache mit einem leisen Stich ins Altertümliche und gibt die Wortspiele, womöglich wörtlich, sonst frei, doch immer zutreffend wieder. Auch Hegaur und Owlglaß (d. i. Oestering und Blaich [1905]) schreiben ein modernes Deutsch, kürzen aber schwierige Stellen und namentlich lange Listen sehr stark. Zuletzt, 1912 wurde dieser Roman von Ulrich Rauscher verdeutscht.

Fischarts Geschichtklitterung ist niemals übersetzt worden. Jeder Versuch dürfte an den unüberwindlichen Schwierigkeiten

scheitern. Doch erwähnten sie mit anerkennenden Worten mehrere französische Literaturforscher vom Ende des 17. Jahrhunderts. In Deutschland wurde sein Hauptwerk noch drei Jahrzehnte nach seinem Tode viel gelesen. Dann aber schwindet der lebendige Einfluß; die Nachwirkung bleibt mehr äußerlich und auf gelehrte Kreise beschränkt. Ende des 16. Jahrhunderts und in den folgenden zwei Jahrhunderten wurde die Geschichtklitterung wiederholt ausgeschrieben und als Vorbild benützt; unverfroren ausgeplündert von Ägidius Albertinus und Johann Sommer, auch von C. M. Grotnitz, zum Teil verwertet von Th. Hoeck, J. M. Moscherosch, M. Abele u. a., nachgeahmt besonders im Stil vom Schildbürgerbuch, von G. F. Messerschmid und dem Rübezahlforscher Johann Prätorius.

Bodmer bezeichnete Fischart als einen „Kopf von Rabelais' Verwandten" und fand, daß er Rabelais „den Vater der lotterbübischen Schreibart" übertreffe. Lessing setzte die Art der Bearbeitung des Gargantua durch Fischart als bekannt voraus und nannte ihn „den deutschen Rabelais". Goethe beschäftigte sich Ende November 1807 mit der Geschichtklitterung, um diese Zeit auch Jean Paul; Clemens Brentano verglich sie mit dem Gargantua. Besondere Einwirkung erzielte die Trunkenlitanei, die in einigen Schriften des 17. Jahrhunderts benutzt und von Achim von Arnim in seinem Roman „Die Kronenwächter" geschickt nachgebildet wurde. Herder rühmt in der Einführung zum zweiten Bande seiner „Volkslieder" die Geschichtklitterung als „eine reiche Quelle". Arnim und Brentano verwendeten einige Lieder daraus zu freien Bearbeitungen für „Des Knaben Wunderhorn". Der Stil der Geschichtklitterung hat auf viele neuere Dichter bis in die Gegenwart eingewirkt, so auf K. H. von Langs „Hammelburger Reisen", auf Novellen und Romane von Jean Paul, F. Th. Vischer, Immermann, W. Raabe, Kolbenheyer und Arno Holz.

Fünftes Buch.

Das Podagrammisch Trostbüchlin und das Philosophisch Ehzuchtbüchlin.

Bald nach der Fertigstellung der Geschichtklitterung beschäftigte sich Fischart wieder mit zwei Prosaschriften, die jener nahe kommen in der Art der Quellenbenützung und der Zusätze, in den moralisierenden und satirischen Ausführungen, im grotesken Stil, der sich nicht in dem Maße wie in der Geschichtklitterung, doch in langen Anhäufungen verwandter Begriffe, in seltsamen Wortschöpfungen und Wortspielen deutlich äußert. Das Podagrammisch Trostbüchlein ist insbesonders der Geschichtklitterung verwandt durch die schon in beider Vorreden angedeutete Anschauung, daß diese Schriften zur Erheiterung der Kranken dienen sollen, während das Philosophisch Ehezuchtbüchlein die Schilderung im Ehekapitel in lebhafter Weise fortsetzt. Noch mehr gemeinsamer Eigenschaften weisen die beiden liebenswürdigen Schriften untereinander auf. Beide sind im wesentlichen freie Übertragungen lateinischer und griechischer Werke, die Fischart einem weiteren Kreise von Bürgern zugänglich machen wollte. Durch seine selbständigen Ausführungen ragt er über einen Übersetzer gewöhnlichen Schlages hinaus. Beide Schriften verfolgen den Zweck, die Sitten der Zeit in unterhaltender Weise zu heben. Dem Trostbüchlein liegt der Gedanke zugrunde, daß die Gicht eine Strafe für Müßiggang und Schwelgerei, eine Zuchtrute für die üppig lebenden Reichen sei. Der hier gespendete Trost ist ironisch gemeint. Das Ehezuchtbüchlein hinwiederum gilt der Verherrlichung des Familienglückes und ist erfüllt von guten

Beispielen und Ratschlägen für Eheleute. Beide sind also für den Gebrauch des täglichen Lebens bestimmt und prosaisch in ihrer Anlage. Doch durch den feinen Humor erhebt sich das eine, durch die ideale Auffassung der Ehe erhebt sich das andere in den Bereich der Poesie. Beide gehören zu den besten Erzeugnissen stark verbreiteter Literaturzweige des 16. Jahrhunderts. Doch hat weder das Trostbüchlein auf die Podagraschriften, noch das Ehezuchtbüchlein auf die Eheliteratur der nachfolgenden Zeit eine nachweisbare Einwirkung ausgeübt, wenn auch beide einige Auflagen erlebten.

1. Das Podagrammisch Trostbüchlin.

Das Podagrammisch Trostbüchlein besteht abgesehen von einer selbständigen Einleitung und vielen eingestreuten Reimstücken im wesentlichen aus einer freien Verdeutschung zweier lateinischer Lobschriften auf das Podagra von Carnarius und Pirkheimer. Mit diesen Vorlagen, sowie mit seinen sonstigen Mustern und Vorgängern, die Fischart in seiner Einleitung namentlich anführt, gehört dieses Werkchen dem in jener Zeit so beliebten und viel gepflegten Literaturzweige der sogenannten ironischen Enkomien an. Als Gegenstücke zu der humanistischen literarischen Form des Lobgedichtes (τὸ ἐγκώμιον) und gleichzeitig im Anschluß an die Scherzdichtungen antiker Dichter haben Humanisten und Neulateiner seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts das ironische Enkomion reich ausgebildet und damit auch auf die volkstümlichen Dichtungen befruchtend eingewirkt. In Italien, Frankreich, Holland, Deutschland entstanden eine große Menge meist lateinisch abgefaßter Encomia oder Laudes, die geringfügige, häßliche oder schädliche Dinge mit einem großen Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit teils nur im Scherze, teils zur mittelbaren Belehrung und Besserung der Lehrer priesen. Von des Erasmus Roterodamus Lob der Thorheit (1509), von Brants Narrenschiff und von einigen Dichtungen älterer Schriftsteller, die immer wieder, auch von Fischart als Vorbilder genannt werden, sind die neueren ironischen Enkomien beeinflußt; die bald im feierlichen Gewande einer akademischen oder forensischen Rede, bald in Gesprächen oder volkstümlichen Reimerzählungen

alle Arten von verachteten Pflanzen und Tieren, Laster und Leidenschaften, Narrheiten und Unsitten, berüchtigte Personen, körperliche Krankheiten dem herrschenden „Vorurteil“ gegenüber auf den Schild heben. Das betreffende meist als Allegorie dargestellte Ding wird mit allen Mitteln der Vergleichung und Verteidigung, durch Zitate und Etymologien in seiner edlen Art und Abstammung, in seinen Vorzügen und seiner Nützlichkeit ins beste Licht gesetzt.

Unter den ironisch hervorgehobenen Krankheiten erscheint das Podagra am häufigsten. Dieses Übel trat ja im 16. Jahrhundert überhaupt infolge der ausschweifenderen Lebensweise und der mangelhaften hygienischen Vorkehrungen viel öfter und schärfer auf als heutzutage. Bei den vornehmen Ständen vollends galt es als die häufigste Plage im Alter und wurde darum von Brant bis Albertinus schlechtweg als die „Krankheit der Reichen“ bezeichnet. Als komisches Motiv taucht das Podagra schon in der antiken und mittelalterlichen Literatur wiederholt auf. Als seine Vorläufer auf diesem Gebiete bezeichnet Fischart Lukian, von dem wahrscheinlich das (die Krankheit als beispiellos grausame Göttin schildernde) Drama Tragopodagra herrührt, den Spätlateiner Claudianus wegen des ihm fälschlich zugeschriebenen Scherzgedichtes „vom podagrischen Poeten“ In Podagrum, Petrarka, der in einem an den Kardinal Johannes Columna gerichteten Briefe die altüberlieferte Fabel vom Podagra und der Spinne erzählt, und endlich den Pariser Arzt Christof Balista, der in einer Concertatio den literarischen Kampf gegen das Übel eröffnete.

Die Podagraschriften von Lukian und Balista wurden im Verein mit Pirkheimers Apologie von dem Straßburger Arzt Michael Toxites unter dem Gesamttitel De Podagrae laudibus doctorum hominum lusus Straßburg 1570 veröffentlicht und so Fischarten bequem zugänglich gemacht. Vor seinem Trostbüchlein erschienen aber auch noch eine Reihe ausgesprochen ironischer Enkomien aufs Podagra, die er weder nennt, noch benützt. So des Erasmus Roterodamus Podagrae et Calculi ex comparatione utriusque Encomium, des Pavier Arztes Hieronymus Cardanus Podagrae encomium und Hans Sachsens „Gespräch

der Götter ob der edlen vnd bürgerlichen Krankheit des Podagram oder Zipperlein" 1544, die beiden letzten in den wirksamsten Verteidigungsmotiven von Pirkheimer beeinflußt. Es war ein glücklicher Griff Fischarts, daß er sich aus der großen Podagra-Literatur gerade die zwei bedeutendsten und wirksamsten Erzeugnisse zur Überarbeitung erwählt hat, die von Carnarius und Pirkheimer, die nicht trockene Erörterungen, sondern lebendige, frische, eindringliche, an wirkliche oder gedachte Hörer gerichtete Reden darstellen und die, weil ihre Verfasser von verschiedenen Standpunkten ausgehen, einander glücklich ergänzen und leicht in einem Buch nebeneinander stehen können, ohne viel unliebsame Wiederholungen zu verursachen.

Podagrammisch Trostbüchlin. Innhaltend Zwo artlicher Schuz Reden von herlicher ankonft, geschlecht, Hofhaltung, Nuzbarkeit vnd tifgesuchtem lob des Hochgeehrten Glidermächtigen vnd zarten Fräulins Podagra. Nun erstmals zu kitzeligem trost vnd ergezung andächtiger Pfotengrammischer personen Teutsch in Truck verfärtiget. Durch Hultrich Elloposcleron. Anno MDLXXVII.

Die in Straßburg, 27. Februar 1577, an dem Tage des heil. Julianus „Podagricus" mit dem Hehlnamen Ulysses Odyssaeus unterzeichnete Widmung hat Fischart in einem Teil dieser Ausgabe an Egenolf von Rappoltstein, in einem anderen Teil an Philipp Grafen von Hanau-Lichtenburg gerichtet. In einem dritten Teil dieser Ausgabe unterzeichnet Jobin die gleiche, jetzt seinem Freunde, dem Freiburger Bürger Oswald Kraus gewidmete Vorrede. Sie beginnt mit einem Hinweis auf Sokrates, den Anfänger der Philosophie, der seine Jünger ermahnt habe, die Anschauungen der Menge nicht ungeprüft für Wahrheiten zu halten. Durch selbständiges Urteil seien auch die griechischen und römischen Philosophen zu der Überzeugung gelangt, daß nicht der Tod, hohes Alter, Krankheiten, Schmerzen, Armut, sondern nur die Schande wahre Übel seien. In ähnlichem Sinne hätten nun auch z. B. Favorinus das viertägige Fieber, Carnarius das Podagra eingebildeten Vorurteilen gegenüber verteidigt. Fischart habe sich entschlossen des Carnarius Rede von Neuem ans Licht zu bringen, um mit ihren Scherzen allen Podagrischen, insbesondere aber seinem

Gönner, Trost und Unterhaltung zu gewähren. In dem darauf folgenden Prolog bittet der Verfasser die mächtige Göttin Podagra, sie möge berühmten Mustern folgend, ihn als ihren Lobredner schonen. Das Podagra komme ja (nach der von Petrarka erzählten Fabel) nur den Reichen und Üppigen zu, ihm als armen Poeten gezieme die Spinne als Hausgenossin. Er sei imstande das Lob des Podagra zu singen, ohne es selbst kennen zu lernen, wie Phormion weit vom Schusse die Kriegskunst gelehrt, wie Münster, ruhig in Basel sitzend, ferne Gegenden ausgemessen und beschrieben habe. In der zweiten an alle Podagrischen gerichteten Vorrede bespricht Fischart aus den vielen deutschen Podagraschriften damaliger Ärzte Elias Anharts Consilium podagricum 1560, aus dessen Einleitung er manches wörtlich herübernimmt, so die optimistischen Ausführungen über die Heilbarkeit der noch nicht veralteten Gicht und die Vorschläge zur Tröstung der Schwerkranken, sowie ferner des Straßburger Arztes Dominik Burgauers Abhandlung „Ob das Podagram möglich zu genären" (heilen), die ihm aber weit weniger gefiel, weil dieser mit hoffnungsreichen Sätzen beginnt, „doch im abzug aim lang zän macht", indem er die Machtlosigkeit der Heilkunst gegenüber den durch Gottes Fügung schwerer geprüften Podagristen eingesteht. Unter Anführung von Galenus, Plutarch, seinen eigenen Schriften, unter Späßen und Beispielen führt Fischart weiter aus, daß die unheilbar Kranken durch die Philosophie erhoben werden müßten. Darum hätten verschiedene Ärzte und Gelehrte scherzhafte Schriften zur Ergötzung der Leidenden geschrieben. Sein Trostbüchlein sei also nicht das erste in seiner Art. Auch der Titel „Trostbüchlein" wurde schon vor Fischart für Schriften anderen Inhalts verwendet.

Darauf folgt der erste Teil des Büchleins: Die vom Professor Johannes Carnarius im Herbst 1552 an der Universität zu Padua gehaltene und das Jahr darnach veröffentlichte Scherzrede De Podagrae laudibus oratio von Fischart „Teutsch entworfen". Carnarius schildert hier das Podagra, im beabsichtigten Gegensatz zu Lukians abschreckenden Ausführungen, in den rosigsten Farben. Er läßt es von den erfreulichsten Gottheiten Bacchus und Venus abstammen und nach einer üppigen Kinderzeit zu einer mächtigen Göttin mit einer stattlichen Hofhaltung heran-

wachsen. Mit Lukian — doch zu ihrem Ruhme — zählt er die vielen Namen der Könige und Helden auf, denen sich das Podagra als Gefährtin zugesellte. Alle Paläste der Reichen seien ihre Tempel, allen ihren Liebhabern verleihe sie Ansehn und Behaglichkeit. Da Carnarius gleichzeitig mit einer wissenschaftlichen Arbeit über das Podagra beschäftigt war, so betonte er auch die medizinische Seite des Gegenstandes stärker. Er zeigt, daß alle andern körperlichen Leiden unvergleichlich schlimmer seien. Das Podagra greife übrigens nur Hände und Füße an, lasse aber edlere Teile wie Hirn, Herz und Leber unbehelligt. Es mache den Leib widerstandsfähiger für schlimmere Leiden. Wie andere Enkomiendichter führt Carnarius auch moralische und religiöse Gründe ins Feld. An der Bibel weist er nach, daß der Podagrische ein Liebling Gottes sei, dem nur leichte Plagen zur Reinigung der Seele beschieden würden. Der Podagrische lerne Selbsterkenntnis und Tugend, Weisheit und Frömmigkeit. Als Christen blieben wir in beschämender Weise hinter der Erkenntnis der heidnischen Stoiker zurück, wollten wir diese Krankheit für ein Übel halten.

Diese Rede hat Fischart mit Ausnahme der für den besonderen Anlaß bestimmten einleitenden Worte, mit Ausnahme einiger Anspielungen vollständig übersetzt und außerdem sehr verbreitert und mit häufigen, auch umfänglichen Zusätzen versehen, um zur Verteidigung des Podagras neue Gedanken beizubringen. Alle Aufzählungen werden bedeutend gemehrt. Für totus Epicureorum, Maenadum et Satyrorum chorus z. B. sagt Fischart: „ein troß von Epicurern, Winholden, Schwinharten, Menaden, Fastnachtmummern, Satiris, Bockenreutern, Spatzengailen, Merzenrammlern, Vollenbeschaid, Näglinklopfern, Störzdenbechern“. Für τὸ γνῶθι σεαυτὸν der Vorlage bietet Fischart dreißig deutsche Redensarten: „Erkenn dich selbs. Zih dich selbs bei der nasen. Gang in dain aigen herzkämmerlein. Arzt hilf dir selbs. Feg' vor für deiner Thür. Frag dich selbs, Das herz leugt nit. Schau inn dein haus, darnach daraus. Sorg für dich, darnach für mich“ usw., die er sich aus der Egenolffischen Sprichwörtersammlung zusammengestellt hat.

Kurze Andeutungen der Vorlage werden zu breiten Schilderungen erweitert. Wenn z. B. Carnarius mit wenigen Sätzen

angibt, wie geschäftig das Podagra bei den Reichen aufgenommen wird, so entwirft Fischart mit Behagen ein reichausgemaltes Bild dieser Pflege: „da läuft man zu mit langen pelzen, waichen pflaumbetten, wohlriechenden leinlachen, wollengefüllten sesseln, gefüterten kreuzkrucken, weiten pelzhändschuhen, mit küssen unter die füs, räuchet das gemach, wischt, wescht vnd buzt alles aus, da glanzt alles, da stillt man die kind, verbitet den hunden das bellen, verstopft die thürschwellen, schmirt den Thürangel, das er nicht kirrt, vermachet den lufft, hängt Tapezereien für. Alsdan richtet man ain köstliches mal zu, als wolt man ain new hochzeit halten, besprengt die Tischtücher, bestraiet sie mit plumen, stoßt die Kindbetterin auf dem umbläufigen Sessel allgemach herzu, setzt ihm allerlai wolberaitet trachten für, zusehen, welchs ihm schmacke, ladet ihm gute freund zu lieb, die ihn frölich machen, vnd halt ein fest mit ihm, als wolt man ihn zu aim Gros-Herzogen zu Florenz wehlen". Da fängt man zu musizieren an und bringt die erlesensten Weine. Nennt die Vorlage hier ein Dutzend italienischer und griechischer Weine, so zählt der Übersetzer über fünfzig deutscher und in deutschen Gegenden beliebter Weine auf. Dann folgen die Leckerbissen. Die Frau des Podagrischen „bricht mit solchen gedanken den schlaf, was sie doch köchelen soll, das dem liben man munde. Oder es schickt ihm hie ainer, dort ain anderer freund ain sonder geköchs. Oder kommt vieleicht der Medicus dazu, der auch etliche Gaumenkitzel wais anzugeben, die verbessert man alsdann inn der Kuchen, vnd waran man heute gefälet hat, das trift man morgen. Da hat man hoch vnd nieders vnd Federwildpret, da . . . sucht man Hamelsköpff vnd schlegel, Rindbacken, Castraunenfleisch, Nirpraten, Rechschlegel, Zimmer von hirzen, zungen, hirzleber, würstlin, dann will man flaisch haben, dan fisch, nur inn ainer gallrai, bald on ain sulz, iz inn aim gewürzten prülin, darnach inn ainer Speckprü, iz gesotten, dan gebraten, nun geröst, dann gedörrt, nun feucht, dann trucken. Da sicht ainer seinen lust, wie man da mit spitzen fingern fürlegt, die jungen hanenhödlin, die Krebsaierschwänzlin, die Zäuslinmäglin, Hasenhirnlin, Bärendäzlin, Salmenrüklin, Antvögelfüslin, Gänsmäglin, älstücklin usw. usw." Und wiederum nur einer kurzen Andeutung der Vorlage folgend schließt Fischart

die scherzhafte Rede seltsam genug mit frommen Sprüchen und mit einem inbrünstigen Gebete ab.

Den zweiten Teil des Trostbüchleins bildet Wilibald Pirkheimers 1522 veröffentlichte Apologia seu Podagrae laus, von Fischart „den Teutschen Podagrischen zu trost inn jrer gemainen sprach an tag gegeben". Diese launige Schrift hat der gelehrte Nürnberger Staatsmann im Jahre 1521 Freunden und sich selbst zum Troste — podagrans podagrae scripsi laudes meldete er an Ulrich von Hutten — verfaßt. Es ist eine der ältesten und wirksamsten Podagra-Apologien, die bis ins 17. Jahrhundert hinein überaus oft neugedruckt, übersetzt, bearbeitet, ausgeschrieben und nachgeahmt worden ist. Pirkheimer hat eine ganz geschlossene Situation erfunden: Das Podagra von seinen Feinden angeklagt, verteidigt sich nun in einer an rhetorischen Künsten und juridischen Kniffen reichen Entlastungsrede vor dem fingierten Gerichtshof. Gleich im Eingang sucht es seine Richter klug zu gewinnen, bringt dann in geschickt berechneter Steigerung immer wirksamere Verteidigungsmittel vor, bis es zuletzt den Richtern selbst den Freispruch förmlich in den Mund legt. Da das Podagra die ganze Zeit über selbst spricht, tritt im Gegensatz zu Carnarius die Beschreibung seiner Erscheinung ganz zurück. Hier ist mehr von den Kranken die Rede, die Pirkheimer aus eigener Erfahrung schildern konnte. In launiger Ironie wird gezeigt, daß die Podagrischen keinen Grund hätten, sich über ihren Zustand zu beklagen. Große Ehren werden ihnen zu teil, man geleitet sie auf allen Wegen, macht ihnen Platz, bietet ihnen bequeme Sessel an und bedient sie wie große Herren. Freunde besuchen sie, lachen und scherzen über ihr Leiden und führen belehrende und unterhaltende Gespräche. Der Podagrische bleibt zu Hause vor allen Gefahren des Krieges, der stürmischen See, vor den Beschwerden öffentlicher Ämter bewahrt. Er hat Muße, sich in allen Wissenschaften und Künsten auszubilden. Doch die Krankheit diene auch dem Körper, denn sie leite alle schädlichen Säfte und das überflüssige Fett ab. Mit argen Schmerzen plagt sie sie nur diejenigen, die für ihr schamloses Leben gerechte Strafe verdienen. Am meisten diene sie der Seele, denn sie bewahre den Kranken vor Lastern, eifere ihn zur Betrach-

tung des Jenseits, zu christlicher Mildtätigkeit und zu Frömmigkeit an.

Diese Apologie hat Fischart im wesentlich ebenso bearbeitet wie des Carnarius Scherzrede, die Darstellung belebt, die geschlossene Komposition der Vorlage hingegen vielfach gestört. Wenn das sich verteidigende Podagra lange Gedichte und Anekdoten vorträgt, die nicht zur Sache gehören, so fällt es dadurch aus der Rolle heraus, die es vor Gericht zu spielen hat. Auch hier hat Fischart bei jeder Gelegenheit kurze Hinweise zu Kulturbildern ausgemalt. Für male vestiuntur z. B. beschreibt er die äußere Erscheinung der Armen, die „übel geklaidet gehn, frost leiden, das haar oft zum hut und die strümpf zu den schuhen ausgehn haben oder mehrthails barfuß daher traben, zur wärm stroh inn die schuh stecken, inn die händ blasen, rauhe händ erarbeiten, die hosen mit past vnd stroh aufbinden". Wenn Pirkheimer kurz von den politischen Gesprächen des Podagrischen mit seinen Freunden berichtet, so vergleicht Fischart das Krankenzimmer mit einem Badhaus, einer Spinnstube, einem Reichstag, wo die verschiedensten Reden durcheinanderschwirren. Da werden „von wichtigen sachen und anschlägen reden und gegenreden gehalten, von Regimentsbestellungen ihre bedencken auf den plan gelegt, der Kaiser, König, Fürsten, Stätt, Communen vnd aller herren Friedens- und kriegsgeschäfft examiniert vnd durchgelaßen, auch oft die gehaimesten händel, die vileicht, wie Plautus schreibt, der König der Königin in ain Or gesagt, allda sorgfältig mit bedingung unter der Rosen zwischen uns geredt fürgebracht, desgleichen die bestellung ihrer erträumten und gewünschten Regierung, wann sie König inn Frankreich vnd Hispanien wären, angegeben auch die Festungen und schlösser, die weder zu besteigen noch zu beschisen im Luftschwebinger land ausgebawet und Länder und stätt mit aim unsichtbaren hör ains zugs mit den häringen gefangen, desgleichen auch erkündigt, was zu Constantinopel, inn Egipten, bei dem Preto Johan, inn Lappenland, am Moscovitischen hoff, bei den Menschenfressern, den Canibaln mit den Spannenhohen Kränchaierstürmern, den Pigmeerzwergen vnd inn Kalikut newlich fürgangen". Eine Stelle, die dem 24. Kapitel „Von reich steten reden" in Murners Schelmenzunft nachgebildet ist.

In beiden Teilen des Trostbüchleins zeigt sich des Bearbeiters Gelehrsamkeit in den zahlreichen literarischen und geschichtlichen Angaben, die zum Teil bekannten Hilfsbüchern entnommen sind, sein reicher Humor in volkstümlichen Sprüchlein, in etymologischen Scherzen und kühnen Namenbildungen. Den von Carnarius gebrauchten griechischen Benennungen der Dienerinnen des Podagras gibt Fischart deutsche Beinamen von sprechender Deutlichkeit: Akratia heißt „von Unmäßigen", Misoponia „Arbeitsscheu von Faulgänglingen", Philypnia „Schlafhulda von Federhausen". Oder er übersetzt Libitina mit „Libdienerin", Luxuria mit „Lusthuria". Unerschöpflich aber sind die Bezeichnungen für das Podagra und die Podagrischen. Neben dem prächtigen „Pfotengram" erscheinen Namen wie „Gliderherrscherin", „Glidkaiserin", „herrliche Glidgöttin", „Glidmaisterin", „Glidhildin", „Glidkempferin", „Glidmarterin", „die Gliderkrämpfige Füßkützlerin", „die mächtig Grimhildin", „das hochgeborne Fräwlein Adelheid von Fußach" u. a. für ihre Patienten aber: „meine Capaunenfüßige Wetterhanen", „fuskrämpfige", „Schneckengänger", „Podagramshuldige", „Pfatenkrampfsgedultige", „Arzneitrotziges Podagramsgeschlecht", „der mächtigsten Göttin Lehentrager", „vile vom Fräulein Podagra gegrüßte vnd wohlgemainte" „füßgrammige krückenstupfer, Stäbelherrn, Pfatengrammische, kapaunen und hackbrettdänzer, Kruckenhüpfer, Pfulwenpröpst, vnd händgratteler".

Nirgends hat Fischart so viele gereimte Stücke kleineren oder größeren Umfangs in seine Prosa aufgenommen wie hier und im Ehezuchtbüchlein. Fast auf jeder Seite gibt er in Reimpaaren Verdeutschungen klassischer Zitate oder sentenzartiger Aussprüche der Vorlage, z. B. für Voluptatem comitem esse doloris

„Das Wollust, kurzweil vnd scherzen
Sei ein ewiger gefärt des schmerzen."

aber auch selbständige Klugheitsregeln und moralisierende Betrachtungen.

Die Reden von Carnarius und Pirkheimer sind geistvolle Scherze, die lediglich zur Erheiterung der Zuhörer und Leser, im besten Falle zur Tröstung leichterer Podagristen dienen sollten. Fischart hat aus ihnen ein moralisierendes satirisches Werk ge-

macht. Er hat seine Vorlagen nicht innerlich verarbeitet, nicht in ein zusammenhängendes Ganzes umgegossen, er hat sie nur nebeneinandergestellt und nicht einmal die sich dadurch ergebenden, allerdings nicht häufigen Wiederholungen unterdrückt. Er verspottet an mehreren Stellen die allgemeine Genußsucht, sowie die Geldgier, er tritt in seinen Merkreimen und Einschüben immer wieder für Schlichtheit, Mäßigkeit, bedächtiges Vorgehen, Ehrlichkeit ein, er geißelt in einem langen Reimspruch den Geiz, den Stolz und die Hartherzigkeit der Reichen, die er etwas erzwungen (und zwar unter Benutzung des Vogelbuches von Konrad Gesner in der Heußlinschen Übersetzung von 1557) mit der Lebensweise der Sträuße vergleicht. Er macht sich lustig über die Armen, die es im Luxus den Reichen gleich tun wollen, wenn auch nur äußerlich: „Da der Reich' das glas hebt und der arm schenkt ein, auf das er auch genis sein, wie ainer der mit Honig umbgeht, das er die finger leck, und der Arm krebßt, wan der Reich fischt, damit er nur im nassen ist. Ja da der Reich faul garn spinnt, daran der Arm zu knüpfen gewinnt und da die Herren halten vor Fasnacht, auf das es der Baur des besser nachmacht."

Fischarts Trostbüchlein hat natürlich durch solche Zusätze einen weit ernsteren Charakter angenommen. Die neue Bedeutung, die es dadurch gewonnen hat, ist auch von den Lesern gewürdigt worden, da das Trostbüchlein in drei weiteren Auflagen 1591, 1604 und noch 1623 erschien und 1604 unter dem Titel Podagraegraphia von einem unbekannten Verfasser ins Lateinische übertragen wurde. Auf die Podagraschriften der Folgezeit hat das Trostbüchlein allerdings gar nicht eingewirkt.

2. Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin.

Auch das Philosophisch Ehzuchtbüchlein ist ein bedeutsames Erzeugnis eines vielbebauten Literaturgebietes im 16. Jahrhundert. Die neuere Ehe-Literatur ist schon im 15. Jahrhundert durch die Humanisten eröffnet, aber in besonders reichem Maße, temperamentvoll und kräftig durch die protestantischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts ausgestaltet worden. Die Humanisten begannen den Kampf gegen die der theologischen Wissenschaft des Mittelalters fälschlich zugeschriebenen Theorie, wonach die Ehe von

Haus aus etwas Unreines sei, das durch die sakramentale Heiligung von seiten der Kirche zu einer notgedrungen erlaubten Einrichtung bestimmt werde. Im Gegensatz dazu gingen sie auf die antike Anschauung von der Ehe als etwas durchaus Naturgemäßem zurück. Eine unmittelbare Folge dieser Wiederbelebung war es, daß nun auch die aus der germanischen Vorzeit durchs Mittelalter hindurchgerettete volkstümliche ideale Auffassung des Liebesverhältnisses und der besonderen Verehrungswürdigkeit der Frauen auf die Ehe angewendet und dieser hierdurch ethische und überhaupt höhere Aufgaben übertragen wurden. Bahnbrechend auf diesem Gebiete war das über die Pflichten der ehelichen Liebe, über Haushalt und Kinder-Erziehung in modernem Geiste handelnde humanistische Werk De re uxoria 1415 des Italieners Franciscus Barbarus. Von der gleichen Grundanschauung beherrscht folgte ihm als Erster in Deutschland Albrecht von Eyb mit seinem deutschen Ehebüchlein, das 1472 erschienen sich in zahlreichen Auflagen über die Reformationszeit hinaus erhalten hat. Mit ausgiebiger Benützung von Aussprüchen lateinischer Schriftsteller des Altertums würdigt hier Eyb die überwiegenden Vorzüge der Ehe, begründet die Notwendigkeit dieser menschlichen Einrichtung aus der ganzen Weltordnung, aus dem göttlichen Gebote, dem natürlichen Verlangen und dem Bedürfnis der Staatserhaltung und verkündigt das Lob der Ehe in freier sittlicher Auffassung. Auch in der Folgezeit traten in den Reihen der deutschen Humanisten neben frivolen Spöttern und Verächtern hausbackener Bürgertugenden und ehrbarer Häuslichkeit begeisterte Lobredner der Frauen und der Ehe auf. Unter ihnen hat wieder ganz besonders Erasmus Roterodamus (wie mit seinem Lob der Narrheit auf dem Gebiete der ironischen Enkomien, so hier) mit seinem Encomium Matrimonii 1520 und mit seinem Gespräch Coniugium 1524 auf seine Nachfolger, Fischart mit eingeschlossen, bestimmend eingewirkt.

Eine neue Richtung und eine erhöhte Lebenskraft gewann die Eheliteratur mit der Reformation. Luther selbst, der die Ehe als ein von der Natur und Sitte gleichmäßig gebotenes „heiliges Werk“, als den „allergeistlichsten“ und „gottgeordneten Stand“ bezeichnet, und als eine Einrichtung, die nicht erst zu

ihrer Entsündigung der kirchlichen Weihe bedürfte, aus der Reihe der Sakramente gestrichen und der weltlichen Obrigkeit unterstellt hat, trat auch als literarischer Vorkämpfer gegen die Ehelosigkeit auf. Luther hat das Recht des liebenden Herzens verteidigt, er hat auch die Mühen und Sorgen der Ehe als herrliche Güter zur Stärkung des Gottvertrauens aufgefaßt, das häusliche Glück und Behagen in poetischer Verklärung gefeiert mit den schönsten und wirkungsvollsten Worten in seinen (erst 1566 veröffentlichten) Tischreden. Er hat in zwei selbständigen Schriften über die Ehe (Traubüchlein und „Von Ehesachen") die liturgischen und kirchenrechtlichen Fragen behandelt, in Vorreden zu Schriften befreundeter Männer (so zum „Dialogus, dem Ehestand zu Ehren" von Johann Freder und zum „Eherecht" von Johannes Brentius) die Frauen- und Eheverächter aufs Heftigste angegriffen, und im allgemeinen durch seine Lehre, wie durch sein eigenes Beispiel den Priester-Zölibat für die Protestanten aufgehoben und das deutsche Familienleben in einem freieren, innigeren, würdigeren Sinne umgestaltet.

Den Anregungen Luthers kamen die protestantischen Schriftsteller das ganze Jahrhundert über mit größtem Eifer nach. In zahlreichen Lobreden, Lehrbüchern, Predigten, Gesprächen, Schauspielen, Scherzschriften und Gelegenheitsdichtungen wurden die Gottgewolltheit, die Unentbehrlichkeit und Würde, die Vorteile und Segnungen der Ehe an Bibelstellen, Aussprüchen berühmter Männer, an geschichtlichen Beispielen und praktischen Erwägungen nachgewiesen und gefeiert im Gegensatze zu dem als Sünde und Unvernunft gebrandmarkten katholischen Zölibat. Von der einfachen Betonung des Rechtes der Sinnlichkeit drang man zu immer höheren ethischen Aufgaben vor und suchte das Verhältnis zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern immer innerlicher zu gestalten. Auf Leonhart Culmanns „Unterrichtung" (1532) für Jungfrauen und Junggesellen, wie sie sich in dem gottgefälligen Ehestande zu verhalten haben, folgte Erasmus Alberus mit seinem „Guten Buch von der Ehe" (1536, neu aufgelegt als „Ehebüchlein" stark gekürzt, aber um das Gespräch des Erasmus Roterodamus gemehrt 1539), worin er in freier Übertragung des Barbarus Ausführungen über Wesen und

Pflichten der Ehe in Beziehung setzt zu den Forderungen und Ansichten seiner Zeit und seines Bekenntnisses und sich der neuen Priesterehe freute. Nach Predigten stellte Johannes Spangenberg „Des ehelichen Ordens Spiegel und Regel" 1545 zusammen, worin mit grimmigen Ausfällen gegen das Mönchstum die Ehe als Orden geschildert wird, dessen Stifter und Abt Gott selbst, dessen Regel das Evangelium, dessen Kloster das Haus und die Wohnung der Eheleute sei usw. Erasmus Sarcerius erörterte in seinem „Buch vom heiligen Ehestand" 1553 die eherechtlichen Fragen in protestantischen Sinne. Mit sittlichem Ernst und religiöser Empfindung, mit offenem Blick für die Bedürfnisse der Zeit in durchaus praktischen Ratschlägen sucht er den Ausbau der Ehe als einer innigen Gemeinschaft des Mannes mit einen ebenbürtigen Weibe zu fördern. Cyriacus Spangenberg in seinem „Ehespiegel" (1561, vermehrt 1578) zog in 70 Brautpredigten die Nutzanwendung für die protestantische Ehe aus zahlreichen Aussprüchen alter und neuer Verfasser. Predigten über Ehestand und Hauswesen wurden überhaupt seit den vierziger Jahren zum Unterschied von der älteren Übung der katholischen Kanzelredner immer häufiger. Auch Alberus, Mathesius u. a. haben Hochzeitspredigten in mehrfach aufgelegten Sammlungen und Ehespiegeln veröffentlicht. Alle diese Ehebüchlein sind, wie Fischart in der Vorrede zu seinem Ehezuchtbüchlein es ausdrückt: „etlich ganz Theologisch vnd H. Geschrift gemäß geschöpft aus unserer Christlichen Philosophia, etliche mittelmäßig gestellt, aus Vernünftlichen eingenaturten Lehren erholt, mit welchen sich die Naturgefolgige Kluge Heyden beholfen".

Im Gegensatze zu dem meist recht trocken lehrhaften Ton dieser gelehrt theologischen Schriften bemühten sich viele protestantische Dichter nicht nur in eindringlichen Ermahnungen, sondern auch in lebensvollen Darstellungen das evangelische Ideal der deutschen Ehe aufzustellen. In Schauspielen zumeist biblischen Stoffes wurden seit den dreißiger Jahren (auch auf Luthers Rat) in trauten Familienszenen Brautwerbung, Hochzeit und Kindererziehung, gute und böse Beispiele wie in einem Spiegel zur Nachahmung und Warnung gezeigt, so immer wieder Tobias als das Vorbild eines frommen Ehemannes, Susanna

als das Muster einer wackeren deutschen Hausfrau, der verlorene Sohn als eine Frucht elterlicher Schwäche, vor allem aber wurde in Dramen von der Heirat Isaaks und Rebekkas, und von der Hochzeit zu Kanaan die göttliche Einsetzung des Ehestandes den Zuhörern unmittelbar vor Augen geführt.

Doch nicht allein die erbauliche und diktatische Literatur, auch die Satire und der Humor bemächtigten sich jetzt des Ehemotivs. Freilich der bissige Spott, der erbarmungslose Hohn, der übertriebene (jede Ausnahme und Hoffnung ausschließende) Pessimismus, mit dem etwa Thomas Murner oder Simon Lemnius die Laster des weiblichen Geschlechts und die Zerrüttung des ehelichen Lebens darstellten, lag den spätern protestantischen Satirikern auf diesem Gebiete ganz fern, obschon der alte grobianische Ton der Weiberfeindschaft auch hier gelegentlich auftaucht. Auch in die vielverzweigte Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts findet das Ehemotiv Eingang. Luther hat wie für andere Laster und Schäden, so auch für die Störungen des ehelichen Friedens den Teufel verantwortlich gemacht. Mit dieser Befugnis tritt der Teufel nun auch in den protestantischen Schauspielen auf. Einen besonderen Eheteufel finden wir zuerst in Paul Rebhuns Hochzeit zu Kanaan 1532. Ein eigenes frisches und volkstümlich gehaltenes Büchlein „Wider den Eheteufel" verfaßte 1556 der Theologieprofessor Andreas Musculus. Ebenfalls Andeutungen Luthers folgend, schildert er launig und derb die verschiedenen Angriffe des Teufels auf die göttliche Eheordnung, bringt weiberfeindliche Sprichwörter und Schwänke, verwarnt die Frauen vor Herrschsucht, der Doktor Siemann müsse dem Doktor Herrmann weichen, findet aber auch warme Worte für das Lob der Ehe. Ein grobianischer Weiberverächter ist augenscheinlich der unbekannte Verfasser, welcher in seinen 1557 erschienenen Reimen „Von den zehn Teufeln oder Lastern, damit die bösen vnartigen Weiber besessen sind. Auch von zehn Tugenden, damit die frommen und vernünftigen Weiber geziert . . . sind" den ersten Teil mit grimmigem Hohn, den zweiten hingegen matt und farblos ausführt. Adam Schubart verbindet mit seiner derben Satire: „Hausteufel, das ist der Meister Siemann" (1565) die wohlmeinende Absicht, durch lebendige abschreckende Schilderungen herrschsüchtiger Weiber den häuslichen

frieden zu fördern und fügt einen lehrhaften Abschnitt hierzu, eine dürre „Vermahnung aus der heiligen Schrift, wie sich Eheleute gegeneinander verhalten sollen". In zahlreichen Schwänken, Gesprächen und Fastnachtspielen schildert Hans Sachs packend und boshaft die zwölf Eigenschaften, die verschiedenen Tiernaturen, die neun Häute usw. der bösen Weiber, ihre Streitsucht, ihre Liederlichkeit, ihre Unausstehlichkeit, ihre schlampige Erscheinung. Aber er hat auch mehr als ein feines Frauenlob verfaßt, mit Behagen und Freude idyllische Familienszenen gezeichnet, weil er eben „Das bitter süß ehelich Leben" aus eigener Erfahrung nach seinen freudigen und leidigen Seiten und von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchten wollte.

An beiden literarischen Behandlungsweisen des Ehemotivs hat sich Fischart beteiligt, sowohl an der satirisch-idyllischen Schilderung des Familienlebens, als auch an der theoretisch-didaktischen Erörterung aller einschlägigen Fragen. Auf die Schilderung legte er das Hauptgewicht in seinem Ehekapitel der Geschichtklitterung, auf die Theorie in seinem Philosophischen Ehezuchtbüchlein. Allerdings hat er in jenem nicht ganz auf Lehren und Ermahnungen verzichtet, in diesem zwischen den didaktischen Ausführungen nicht ganz auf lebenswahre Schilderungen. Der Gegenstand selbst lag seinem Herzen nahe. Eine verinnerlichte Ehegemeinschaft, ein gesundes Familienleben, eine vernünftige naturgemäße Kindererziehung erschienen ihm als die wichtigsten Grundlagen der allgemeinen Sittlichkeit. Und da er es für seine schriftstellerische Aufgabe hielt, die Gesundung der sittlichen Zustände seines Volkes fördern zu helfen, so mußte er aus völkischen, wirtschaftlichen und ethischen Gründen die Ehelosigkeit bekämpfen. Fischart selbst kam erst spät, 1583 in die Lage zu heiraten. Er hat sich darum ein Idealbild von der deutschen Ehe aufgestellt, für die Einzelzüge aber verwertete er gewiß das Leben in dem Hause seiner Eltern, auch schilderte er die Schattenseiten des Junggesellenstandes aus eigener Erfahrung. Er teilt mit den protestantischen Schriftstellern der Zeit die würdigere Auffassung von den ethischen Aufgaben einer auf Liebe gegründeten Ehe, er berührt sich mit Luther und einigen seiner Nachfolger in der gemütvollen Schilderung, er benützte aber nicht eine einzige der deutschen Eheschriften. Er

kannte seine Vorgänger vielleicht gar nicht, denn er weicht in den Beweisgründen, Beispielen und Gleichnissen ganz von ihnen ab, während seine Vorgänger einander sehr nahe kommen, weil gewöhnlich der Jüngere den Älteren ausgeschrieben hat. Fischart berührt sich im Ehezuchtbüchlein mit den Vorgängern nur mittelbar, insofern als diese gleich ihm vielfach Plutarch, Stobaios und des Erasmus Alberus Ehegespräch benützten. Auch mit der volkstümlichen, humorvollen Darstellung seines Ehezuchtbüchleins weicht Fischart wesentlich ab von dem trockenen Ton, den predigtartigen Ermahnungen der Ehespiegel und Ehebücher. Er verfolgte ja auch andere Zwecke. Den schriftstellernden protestantischen Theologen kam es hauptsächlich darauf an, die alten Beweisgründe und Aussprüche für die Zwecke ihrer Bekenntnisse zu verwenden, die katholische Auffassung der Ehe zu bekämpfen, die evangelische Priesterehe zu verherrlichen. Fischart aber erhebt sich im Ehezuchtbüchlein über die konfessionellen Schranken; er gibt allgemein menschliche Lehren für die Ehe, er bekämpft hier nicht einmal im besonderen den katholischen Priesterzölibat — dies hatte er schon im Nachtrab besorgt —, sondern die Ehelosigkeit überhaupt, weil ihm Ehe gleich der Tugend, Ehelosigkeit gleich dem Laster galt. Sein Buch geht, wie die Vorrede besagt, „mit naturgemäsen vnd Menschlicher Vernunft anmütigen lehren umb" und zwar „auff zwo sondere lustige arten ..., nämlich Gesazweis vnd Gleichnusweis".

Sein Ehebüchlein erschien zur Ostermesse 1578: „Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin. Oder des Berümtesten ... Griechischen Philosophi ... Plutarchi Naturgescheide Eheliche Gesaz ... durch anmutige lustige Gleichnussen ganz lieblich getractiret, Sammt desselbigen auch Gründlichem Bericht von gebürlicher Ehrngemäser Kinder Zucht. Darzu noch eyn schönes Gespräch, von Klag des Ehestands ... Alles auß Griechischem vnd Latinischem nun das erstemal inn Teutsche Sprache verwendet. J. F. G. M. Zu Straßburg. MDLXXVIII".

Im Titel wird das Schwergewicht auf Plutarch gelegt, in der Vorrede, die auch eine begeisterte Verteidigung deutscher Übersetzungen antiker Autoren enthält, werden gar nur die aus Plutarch genommenen Abschnitte erwähnt. Fischart habe, so

heißt es hier, vor einigen Jahren begonnen, Plutarchs „nutzlichste Opuscula" zu verdeutschen, sei aber nur mit den vorliegenden zwei Traktaten fertig geworden. Das Ehezuchtbüchlein aber besteht aus vier Teilen. Den ersten und dritten bilden freie Übertragungen zweier Plutarchischer Abhandlungen: *Γαμικὰ παραγγέλματα* (Ehevorschriften) und *Περὶ παίδων ἀγωγῆς* (Kinderzucht), den vierten Teil eine Verdeutschung des Ehgespräches von Erasmus. Der zweite umfangreichste Teil aber besteht aus einer Ansammlung von allerlei Anekdoten, Beispielen und Sprichwörtern verschiedenen Ursprungs, die meist erst Fischart zur Ehe in Beziehung gesetzt hat. Alle vier Teile zusammen aber dienen dem einen Bestreben, durch Ermahnungen und Beispiele in unterhaltendem Vortrage innige Beziehungen zwischen den Eheleuten, sowie eine liebevolle und verständige Behandlung der Kinder zu fördern.

Der erste und dritte Teil folgt also Plutarch, der in den genannten zwei Abhandlungen den Eheleuten die eindringlichsten und nachahmenswertesten Lehren für ein edles, segensreiches Verhalten zueinander erteilt, und sie eingehend und jeden möglichen Fall berücksichtigend unterweist, was für einen Umgang, was für Hüter und Lehrer sie ihren Kindern schaffen sollen, von der Amme angefangen bis zur letzten Anleitung in den höchsten philosophischen und politischen Kenntnissen. Die Angabe im Titel, daß Fischart diese Schriften als Erster verdeutscht habe, ist nicht richtig. Plutarch wurde seit Beginn des 16. Jahrhunderts wiederholt ins Deutsche und Lateinische übertragen.

Das ist ja ganz begreiflich. Sowohl die deutschen Humanisten wie die protestantischen Gelehrten hatten im Gegensatz zu den Italienern nicht die richtige Auffassung vom Geist der Antike und den Vorzügen der Form ihrer Schriften und Dichtungen. Darnach trafen sie auch ihre Auswahl bei Übersetzungen und bei der Verwaltung der Schätze des Altertums, aus denen sie entweder Waffen schmiedeten, die sie für die geistige und sittliche Erhebung der Zeit dringend brauchten, oder aus denen sie sich Beispiele und Regeln holten für Ethik und Satire. Die Gipfel antiker Dichtung, Homer, Pindar, Sophokles, Horaz blieben überhaupt lange unbekannt, aber Herodot, Xenophon, Sallust, Livius wurden oft verdeutscht, ausgeschrieben und nachgeahmt.

Volkstümliche Bücher, in denen man den gewünschten Stoff in übersichtlichen Abschnitten bequem beisammen hatte, wie Stobaios, Valerius Maximus, waren ebenso beliebt wie die antiken Fabelsammlungen. Zu den griechischen Texten von Aristoteles und Plato wagte man damals noch nicht vorzudringen. Es galt als ein unüberwindlich schwieriges und bei den Katholiken als ein gefährliches, weil von der Kirche nicht gern gesehenes Unternehmen. Aber bei den eklektischen Schriften Ciceros und den (dem Christentum näher stehenden) Schriften Senekas schaltete man ganz frei mit dem Stoff und schrieb sie in modernem und christlichem Geiste um. Die zahlreichen Holzschnitte, welche diesen Verdeutschungen beigegeben sind, zeigen uns die Tracht und den Hausrat des 16. Jahrhunderts, ein Sinnbild für den Geist dieser Umgestaltung. Die antiken Ämter benannte man mit Bezeichnungen wie Bürgermeister, Amtmann, Ratsverwandte, Zunftmeister, die Legionäre wurden zu Landsknechten, alles Heidnische wurde unterdrückt. In einer Verdeutschung von Michael Herr (1536) opfert der sterbende Seneka sein Blut nicht den Göttern, sondern „seinem Erlöser". Die anmutigste Umpflanzung antiker Geschichten in die deutsche spießbürgerliche Kleinwelt gelang Hans Sachs. Zu den damals am stärksten benützten alten Schriftstellern gehörte auch Plutarch. Seine vergleichenden Lebensbeschreibungen, seine Sammlungen denkwürdiger Aussprüche und Begebenheiten boten den neuen Moralisten willkommene Stoffe dar. Von 1519 ab wurden das ganze Jahrhundert hindurch einzelne seiner Schriften sowie größere Teile ins Lateinische und Deutsche übertragen. Die größte Beliebtheit erzielten seine Abhandlungen über die Ehe und die Kindererziehung, welche wie ein herrenloser Tagbau ausgeschürft wurden.

Fischart benützte die älteren deutschen Übersetzer nicht. Er hat Plutarch selbständig verdeutscht, doch nicht unmitelbar aus dem Griechischen, wie es der Titel fälschlich angibt, und obwohl er dieser Sprache mächtig war, sondern aus der in Basel 1572 erschienenen lateinischen Übertragung des Wilhelm Xylander. Das ergibt sich unter anderem aus dem Umstande, daß er häufig in seinem Wortlaute den lateinischen Ausdruck der Vorlage beibehielt (z. B. die Gedächtnis oder Memori, Gnadseligkeiten oder Gratien),

daß er ferner oft die erklärenden Anmerkungen und die Textkonjekturen Xylanders wörtlich herübernahm und daß er endlich lateinische Konstruktionen, besonders den accusativus cum infinitivo genau nachahmte. Im übrigen überträgt Fischart seine Vorlage ziemlich frei und ohne Fehler, erfaßt klar und scharf die Gedanken und Ausdrücke, läßt nicht das geringste weg und wird nur dort breiter, wo er Plutarchs Andeutungen seinen Lesern eindringlicher darlegen will. Gegenüber den älteren deutschen Plutarch-Übersetzern ergeben sich deutlich seine besonderen Vorzüge, die wohl nicht nur sein größeres stilistisches Talent, sondern die seit den dreißiger Jahren gemachten Fortschritte der deutschen Übersetzungskunst erweisen. Mit Ausnahme einiger einleitender oder überleitender Abschnitte, in denen Fischart wegen des zu engen Anschlusses an das Latein langatmige, schwerfällige Sätze voll Einschachtelungen und geschraubter Wendungen baut, belebt er den Vortrag durchweg mit volkstümlichen, bildlichen Wendungen und bezeichnenden neuen Ausdrücken. Für primum locum sibi vindicent sagt er z. B. „die Nächsten am Brett sind“, für ingeniculent „sich zu dem faulen Vorteil zu bücken“, für elementum „Erzschaffung“, für vaniloquentia „eitelthäding“, für Eheleute schafft er mannigfaltige Spielarten wie „Ehverwandte“, „Ehvermählte“, Ehverhafte“, „Ehverzichte“, „Ehvertraute“, „Ehverknüpfte“ usw. Mit kleinen Bemerkungen und Änderungen paßt er die Ausführungen des griechischen Heiden deutschen und christlichen Verhältnissen an. Er vermeidet die heidnische Anrufung der Götter, er erläutert oder verdeutscht fremdartige Bezeichnungen (z. B. für malorum Iliadem „ein unend oder abgrund und also zu reden ein summa summarum alles übels vnd unglücks“), und zu Plutarchs Bemerkung, daß es verzeihlich sei, wenn ein Ehemann sich mit einer Magd einläßt, verwahrt sich Fischart in einem Zusatz gegen diese leichtfertige antike Auffassung: „Gleichwol wird ihm ain Aufrechter bescheidener Bidermann, der sich seiner Ehlichen pflicht erinnert, die nicht bald zu verhängung etwas mutwilliger freiheit einreden lasen, Sondern vil mehr bedacht sein, das er nichts zu schmach seiner herlichen Vernunft und des höchsten Guts, der ja nit vergebens darmit begabt, fürnemme und inn alle weg dahin arbeiten, das er derselbigen Sinnbeherrscherin jederzeit das Regi-

ment über die fliegende gelüst beständig erhalte; Zu dem auch sein ehr vnd glimpf, samt seiner Kinder und nachkommenen Namen und wolachtung und die zerrüttung der haushaltung, so aus solcher zaumverhängnus der begird folget, zu gemüt füren und behertzigen."

Unter den Zusätzen Fischarts zu Plutarch nehmen den größten Raum die eingestreuten gereimten Abschnitte ein, die wieder meist Gleichnisse und Sentenzen der Vorlage sehr verbreitert wiedergeben, oder am Schlusse einzelner Abschnitte dessen Moral zusammenfassen. Er erweitert hiebei auch gelegentlich die herangezogenen Quellen in freimütigster Weise. Plutarch erwähnt z. B. Phoenix, den Hofmeister des Achilles mit Anspielung auf Ilias 9, 432ff. Fischart gibt nun Homer ergänzend dieses Phönix Erziehungsmethode an, die natürlich seinen eigenen Anschauungen entspricht.

Welcher mit sonderer geschicklichkeyt
Des Achillis anmutung leyt,
  Und ihm nicht gleich wehrt und erleyd,
  Wazu ihn trug sein lust und fräud,
Sonder mant ihn zuhalten Moß,
Sagt wie andern Vnmaß erschos,
  Entwänt ihn also mit der weil
  Von seiner unart, so war geyl.
Gab ihm bißweilen nach im gringen,
Damit er möcht eyn groß auspringen.
  Lobt ihn auch, wann er lobswerd thät,
  Damit er mehr lust darzu het.
An andern er die Fehl oft schalt,
Deren er wußt an ihm gestalt,
  Zulehrn, das ihn nicht ziren kan,
  Was anderen stehet übel an.
Er straft auch nicht all laster gleichlich,
Wie viln Schultölpeln solchs ist präuchlich.

Die längste Erweiterung aber gibt Fischart zu Plutarchs Mitteilung, daß Phidias den Eleern eine auf einer Schildkröte stehende Aphrodite gemeißelt habe, damit anzuzeigen, daß die Frauen schneckenmäßig im Hause bleiben sollten. Fischart, der seinen Lesern die Wahl freistellt, die Schildkrötenschale auch als Schneckenhaus zu deuten, fügt nun mehr als 400 Verse hinzu, worin die

äußere Erscheinung, die Eigenschaften und die Lebensweise der Schnecke und der Schildkröte und außerdem vier oft erzählte, aber von ihm neu gefaßte Fabeln von der Schildkröte und ihren Erlebnissen mit den Fröschen, dem Adler, dem Hasen und Jupiter heranzieht, um den Frauen eine Menge von Ratschlägen und Ermahnungen über ihre ehelichen und häuslichen Pflichten gleichnisweise vorzutragen.

Der umfänglichste zweite Teil des Ehezuchtbüchleins „Von Ehgebürlichkeyten" ist nicht eine Übersetzung, sondern ein „Zusatz aus noch viler anderer Erleuchten vnd Hochgelehrter Personen Bücheren", eine Ansammlung der verschiedenartigsten Aussprüche alter Dichter und Philosophen, eine Anhäufung von Sprichwörtern, Bildern, Gleichnissen und Beispielen über Ehe, Frauen und Haushalt. Diesen massenhaften bunten Stoff hat Fischart aus verhältnismäßig wenigen (im wesentlichen aus drei) Büchern, in denen das erforderliche Rüstzeug schon haufenweise bereit lag, mit vollen Händen geschöpft. Er hat aber seine Quellen verschiedenartig benützt, bald seitenlang wörtlich abgeschrieben, bald willkürlich abgeändert, hier abgeschwächt, dort stärkere Farben aufgesetzt, hier gekürzt, dort erweitert oder in Verse umgedichtet, vielfach auch Stoff verschiedener Schriften bunt durcheinander gewürfelt, wie es scheint, um das wörtliche Abschreiben zu bemänteln. Da Fischart auch seine Quellen (außer Stobaios) nicht nennt, sondern eher von ihnen ablenkt, so bedarf es genauerer Untersuchung, sie herauszufinden. Fischart hat ferner nicht aus den älteren deutschen Eheschriften geschöpft, sondern zumeist aus Werken ganz fremdartigen Inhalts, denen er nur das entnahm, was er zu Lehren und Gleichnissen für den Ehestand verwerten konnte. So ist eine planvolle Tätigkeit Fischarts bei der Auswahl und Verarbeitung des weitschichtigen Stoffes wohl zu merken, nicht aber bei dessen Anordnung. Denn der zweite Teil beginnt und schließt unvermittelt und läßt in der Aneinanderreihung der Beispiele und Erwägungen durchaus keinen leitenden Gesichtspunkt erkennen. Wie aus einem Zettelkasten herausgeschüttelt, stehen die unvereinbarsten Dinge ohne Zusammenhang nebeneinander. Fischart ermahnt hier die Frauen, häuslich, arbeitsam, bescheiden, sparsam, nicht eitel, ihrem Mann ergeben zu sein, er

warnt vor übereilter Eheschließung, zeichnet die verschiedenen Naturen und Eigenschaften guter und böser Frauen, bringt erhebende Beispiele ehelicher Liebe und Treue, Ausführungen über Kinderzeugung, Mitgift, über die in der Ehe erforderlichen Tugenden, Lehren aus dem Tierreiche, auch stellt er ganze Scharen ehe- und weiberfeindlicher Aussprüche auf den Plan, um sie dann mit siegreicher Kampfesfreude wegzufegen. Aber er mengt diese Ausführungen alle durcheinander, springt von dem einen Gegenstand mit einem Male ab, um später unvermittelt wieder darauf zurückzukommen. Wie äußerlich und notdürftig er diese fremden Flicken zusammensetzt, zeigt diese Überleitung: „Dieweil wir hie noch im Mör umbschweben und on das die Welt dem Mör und die Haußhaltungen den Schiffarten verglichen und vil gleichnuslehren von Mörfischen eingezogen haben, wollen wir auch noch eines oder das ander exempel aus dem Mör her holen."

Die Quellen dieses Mittelstücks sind nun zunächst die umfangreiche griechische Anthologie, die der Mazedonier Johannes Stobaios im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. angelegt hatte, und zwar in der deutschen Übertragung Georg Fröhlichs „Stobei Scharpfffinniger Sprüche zweihundert vnnd fünfftzig", Basel 1551 aus dessen Kapiteln über Ehe, Haushalt, Frauen und Kinderzucht Fischart die ihm passenden Aussprüche wörtlich oder in kurzen Auszügen herübernahm, zuweilen heidnische Vorstellungen in christliche umsetzend, oder gar Zitate verschiedener Schriftsteller willkürlich zusammenrückend.

Die zweite Quelle ist Konrad Gesners Historia animalium und zwar wieder in deutschen Bearbeitungen: „Thierbuch" und „Fischbuch" von Konrad Forer 1563, „Vogelbuch" von Rudolf Heußlin 1557. Durch verwandte Andeutungen bei Stobaios und Plutarch wurde Fischarten jedenfalls die Anregung gegeben, in breit ausgeführten Gleichnissen die Eigenschaften und das Leben der Tiere mit dem Wesen, den Pflichten und Freuden des Ehestandes in Beziehung zu setzen. Er hat zu diesem Zwecke alle Angaben über Gestalt, Artung und Lebensweise der Tiere den genannten Büchern entnommen, das meiste natürlich mit Absicht geändert, weil es ihm nicht auf die überlieferten naturgeschichtlichen Tatsachen, sondern nur auf die moralische Nutz-

anwendung ankam. Auf diesem Wege gewann er in der Tat eine Menge seltsamer und überraschender, auch erzwungener Vorbilder für Eheleute. In einem langen Gedichte wird den Ehefrauen die Zärtlichkeit, Fruchtbarkeit, Treue und Reinlichkeit der Tauben vorgeführt. Oder er beschreibt in engstem Anschluß an Gesner die für Wasser und Land eingerichtete Natur des Bibers und vergleicht damit die Ehe, wo auch „das vordertheyl, der Man, die Narung des Lands suchet, das ist, ausserhalb des Hauses wirbt vnd handelt, das ander theyl im Wasser sich behülfet, das ist, des Hauses wartet, geschicht solches alles gleichwol zu dienst eynem lieb. . . . Wie der Biber ein feuchttrocken leben füret, also gehets zuzeiten auch den Ehleuten wol und ruhig, zuzeiten rauch und trübe, gehet ihn also trüblauter vnd lautertrüb". Sehr oft bringt Fischart mehrere von Gesner einzeln berichtete Züge miteinander in Zusamenhang. So sagt z. B. das Fischbuch von den Heringen „Das ist one fäl, das jre augen sampt den nächsten schuppen bey der nacht wunderbarlich scheynend". Und später: „Derart söllend sy seyn, das wann sy ein liecht auff dem wasser oder Meer ersehend, so schwümmend sy hauffacht herzu, werdens mit sölcher kunst von den fischern zu dem fang gereizt". Fischart setzt diese beiden Züge in Verbindung und gewinnt so ein prächtiges Gleichnis:

„Wiewol die Häring für sich selbs bei nacht einen feurglantzenden schein geben, auch jre augen wie feur nachts schimmern, noch sint sie so närrisch, das sie an jrem eygenen Liecht nicht benügig, noch darüber, wan man bei nacht ein Fackel oder Liecht in Schiffen aufsteckt oder ausstreckt, zu solchem schein haufenweis schwimmen und darüber gefangen werden.

Eben also thun auch etliche, die freien wöllen, die für sich selbs wol genug hetten, und entweder mit Hab und gut zuvor genugsam und zimlich gesegnet und versehen sint oder sonst eine kunst oder ehrliche Handtirung, damit sie ehr und gut gewinnen könnten, gelehrnet haben, aber gleichwol solche gaben Gotts unangesehen, noch nach einem anderen betrüglichen schein, das ist, grosem Heurahtgut stellen, und wo man ihnen nur gold und gelt und einen schweren seckel weiset, herzu schwimmen und sich darumb pfrengen und trengen und also inn eine willige gefängnus und lebenslange beträngnus begeben."

Die dritte Hauptquelle bildet die Egenolffsche Sprichwörtersammlung nach der in Fischarts Besitz gewesenen Ausgabe vom Jahre 1565. Diese Vorlage hat Fischart am ausgiebigsten,

wiederholt mehrere Abschnitte lang hintereinander wörtlich ausgeschrieben. Er ändert sie aber auch gelegentlich für seine Zwecke ab, unterdrückt oder widerlegt die ehefeindlichen Sprüche, läßt die längeren religiösen Ermahnungen weg, die zum volkstümlichen Ton seiner Schrift nicht paßten, und verarbeitete frei in seiner Darstellung die Bibelzitate der Vorlage.

Das Mittelstück des Ehezuchtbüchleins ist ferner mit zahlreichen Bildern versehen, die Stimmer für andere Bücher gezeichnet hat. Fischart beschreibt sie nun allegorisierend in der Weise, daß er sie mehr oder minder gewaltsam mit seinem Gegenstand in Beziehung bringt. Es finden sich darunter Darstellungen der vier Tugenden: Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke und Mäßigung, Bilder aus dem von Fischart einbegleiteten Roman von Ismenius und Ismene, dann mehrere Allegorien, wie das von der Ehe, von der seilfressenden Eselin, dem Abbild verschwenderischer Weiber, von dem großen Kauffarteischiff, dem Abbild der Haushaltung, und andere. Die zahlreichen Bilder von Seeungeheuern, Fischen, Renntieren usw. aber hat Stimmer gewiß für die Straßburger Verdeutschung (1567) der Historia de gentibus septentrionalibus von Olaus Magnus gezeichnet. Olaus handelt in Buch 17 bis 22 ausführlich von der Tierwelt des Nordens. Diese Abschnitte waren eine wichtige Quelle für Gesner und so mittelbar für Fischart. Dieser hat aber auch gelegentlich, so bei einem Bericht über die Hausschlangen, wo er Olaus namentlich anführt, diesen unmittelbar benutzt.

Der vierte Teil des Ehezuchtbüchleins endlich: „Eyn schönes lehrhafts Gespräch zweyer ungleicher Weiber von jren Ehemannen, aus den Colloquiis Erasmi verteutscht vnd genant Klag des Ehstands", ist eine getreue Übersetzung des Gespräches Coniugium des Erasmus Roterodamus (in der Sammlung Colloquia familiaria, Basel 1516). Zwei Frauen, eine gute und eine böse, unterreden sich hier über ihre Ehemänner. Die böse beklagt sich bitter, die gute gibt ihr Lehren, wie sie den Mann und ihre ganze Lage bessern könne. Sie weist dabei auf ihre eigene überaus glückliche Ehe hin und bringt eine Reihe einschlägiger Beispiele und theoretischer Erörterungen vor. Fischart hat das Gespräch, das schon vor ihm mehrfach (von Alberus und Rodt ziemlich

frei) verdeutscht und nachgeahmt worden war, ohne Kenntnis seiner Vorgänger in einem volkstümlichen bilderreichen Stil übertragen. Er unterläßt aber hier jeden längeren Zusatz, als wäre er am Ende der umfänglichen Schrift schon ermüdet gewesen, kürzt sogar seine Vorlage an Stellen, wo sie einzelne (von Fischart schon im ersten Teile vorgeführte) Plutarchische Gedanken bringt. Er belebt nur das Gespräch dadurch, daß er, häufiger als Erasmus, längere Reden der einen Person durch kurze Zwischenreden, Rufe und Beteuerungen der anderen Person unterbricht. Wie anschaulich er die ganze Lage erfaßt, sehen wir z. B. daraus, daß die böse Frau dem Anerbieten der guten, noch eine Geschichte zu erzählen, zustimmt und (bei Fischart) hinzufügt: „wir wollen uns darzu niedersetzen". Statt der bezeichnenden Namen Eulalia (also die Wohlredende) und Xanthippe, die Erasmus den beiden Frauen gibt, wählt Fischart die nicht minder sprechenden deutschen Namen Rosamunde und Grimmhildin.

Die zweite Auflage des Ehezuchtbüchleins erschien erst unmittelbar nach Fischarts Tod 1591 mit einigen Änderungen und Erweiterungen in der Vorrede und einem Anhange: Des spanischen Bischofs Guevara Sendbrief an Eheleute; die dritte 1597 mit 20 Blättern allegorischer Darstellungen vor dem Titelblatte, die vierte 1607 mit Fischarts Bildnis, die letzte 1614; alle in Straßburg bei Jobin und dessen Nachfolgern. Schließlich ist es noch in einigen Schriften des 17. Jahrhunderts benützt worden.

Inhalt.